



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

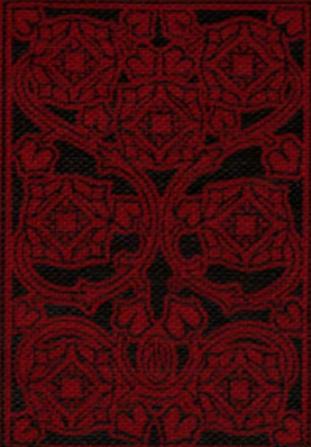
Stanford University Libraries

3 6105 117 158 241



PT
1337
B5
1911
PT.4

BIBLIOTHEK FÜR UNTERHALTUNG UND DES WISSENS



Bücher-Sammlung

von



Ankündigungen aller Art, soweit sie sich zur Aufnahme eignen, gelangen zum
Preis von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum
Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen**
durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft** in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

HAUSFRAUEN welche auf eine gründliche,
appetitliche und allen sanitären Anforderungen entsprechende
Reinigung von Haus- u. Küchengeräten
Wert legen, werden gebeten einen Versuch mit



zu machen.

**EIN ERSTKLASSIGES HYGIENISCHES
REINIGUNGSMITTEL
FÜR KÜCHE UND HAUS.**

Leichte, flotte Arbeit. — Weitgehendste Verwendbarkeit. —
Größte Schonung der Hände. — Kein Angreifen der Haut
wie bei Soda, Schmierseife und dergleichen. — Vollständige
Geruchlosigkeit der Gegenstände nach der Reinigung.

SAPONIA reinigt rasch und leicht fettige und
beschmutzte Gegenstände aus Metall,
Email, Marmor, Holz, Glas, Porzellan usw., wie Küchen-
geschirre, Badewannen, Fenster, Türen, Linoleum, Wasch-
geschirre, Klosette etc.

Zu haben in Drogerien, Kolonialwaren-, Seifen- und Haushaltsgeschäften.

Proben versenden auf Wunsch gratis und franko

SAPONIA-WERKE Offenbach a. M.

Grossartiges Briefmarkenlager

Grössere Sammlung ist vorteilhafte Geldanlage.

Soeben erschien: **Jll. Normal-Katalog 1911.** M. 3.—.

Kohls III. Handbuch. 8. Auflage. M. 7.50.

Paul Kohl G. m. b. H., Chemnitz.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Neue Romane beliebter Autoren.

Der blaue Diamant. Roman von **Georg Hartwig.** Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Ein Gesellschaftsroman, in dessen Mittelpunkt die liebenswürdige Gestalt eines jungen Mädchens steht, das in den Verdacht gerät, einen kostbaren Diamanten entwendet zu haben. Wie die junge Kenate Milbner gerade durch dieses Mißgeschick ihrem Glück in die Arme geführt wird, das bildet den Inhalt des Romans, der namentlich jüngeren Leserinnen gefallen wird.

Dossische Zeitung, Berlin.

Wär' ich geblieben doch! Roman v. **Georg Hartwig,** 2. Aufl. Geheftet M. 3.50, eleg. geb. M. 4.50.

Der Verfasser hat es von jeher verstanden, den Lesern Selbinnen vor Augen zu führen, die vom ersten Augenblick an gesangenehmen. In dem rührend einfachen, weltfremden Heidekind, das urplötzlich und unvermittelt in das Intrigenpiel eines kleinen Fürstenhofes hineinversetzt wird, hat er in diesem Roman eine Figur geschaffen, in der er alle seine bisherigen Erfolge hinter sich läßt.

Drei Geschwister. Roman von **Margarete Gräfin Büнау** (Henriette von Meerheimb). Geheftet M. 3.50, elegant gebunden M. 4.50.

Die Romane der Gräfin Büнау erfreuen sich einer steigenden Beliebtheit. Hervorzubeben ist besonders das unzweifelhafte Erzählertalent der Verfasserin, das fest zuzupacken und den Faden der Erzählung, ohne tote Stellen zu schaffen, flott und interessant weiterzuspinnen versteht. „Drei Geschwister“ ist ein Buch, dessen man sich herzlich freuen kann. Liter.Zentralblatt.

Gräfin Sibylles Heirat. Roman von **Henriette von Meerheimb** (Marg. Gräfin Büнау). Geheftet M. 3.50, elegant gebunden M. 4.50.

Eine ungemein sympathische und anziehende Frauengestalt ist es, die die Verfasserin mit vollendeter Darstellungstreue uns vorführt. Die Gräfin Sibylle ihren zwar liebenswürdigen, aber auch leichtsinnigen und haltlosen Gatten zu sich emporzieht, wie sie es versteht, sich schließlich ein volles Lebensglück zu bereiten und zu sichern — das zu lesen erfüllt mit ebensoviel Spannung wie mit Rührung und Teilnahme.

Turmschwalben. Humoristischer Roman von **Wilhelm Voelk.** Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Ein fröhliches Buch, diese „Turmschwalben“. Gut zu lesen für lustige und für ernste Leute. Für lustige, weil es zu ihrer Stimmung paßt und für ernste, weil sie darüber ihren Ernst einmal vergessen und zum Lachen, zur Heiterkeit geführt werden. Hamburger Correspondent.

Sei so wie ich. Roman von **H. von Hippel.** Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

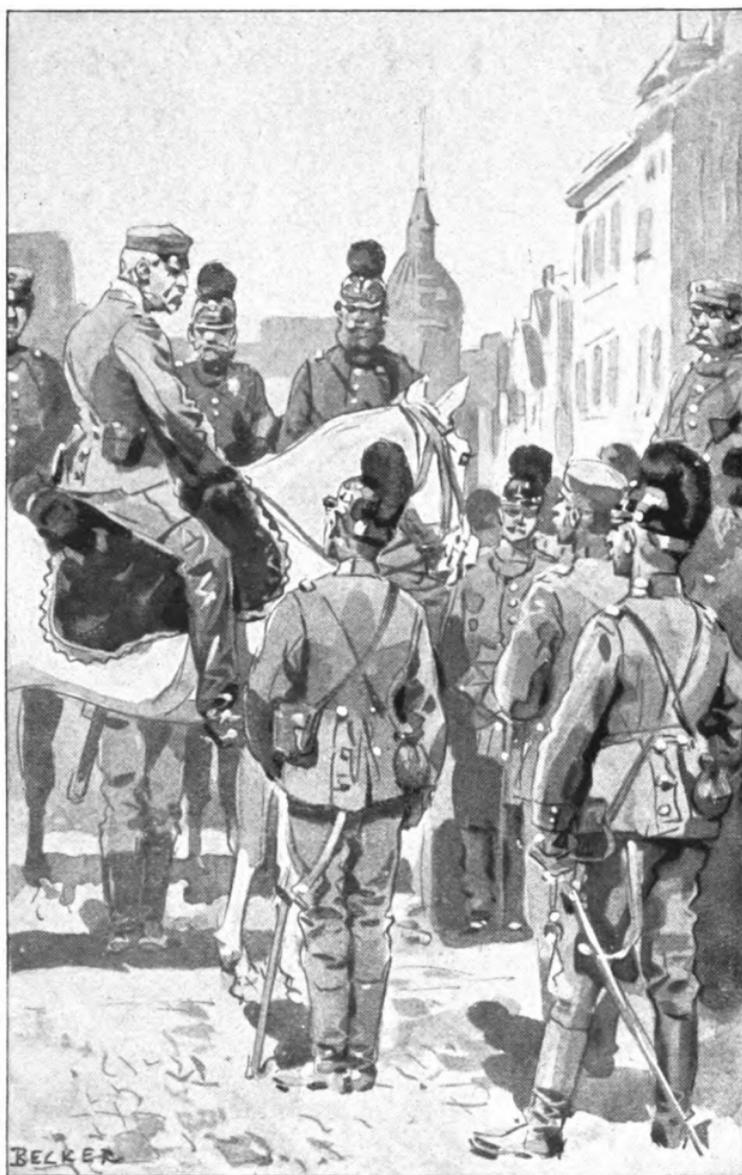
Ein ungewöhnlich fesselnd geschriebenes Buch. Man kann diesen Roman als das Hohelied der Liebe und der heldenhaften Entschlagsfreudigkeit bezeichnen. Ein Buch von bedeutender psychologischer Tiefe.

Königsberger Allgemeine Zeitung.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens





Zu der Erzählung „Das Fanal“ von Wilhelm Hille. (S. 81)
Originalzeichnung von E. Becker.

Bibliothek der □ Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
==== und Gelehrten ====
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1911. Vierter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

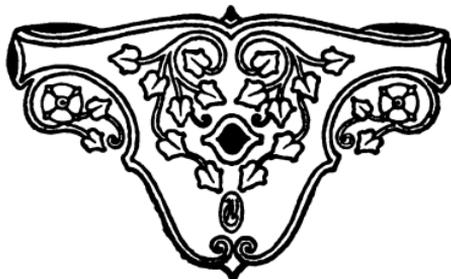
**Druck der
Union Deutsche
Verlags-Gesellschaft
in Stuttgart**



Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Der Geschworene. Roman von Otto Hoeder (Fortsetzung)	5
Das Fanal. Ein Kriegserlebnis von Wilhelm Hille Mit Bildern von C. Beder.	72
Gemsjagd in den Pyrenäen. Von Th. v. Wittenbergst	89
Mit 12 Bildern.	
Der Mahnbrief. Eine heitere Geschichte von Alwin Römer	101
Neue Taschenspielerstücke. Von Gerb Harmstorf Mit 15 Bildern.	135
Reisebriefe aus drei Jahrhunderten. Von Räthe Damm	152
Aus Europas jüngstem Königreich. Von W. Helmuth	163
Mit 15 Bildern.	
Tapfere Schweizerinnen. Von H. Giersberg	183
Mit 8 Bildern.	
Mannigfaltiges:	
Ein Eisenbahnabenteuer	193
Wie die Franzosen vor vierzig Jahren über die Deutschen dachten	199
Neue Erfindungen:	
I. Entstäubungspumpe	204
Mit Bild.	
II. Besteckmuster Louis XVI.	205
Mit Bild.	
Ein Menschenfreund als Hentler	206

	Seite
Die Fabel vom philosophischen Storch	208
Schießvorschrift im sechzehnten Jahrhundert	209
„Sah ein Knab' ein Röslein stehn“	210
Mit 2 Bildern.	
Der herzogliche Hirschfänger	213
Ampelpflanzen im Zimmergarten	215
Aus eigener Kraft	218
Wie wurden die Musikinstrumente erfunden?	219
Streit mit den Stiefeln	220
Die Urgeschichte des Pferdes	221
Mit Bild.	
Ein sonderbarer Zweitkampf	223
Von der Republik San Marino	224
Chinesischer Humor	225
Ein Schlingen legender Pilz	227
Zwanzigtausend Hunde zum Tode verurteilt	228
Mit Bild.	
Junggefellnleiden	230
Kurioße Heilbäder	231
Der Humor der Hofetikette	233
Die Blume im Knopfloch	235
Ein japanisches Mittel gegen Zahnschmerzen	236
Eine wunderliche Titulatur	237
Eine merkwürdige Hochzeit	237
Das älteste Schiff der Welt	239
Huxleys Droschkentutscher	239
Der Traum des Pharao	240





Der Geschworene.

Roman von Otto Hoeker.



(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Achtzehntes Kapitel.

Bedauernd schob Mister Croß vom „Sonntagsherold“ die ihm von Harrys kleiner Frau überbrachten Skizzenentwürfe zurück und legte auch den Brief des jungen Zeichners aus der Hand. „Zu fatal!“ brummte er in den Bart. „Die Dinger lassen sich wirklich hübsch an, wie ja alles, was von Ihrem Gatten kommt. Aber was hilft das? Wir müssen die fertigen Zeichnungen haben und können unmöglich warten. Daß Ihr Gatte auch gerade jetzt zum Jurydienst herangezogen werden muß, und höchst wahrscheinlich sogar im Sloteryfall! Das ist nämlich derselbe Schriftsteller, der mit einem Schlage in die Mode gekommen ist, weil sie ihm im Kriminalgericht den Prozeß machen. Ja, was nun?“

Wie er unter der Brille hervor Frau Margot, die mit klopfendem Herzen ihm gegenüber saß und ihn als eine Art menschengewordenen Schicksals zagend anschaute, musterte, als erwartete er von ihr Rat und Hilfe, mußte sie tapfer schlucken, um verräterische Tränen von den Augen fernzuhalten. Sie hatte die schreckliche Ahnung, als ob sie ohne Vorstoß würde abziehen müssen. Gewiß, er war sehr nett zu ihr, aus Stimm-

klang und Haltung sprachen ungeheucheltes Wohlwollen, er hatte in seinem ganzen Gebaren etwas väterlich Fürsorgliches, aber damit ließen sich keine Schulden bezahlen. Margot hatte ihn im Verdacht, daß er innerlich überlegte, wie er ihr die bittere Pille einer Absage möglichst überzuckern und mundgerecht machen konnte. Sie schielte nach den vorgedruckten Formularen, von denen Harry ihr erzählt hatte, daß sie zum Gebrauch fertig auf dem Schreibtische lägen, Groß brauche nur die Zahlen einzufügen und seinen Namen darunterzusetzen — aber er schien durchaus nicht schreiblustig aufgelegt zu sein.

Er nahm wieder Harrys Brief zur Hand und überlas ihn stirnrunzelnd. „Gewiß, an den hundertfünfzig Dollar Vorschuß soll es nicht fehlen, obwohl es gegen die Regel ist, aber das will ich dem Verlag gegenüber schon auf meine Rappe nehmen, wenn wir nur die Gewißheit hätten, daß die Bilder auch wirklich rechtzeitig fertig werden,“ meinte er gedehnt.

In Margots Augen blitzte es auf. „Was mein Mann verspricht, das hält er auch.“

Das joviale Lächeln des Redakteurs wurde noch sonniger. Wohlwollend nickte er ihr zu. „Gewiß, Sie können stolz auf Ihren Gatten sein, er stellt als Künstler wie als Mensch seinen Mann. Wenn's nur darauf ankäme, so hätten Sie den Vorschuß schon in der Tasche. Aber gewisse Vorkommnisse in der letzten Zeit haben den Verlag zu der Weisung an mich veranlaßt, nur in besonderen Ausnahmefällen Vorschüsse zu gewähren; das würde hier zutreffen, wenn wir irgend eine Garantie dafür hätten, daß Ihr Gatte über seine Mußestunden freie Verfügung behält, falls er nicht vom Geschworenendienst entschuldigt werden sollte, was freilich das beste wäre. Ja, wie gesagt,“

fuhr er fort, indem er sich umständlich daran machte, die zwölf Entwürfe fein säuberlich einzupacken, was mit anschauen zu müssen Frau Margot stürmisches Herzpochen verursachte, „die Sachen gefallen mir, und kann der Herr Gemahl meinen Auftrag rechtzeitig ausführen, so soll er mit Dampf arbeiten. Nehmen Sie die Skizzen ruhig wieder mit nach Hause, darüber, ob Ihr Gatte zum Jurydienste festgehalten werden wird oder nicht, muß noch im Lauf des heutigen Tages entschieden werden. Wird er entschuldigt oder sieht sich sonst in den Stand gesetzt, die Arbeit fertigzustellen, so kommen Sie nur morgen früh getrost wieder, dann machen wir das Vorschußgeschäft miteinander.“ Schalkhaft schwenkte er eines der bedeutungsvollen Formulare in der Hand. „Auf einen Tag wird's ja wohl nicht antkommen!“

Darüber war Margot nun zwar anderer Meinung, aber sie hätte es um keinen Preis fertig gebracht, das laut zu sagen. So ließ sie sich denn, das kleine Paket mit den Entwürfen unter dem Arme, von Mister Croß bis zur Tür geleiten. Auch im Lift, der sie nach dem Erdgeschoß hinunterbrachte, verbiß sie noch mutvoll ihre bittere Enttäuschung; unten aber in der säulengeschmückten Vorhalle des umfangreichen Gebäudes, das ausschließlich den Verlagszwecken der großen Firma diente, drückte sie sich in ein unbeachtetes Eckchen, machte sich scheinbar an ihrem Muff etwas zu tun und mußte es geschehen lassen, daß ihr eine Träne um die andere über die Wange hinabrieselte.

Aber der Gedanke an die halbe Zusage, die sie von Croß empfangen, ließ ihre Hoffnung wieder aufleben. Die fatale Grünfiebern hatte sie freilich wieder vor sich gehabt, als sie vor dem Fortgehen daheim rasch noch einmal „gegudt“ hatte. Aber den Fehlschlag hatte sie

ja eigentlich schon hinter sich. Wenn Harry vom Jurydienste entschuldigt wurde, konnte er bis zum nächsten Tage mindestens zwei Bilder fertigstellen, und dann gingen sie einfach morgen zusammen, erhoben den Vorschuß und — kauften das Pelzbarett in der 23. Straße. Der Gedanke an den neuen Winterhut — das entzückende Ding war einfach süß, und es mußte sie ganz apart kleiden — verlieh ihr vollends neuen Lebensmut, und zur Belohnung für den ausgestandenen Schrecken beschloß sie, durch die 23. Straße zu gehen, was für sie eigentlich ein Umweg war. Aber da sie ohnehin zu Fuß gehen mußte, weil ihr der für eine Fahrt in der Straßenbahn nötige Nickel fehlte, und der Tag sich heiter anließ, so kam es auch auf einen kleinen Umweg nicht an. Vom Kriminalgerichtsgebäude konnten sie dann zusammen zur Heimfahrt die Untergrundbahn benützen. Einen kleinen Vorrat Fahrkarten verwahrte sie nämlich noch in ihrer Handtasche. Da Harry fast tagtäglich in die Stadt fahren mußte, so waren sie klug genug gewesen, sich beizeiten einen gewissen Vorrat zu sichern.

Der Hut war richtig noch im Schaufenster; andachtsvoll blieb Margot davor stehen und versenkte sich in die Betrachtung seiner mannigfachen Schönheiten. Jetzt gefiel er ihr womöglich noch besser wie das letzte Mal, wo sein bloßes Erblicken kühne Besitzwünsche in ihr ausgelöst gehabt hatte. So bitter kalt es auch auf der Straße war, und so frisch der Wind auch vom „Bügel-eisengebäude“ herwehte, so hielt sie beides doch nicht davon ab, vor dem Schaufenster stehen zu bleiben und sich um einen Tag vorauszuträumen. Vielleicht — oder nein, ganz bestimmt würden Harry und sie morgen wieder vor diesem selben Schaufenster stehen bleiben, noch einmal würden sie mit diesem entzückenden Pelz-

barett liebäugeln, dann aber in den Laden eintreten, ihren Wunsch bekannt geben, und dann würde die Putzmacherin den Hut aus dem Schaufenster nehmen und —

Doch da kam hinter dem das Schaufenster nach rückwärts abschließenden braunen Samtvorhang eine beringte weiße Hand zum Vorschein, griff nach dem das Pelzbarett tragenden Ständer und verschwand, wie eine trügerische Fata Morgana, gleich darauf mit Margots Hut. Von dieser Sekunde an wußte die kleine Frau aus bitterer eigener Wahrnehmung ganz genau, wie es Lots Weib zumute gewesen sein mußte, als die weltbekannte Metamorphose mit ihr vorgegangen war. Ihr Hut wurde von einer anderen begehrt — ihr Hut! Die kleine Frau wußte selbst nicht, wie lange sie eigentlich noch vor dem Schaufenster stand und die leere Stelle anstarrte, auf der so lange der Ständer mit ihrem Hute paradiert hatte, bis sie plötzlich fröhliches Lachen aus ihrer halben Betäubung weckte. Die Ladentür hatte sich geöffnet, und ein junges Paar trat auf die Straße heraus. Sie schauten sich mit jener Zärtlichkeit in die Augen, die den „besonderen Kennzeichen“ eines jungvermählten Paares beigezählt werden muß, gingen Arm in Arm weiter — und sie trug Frau Margots neuen Winterhut!

Wenn ihr das Pelzbarett wenigstens noch gestanden hätte, dachte die kleine Frau in einer großmütigen Anwandlung, aber auf solch plumptes Mehlgesicht das zierliche Barett zu pflropfen, war einfach eine Geschmacksverirrung! Sie fühlte es wieder heiß in sich aufsteigen. Aber tapfer biß sie die Zähne aufeinander. Sie dachte wieder an die Grünjeben. Ihr Harry sollte nur nochmals kommen und das Kartenlegen als Humbug bezeichnen! Oder war diese frivole Art, wie

ihr der Hut von der — der Person dort wegstibigt worden war, etwa ein neuerliches Unglücksomen? „Lieber Himmel, hilf, daß mein Harry freikommt!“ stammelte die Geängstigte. „Dann — dann will ich dir's sogar verzeihen, daß jene — jene Person meinen Hut hat kaufen dürfen! Aber gib nur wenigstens, daß wir die Miete bezahlen können und den Kaufmann und — und die Möbel und — und den Milchmann — — und schließlich tut's dann auch der Hut dort in der Ecke — der mit der grünen Samtschleife und den Perlagraffen, die Reiherfedern sind zwar nicht echt, aber ich will ja gerne damit zufrieden sein!“

Sie fühlte sich etwas getröstet, besonders als sie bei näherer Überlegung herausfand, daß ihre jetzige Hutwahl sie zu ihrem grünen Plüschkleid ganz besonders gut kleiden müßte. Mit einem letzten zärtlichen Abschiedsblicke auf den Hut machte sie sich auf den Weitermarsch.

Centrestreet, in deren unterem Teile sich das in zweiter Stockwerkshöhe durch einen „Seufzerbrücke“ genannten Portikus mit dem daneben befindlichen Tombsgefängnis verbundene Kriminalgericht erhebt, bot den gewohnten trübseligen Anblick, als Margot endlich nach beschwerlicher Fußwanderung in sie einbog. Wagenburgen von Hausiererkarren vor und Rudel spielender Kinder auf den Bürgersteigen, unter den Haustüren zu Gruppen vereinigte schlumpige Weiber, zankend oder klatschend, die Häuser vernachlässigt und unsagbar nüchtern, die Straßenpassanten zumeist einer Menschengattung angehörig, der man am liebsten ausweicht, ratternde und rumpelnde Fuhrwerke der mannigfachsten Art, angetrunkene Rutscher, die sich peitschenfuchteln und schimpfend das Fahrrecht streitig zu machen suchten, und in grellem Gegensatz dazu, je

näher das Kriminalgebäude in Sicht kam, in langer Doppelreihe eine Flucht harrender eleganter Kutschen und Automobile, deren Lenker, in Riesenpelze gehüllt, mit geringschätziger Miene auf das bunte Treiben ringsum schauten.

In üblicher Menge hielten die „Hyänen der Gerechtigkeit“ die zur Vorhalle führende Freitreppe belagert, zumeist „Kriminalstudenten“, Winkeladvokaten und vereinzelt auch junge und alte Anwälte ohne Praxis, die mit untrüglichem Scharfblicke etwaige Klienten aus der ein- und ausgehenden Menge herauszufinden wußten, das Opfer dann umringten und unter wechselseitigem Überschreien und Einanderschlechtmachen ihre Dienste anzupreisen suchten.

Auf Frau Margot, die dem Gerichtspalaste gegenüber auf der anderen Bürgersteigseite verschüchtert stehen geblieben war und nun unschlüssig zuwartete, achtete niemand. Ein Blick auf sie hatte zu der Feststellung genügt, daß mit ihr kein Geschäft zu machen war, und lediglich zur Ausbeutung solcher hatte man sich ja hier versammelt, wo das alte Wahrwort vom „Sehe jeder, wo er bleibe“ stündlich und gewöhnlich zum Nachteil naiv veranlagter Leute in die Praxis umgesetzt wurde.

Endlich trat ein einfach gekleideter Mann, den Margot für einen kleinen Rentier oder dergleichen hielt, der in Wirklichkeit aber ein mit der Überwachung der dort immer zahlreich sich sammelnden lichtscheuen Elemente beauftragter Detektiv war, an sie heran. „Well,“ meinte er nicht unfreundlich, „Sie scheinen nicht bloß nach Centrestreet gekommen zu sein, um sich den Marmorkasten da drüben zu betrachten. Haben Sie im Gebäude etwas zu tun?“

„Ach, meinen Mann möchte ich erwarten, der auf der Geschworenenliste steht.“

„Well, da können Sie sich auf eine lange Wartezeit gefaßt machen. Leicht mag's Abend darüber werden, bis er nur an die Reihe kommt. — Aber ich will mal nachfragen,“ setzte er tröstend hinzu, als er den betrübten Gesichtsausdruck der jungen Frau wahrte. „Vielleicht ist Ihr Mann schon an der Reihe.“

Er schritt quer über die Straße und verschwand im Gerichtsgebäude. Als er nach einer Weile wiederkam, konnte er nur wenig Tröstliches berichten. „Ihr Mann ist noch nicht an die Reihe gekommen. Aber darum brauchen Sie nicht länger hier draußen auf der zugigen Straße stehen zu bleiben. Wenn auch die Vorhalle heute fürs Publikum gesperrt ist, so wird mein Kollege schon ein Auge zudrücken. Kommen Sie nur ruhig mit, Ma'm, drinnen ist's gemütlich warm, und es findet sich wohl eine Sitzgelegenheit für Sie. Die findet nämlich in dem alten Kasten mancher rascher, als ihm lieb ist,“ setzte er scherzend hinzu, ohne daß Margot indessen seine Anspielung verstanden hätte.

Drinnen in der Vorhalle war es, abgesehen von der verdorbenen Luft, freilich unstreitig gemütlicher als draußen, aber das stundenlange vergebliche Harren hatte Margot derart nervös werden lassen, daß sie es kaum auf dem Stuhle, den man ihr herbeigeholt hatte, auszuhalten vermochte. Unendlich langsam verstrich die Zeit, und es war schon Nachmittag geworden, als einer der Beamten ihr zuwinkte, daß ihr Mann jetzt an die Reihe gekommen sei.

Die kleine Frau verging fast vor Erregung. Nun die Entscheidung ganz nahe herangerückt war, empfand sie doppeltes Bangen. Sie wurde die Furcht nicht los, daß diese neueste Schicksalstücke es nicht bei den bisher erlebten Enttäuschungen bewenden lassen würde, son-

dern daß der gegen sie gerichtete Hauptschlag erst noch niederfallen mußte.

Aber als es wirklich so kam und der Gerichtsbote ihr mit bedauernder Miene mitteilte, daß Harry eben als zwölfter Geschworener in der Geschworenenbank habe Platz nehmen müssen, da trug sie es nach außen hin tapferer, als sie es selbst für möglich gehalten hatte. Freilich, als dann die neue Hiobsbotschaft an sie gelangte, daß der Gerichtshof die Einschließung der Jury während der ganzen Prozeßdauer angeordnet habe, war es mit ihrer mühsam aufrecht gehaltenen Fassung um so gründlicher vorbei.

Träne um Träne rollte über ihre Wange. Grau in grau lag die nächste Zukunft vor ihr. Du lieber Himmel, was sollte nun werden? Daß er nun an den Bildern weiterarbeiten konnte, war ja kaum möglich. So viel verstand auch sie von ihres Mannes Kunst, daß dieser unter derartigen Umständen überhaupt nicht zu arbeiten vermochte, selbst wenn ihm für die Nachtstunden eine solche Erlaubnis erteilt worden wäre.

Aber daran war gar nicht zu denken, wie ihr der Beamte auf ihre schüchterne Anfrage versicherte. Solche Erlaubnis erteilte das Gericht nie, schon wegen der Durchstechereien, die da möglich wären. So ein Bild könnte ja ganz etwas anderes vorstellen, wie's auf den ersten Blick den Anschein hat. Da wären schon die wunderbarsten Sachen versucht worden, um an die Geschworenen heranzukommen. „Sie wissen ja, Ma'm, wenn auch nur ein einziger Geschworener nein sagt, dann kann der Angeklagte nicht verurteilt werden, und darum wird die Jury eingeschlossen, damit keines ihrer Mitglieder von außen her bestochen werden kann. Im übrigen brauchen Sie keine Angst zu haben, Ma'm, Ihr Mann hat's gut, dem geht nichts ab. In der Regel

wird die Jury im Astorhaus einlogiert, da gibt's was Feines zu schnabulieren, und außerdem gibt's Diäten, jeden Tag zwei Dollar.“

Doch so freundlich seine Worte auch gemeint sein mochten, Margot war damit nicht gedient. Sie wußte nun, daß sie keines ihrer Versprechen am nächsten Morgen gutmachen konnte, und ebensowenig würde der freundliche Mister Croß eine der bedeutungsvollen Anweisungen auszufüllen und zu unterschreiben haben. Während sie vor sich nieder starrte, hatte sie die Empfindung, als stände sie vor einem frischen Grabe, in dem alle ihre Hoffnungen verscharrt lägen, als könnte es niemals wieder sonnenheller Tag werden, als sei all ihr Glück auf ewig dahin — und statt eines Denkmals schmückte den Hügel ein Samtbarett mit grünen Schleifen, Perlagraffen und einem Reiherstoß, den man beinahe für echt hätte halten können.

Der Beamte sprach weiter auf sie ein. Wie er meinte, würde ihr Gatte Wäsche und wohl auch Kleidungsstücke zum Wechseln benötigen, am besten wäre es also, wenn sie heimführe und schon jetzt das Nötigste zusammenpackte. Dann könnte sie, sobald erst das Hotel bestimmt worden sei, in dem die Geschworenen die Nächte zuzubringen haben würden, die Sachen dorthin bringen oder schicken, und ihr Mann brauche nichts von den gewohnten Bequemlichkeiten zu entbehren.

Margot nickte mechanisch. Was der freundliche Mann sagte, klang vernünftig. Aber sie fürchtete sich förmlich vor dem Heimwege. Der Gedanke daran, daß sie in ihrer kleinen Wohnung vielleicht auf lange Tage oder gar Wochen hinaus allein, ohne ihren Mann weilen sollte, erschien ihr schrecklich — und doch wurde er gleich darauf durch eine noch viel entmutigendere

Vorstellung abgelöst. Wie lange noch, fragte sie sich, würde sie im Besitze der lieben Wohnung, in die sie mit so viel Glück und Hoffnung im Herzen eingezogen waren, belassen werden? Hatte der Hausagent nicht mit Ermission gedroht? Und der Möbelfassierer hatte die Wegnahme der gesamten Einrichtung in sichere Aussicht gestellt, falls nicht sofort die rückständigen Zahlungen beglichen werden würden.

Da faßte nachtschwarze Verzweiflung die Seele der sich von Gott und der Welt verlassen glaubenden jungen Frau an. Der letzte Rest von Selbstbeherrschung verließ sie, und sie begann haltlos vor sich hin zu weinen. Unbeschreiblich war die sie erfüllende Sehnsucht nach ihrem Gatten. „Ich will dableiben, ich muß meinen Mann sprechen!“ sagte sie auf die an sie gerichteten Vorstellungen. „Man kann nicht so grausam sein, uns zu trennen, mein Mann ist doch kein Verbrecher!“

Nach Frauenart vermochte sie nicht zu fassen, daß zwischen dem Rechtsbewußtsein, wie es in ihrer Seele lebte, und dem in tagtäglicher Praxis wirklich zur Ausübung gelangenden Recht ein tiefklaffender Unterschied bestehe. Sie setzte sich wieder nieder und wartete. Es kam ihr nicht zum Bewußtsein, wie elend und schwach sie sich fühlte. Sie dachte nicht einmal daran, daß sie vor lauter Erregung am Morgen sogar das gewohnte Frühstück verschmäht hatte, so daß sie noch vollständig nüchtern war. Ja, sie wußte selbst kaum, warum sie eigentlich in dieser marmorstrotzenden Halle Stunde um Stunde harrend aushielt; ihr Verstand sagte ihr, daß Harry ihr doch nicht helfen konnte, sondern eher noch auf ihre Hilfe angewiesen war. Aber in diesen Augenblicken hoffnungsloser Verzweiflung dünkte es sie schon Hoffnungstrost, wenn sie nur auf ihn schauen, vielleicht auch ein Wort mit ihm austauschen konnte.

Das war, als ob sie die Probe aufs Exempel machen müßte, daß sie wirklich nicht ganz verlassen war, sondern immer noch jemand lebte, der zu ihr gehörte, und das schien ihr die überlange Wartezeit reichlich wettzumachen.

Längst war die Nacht herabgesunken, als im sonst stillgewordenen Gerichtsgebäude jenes plötzlich einsetzende, schnell sich steigende und nach wenigen Minuten ebenso plötzlich wieder abebbende Geräusch entstand, das mit dem Aufbruch einer größeren Menschenmasse aus einem geschlossenen Raum immer verbunden ist. Gleich darauf füllte sich die Vorhalle mit einer erregten, lebhaft durcheinander schwärmenden Menge, genau so, als sei der Zwischenaktsvorhang im Theater gefallen und man erging sich nun in mehr oder minder wohlwollender Kritik über die dichterischen Schwächen und Vorzüge des Stückes.

Unbeachtet stand Margot. Elegante Frauen, in kostbare Pelze gehüllt, rauschten an ihr vorüber, dazwischen nicht minder elegante Herren, ein richtiges Premierenpublikum. Nur der Wagenausrufer unten am Ausgangsportäl fehlte. Dafür aber entwickelte sich draußen auf der schlecht erleuchteten Straße ein un so regeres Treiben und Durcheinanderrufen. Jeder hatte es eilig, zu seinem Fuhrwerk zu kommen, man hörte die Rutscher sich heiser brüllen, und dazwischen vollführten die Nebelhörner der Automobile einen nervenzerreißenden Lärm.

Aber umsonst spähte die vor Erregung zitternde Margot nach ihrem Gatten aus. Nun kamen nur noch spärliche Nachzügler aus dem Gerichtssaal zum Vorschein, und zuletzt lag die Halle verödet. Verstört schaute die junge Frau den Beamten an, der an sie herangetreten war und ihr bedeutete, daß das Ge-

richtsgebäude nunmehr geschlossen würde und sie deshalb gehen müßte.

„Aber mein Mann muß doch noch kommen!“ stotterte sie mit kläglicher Miene. „Darum habe ich ja all die Stunden gewartet!“

„Ich dachte mir gleich, daß Sie enttäuscht werden würden. Sehen Sie, eben werden im großen Juryaal schon die Lichter verlöscht, da ist keine Raze mehr drinnen. Wahrscheinlich sind die Geschworenen durch einen Seitenausgang geführt worden. So wird's immer gemacht, selbst unsereiner weiß nie, durch welchen Ausgang die Jury passiert, das wird geheimgehalten, damit draußen auf der Straße keine Durchstechereien möglich sind.“

Da wendete sich Margot und verließ das Gebäude. Die Bilderstizzen preßte sie an sich, als ob die leblosen Blätter, von ihres Mannes Hand berührt und dadurch geweiht, eine Brücke zwischen ihren Herzen bildeten, die ihre Sehnsucht überschreiten konnte. Es war ein gar trauriger Heimweg für die kleine Frau.

Als sie die Korridor tür zu ihrem verödeten Heim aufschließen wollte, wurde sie noch einmal von der Flurnachbarin aufgehalten, die ihr einen Eilbrief einhändigte, der während ihrer Abwesenheit eingetroffen war.

Er kam von Harry und trug einen amtlichen, mit Stempelaufdruck hergestellten Vermerk. Ihr Mann schrieb nur wenige herzliche Zeilen und bat sie, falls ihr dies möglich sei, ihm im Laufe des nächsten Vormittags etwas Wäsche und Kleider zuzuschicken. Sonst schrieb er nur noch einige Trostworte, aber nichts anderes; wahrscheinlich war ihm nicht gestattet worden, auf seine Privatangelegenheiten einzugehen.

Neunzehntes Kapitel.

Das mit Nellie Fresham angestellte Verhör hatte sich für Harry, je länger es andauert, zu immer unerträglicher werdender Qual gestaltet. Natürlich mußte sich die Zeugin in ihrer begreiflichen Erregung über die Person des Mannes, der mit Chadwick einen Streit vom Zaune gebrochen und ihn mit dem Tode bedroht hatte, getäuscht haben. Eine derartige Selbsttäuschung war um so leichter verständlich, als Nellie selbstredend unter dem Eindrucke gestanden hatte, daß ihrem im Unfrieden von ihr geschiedenen Verlobten sehr zu seinem Unheil niemand anders als der Anwalt in den Weg gelaufen sein konnte. In Wirklichkeit aber hatte sie den Beginn des verhängnisvollen Wortwechsels zwischen Chadwick und Erik mitangehört. Die Streitenden waren nicht auf demselben Flecke stehen geblieben, sondern wahrscheinlich hatte Chadwick seinem erregten Widersacher ausweichen wollen und war in einen Seitenpfad eingebogen, aber von Erik verfolgt worden. Sie hatten sich dem japanischen Pavillon genähert, und als sie in Hörweite des dort unter den Bäumen auf das Kommen seines Schwagers Harrenden gelangt waren, hatten sie sich sogar zu Tätlichkeiten hinreißen lassen.

Harry hatte mitanhören müssen, wie sich die beiden Männer im Verlaufe ihrer gereizten Auseinandersetzung wiederholt beim Namen genannt, mehr noch, er hatte unmittelbar darauf seinen Schwager mit wutverzerrtem Gesicht dicht an sich vorüberhasten sehen. Mit dem heute Angeklagten dagegen war er selbst keine zehn Minuten später auf der Landstraße zusammengetroffen, und zwar war Slotery offenbar im Begriff gewesen, nochmals in den Park zurück-

zukehren, etwa in der Absicht, einen allerletzten Ver-
söhnungsversuch zu machen. Unter keinen Umständen
konnte also Slotery mit Chadwid gestritten haben.
Aber gab sich die Zeugin zuungunsten ihres vormaligen
Verlobten einem solch verhängnisvollen Irrtum hin,
so grübelte Harry weiter, blieb ihm dann etwas anderes
übrig, als vor Richter und Geschworenen zu offenbaren,
was er selbst von den Vorgängen in der Tatnacht
wußte? Doch das hieß seinen Schwager ins Unglück,
vielleicht gar auf den elektrischen Stuhl bringen. Das
hieß seine kleine, zarte Frau tief elend machen und
zugleich auch sich selbst. Aber er konnte doch nicht zum
Schurken werden oder gar es zulassen, daß ein Un-
schuldiger um einer Tat willen verurteilt wurde, die
ein ganz anderer begangen hatte — und schlimmer
noch, er konnte doch nicht selbst bei einer solchen Ver-
urteilung Mithilfe leisten. Das wäre schändlich von
ihm gehandelt, es würde ihn in den eigenen Augen
ehrlos machen, und lieber gab er sein Leben dahin
als seine Ehre. Was tun, welchen Ausweg ersinnen,
wo es offenbar keinen Ausweg gab, keinen solchen
geben konnte? Was er auch tun mochte, eines
Menschen Unglück mußte er verschulden.

So gab er's auf, vorläufig wenigstens. Es war
ja auch ganz unnütz, sich jetzt mit solch verzweifelten
Fragen herumzuquälen, deren befriedigende Lösung
er doch nicht finden würde. Das änderte sich aber
vielleicht im Laufe der Verhandlung. Was jetzt gegen
den armen Erik sprach und von dem nur er allein
wußte, mochte morgen schon durch weitere Zeugen-
ausagen wieder hinfällig gemacht werden.

Nach stattgefundener Vertagung der Sitzung wur-
den nun die zwölf Geschworenen vom Scheriff und
einem vollen Duzend stämmig gebauter Polizisten in

Empfang genommen und zunächst nach dem Beratungszimmer geführt, in dem sie demnächst ihr Urteil abgeben sollten. Jetzt diente ihnen der kahle, langgestreckte Raum mit dem riesigen, grünüberzogenen Tisch in der Mitte zur Erledigung ihrer Korrespondenz.

Der Scheriff räusperte sich und bat die Geschworenen, sich möglichst zu sputen, da der Richter in seinem Privatzimmer darauf warte, ihre Briefe durchzusehen und ihnen den Passierungstempel aufzudrücken, worauf sie durch Eilboten an die verschiedenen Adressen besorgt werden würden. „Aber wohlgemerkt, meine Herren, nur rein sachliche Mitteilungen, keine Erörterung von Privatangelegenheiten, denn das würde Veranlassung zur Beanstandung und dadurch unnötigen Aufenthalt geben.“

Seufzend machte sich Harry, dem Beispiele seiner Schicksalskollegen folgend, daran, Margot einige Worte zu schreiben. Er mußte sich gewaltsam dazu zwingen, sich auf die Bitte um Beforgung von Wäsche und Kleidern, sowie die üblichen Grüße zu beschränken. Aber da half alles nichts, der Richter war ein sehr vorsichtiger Mann, und er beanstandete, wie sich später herausstellte, den Brief eines Geschworenen, in dem dieser seiner Frau einige Instruktionen, die Bezug auf sein Geschäft nahmen, hatte erteilen wollen.

„Es ist hart, meine Herren, ich gebe es zu,“ meinte der Scheriff entschuldigend, „aber bedenken Sie, was alles davon abhängt, daß bei dem Prozeß nichts Ungehöriges unterläuft. Schon die Kosten sind riesig, und dann die Verantwortung. Aber dafür werden Sie sich sonst über nichts zu beklagen haben. Ich habe im Hotel Martinez eine ganze Zimmerflucht belegt, dort werden Sie wohl aufgehoben sein. Auch die

Rüche ist vortrefflich, das wird Ihnen schon unser heutiges Abendessen beweisen.“

Doch das bedeutete wenig für die zwölf Männer, die plötzlich von aller Welt abgeschnitten worden waren, alle ihre Alltagsorgen und Freuden, ihr Lieben und Streben, Ringen und Schaffen links liegen lassen mußten und auf Tage oder Wochen hinaus selbst in ihren Mußestunden ausschließlich auf den gegenseitigen Verkehr angewiesen und demütigender Überwachung ausgefesselt waren.

Vor einer Seitentpforte des Kriminalgerichts hielten drei verdeckte Ausflugswagen, in ihrer äußeren Erscheinung Berliner Kremsern nicht unähnlich, und in ihnen fanden die Geschworenen mit ihren an Zahl nicht geringeren Wächtern knappes Unterkommen. Die Fahrt nach dem Hotel wurde stillschweigend zurückgelegt. Die Kunde von der bevorstehenden Ankunft der Jury hatte sich vor und im Hotel bereits verbreitet, und als sie nun wieder ausstiegen und paarweise im Gänsenmarsch ihren Einzug hielten, da mußten sie zwischen zwei dichtgedrängten Kolonnen Neugieriger hindurchschreiten. Von diesen versuchte sie ein Teil auch nach den oberen Stockwerken des Hotels zu begleiten, wurde aber vom Scheriff und dessen Hilfsbeamten barsch zurückgewiesen.

Die Zimmer selbst, von denen jeder Geschworene seinen eigenen Schlafräum zugewiesen erhielt, waren beängstigend klein, wie immer in New Yorker Hotels, aber sie entbehrten nicht eines gewissen behaglichen Komforts in ihrer Einrichtung. Sie gingen sämtlich auf einen Sackkorridor, den eine massive, streng unter Verschluss gehaltene Eichentür vom eigentlichen Treppenhause abspernte; an seinem anderen Ende wurde der Korridor von einem Hoffenster erhellt, das in aller

Eile durch Eisentrillen verwahrt worden war. Offenbar hatten Maurer und Schlosser bis zum Dunkelwerden gearbeitet.

Außerdem standen den zwölf „guten und getreuen“ Männern noch ein Rauchzimmer, das auch als Lese- und Spielraum diente, sowie ein ziemlich geräumiges Speisezimmer zur Verfügung; den Beschluß machten einige Bade- und Toiletträume, deren Türen gleichfalls auf den Sackkorridor mündeten — alles in allem eine durchaus bequeme Wohngelegenheit, aber doch immer eine Art Gefängnis.

Das stellte sich gleich beim Einnehmen der Abendmahlzeit heraus, die unmittelbar nach dem Eintreffen der Zwangsgäste im Hotel von den Polizisten serviert wurde, die die Platten und Schüsseln aus einem im Korridor angebrachten, unmittelbar mit der Küche verbundenen Speiseaufzug nahmen und auf die Tafel trugen. Von der eigentlichen Hotelbedienung bekamen die Geschworenen nichts zu sehen, die Hilfsbeamten verrichteten sämtliche Dienstleistungen und besorgten auch die Reinigung der Zimmer. Sie waren Bediente und Wächter in einer Person und ließen durch ihr bestimmtes Auftreten ohne weiteres erkennen, daß sie es mit der Erfüllung ihrer beschworenen Amtspflicht genau nahmen.

Dem Essen, welchem der Scheriff in Person beiwohnte, wurde im allgemeinen wacker zugesprochen. Selbst Harry verspürte trotz seiner wenig rosigen Gemütsstimmung einen tüchtigen Appetit, er gehörte überhaupt zu den Glücklichen, die sich Ärger oder sonstige Gemütsbewegungen „abessen“ müssen.

Das besorgte er gründlich, wenn er auch unausgesetzt Sehnsucht nach seiner kleinen Frau empfand und seine Gedanken sich immerzu mit ihr beschäftigten. Nur John Cregan, der Geschworene Nummer elf,

wie auf der Geschworenenbank, so auch an der Tafel Harrys unmittelbarer Nachbar, saß mit trübseliger Miene da und stocherte im Essen herum. Ihm war, wie er Harry zuraunte, die Kehle wie zugeschnürt. Er hatte noch keinerlei Nachricht über das Befinden seiner Frau erhalten können, doch der Scheriff hatte ihm zugesagt, daß noch im Laufe des Abends Erkundigungen eingezogen werden sollten.

Als man sich dann nach aufgehobener Tafel im Rauchzimmer gruppierte, waren die ersten Bekanntschaften schon geschlossen worden. Einige Geschworene waren im Eßzimmer zurückgeblieben und legten an dem dort aufgestellten Piano mehr oder minder zweifelhafte Proben ihrer Fertigkeit im Klavierspiel ab. Wieder einige setzten sich zum Kartenspiel nieder, und eine dritte Gruppe vereinigte sich um den Kamin und probte die verschiedenen Zigarrensorten durch, die vom Scheriff zur Verfügung gestellt worden waren. Selbst Bier und Wein wurden den ihrer Freiheit beraubten Männern in mäßigen Mengen zur Verfügung gestellt; sie brauchten nur ihre Wünsche zu äußern, und sofort bestellte einer der Polizisten das verlangte Getränk. Sie waren jetzt keinerlei Zwang unterworfen, sondern durften tun und lassen, was sie wollten, mit der einen Ausnahme nur, daß sie über den Prozeß selbst sich mit keinem Worte auslassen, geschweige darüber eine Meinung äußern durften. Der Versicherungsagent hatte ein paarmal den Versuch zur Anschneidung dieses Gesprächsthemas gemacht, war aber ebenso höflich wie entschieden in seine Schranken zurückgewiesen worden und unterhielt nun seine Zuhörer mit der Erzählung von anderen Sensationsprozessen, bei denen er seiner Versicherung nach gleichfalls als Geschworener mitgewirkt hatte.

Harry saß einsilbig und rauchte. Er hätte auch lesen können, denn es lagen Zeitungen in großer Anzahl auf. Aus ihnen war aber natürlich alles auf den Prozeß Bezügliche zuvor ausgeschnitten worden. Doch Harry fühlte sich nicht zum Lesen aufgelegt. Jeglichen Gedanken an den leidigen Prozeß suchte er gewaltsam von sich fernzuhalten, aber um so eifriger dachte er an Margot und suchte sich vorzustellen, was diese jetzt wohl beginnen würde. Besonders quälte ihn der Gedanke, daß sie nun völlig mittellos dastand, denn selbst wenn Croß einen Vorschuß bewilligt haben sollte, so mußte dieser doch nun sofort zurückbezahlt werden. Er wußte, daß seine kleine Frau ihm darin an Stolz nicht nachstand. Aber was würde sie beginnen? Wie sollte sie sich in der Zwischenzeit durchhelfen können, bis der schreckliche Prozeß vorüber war? Und war er erledigt, wie stand es dann um ihr Herzensglück, was war dann aus ihm selbst geworden? Ah, da waren sie wieder, diese trüben Gedanken, deren lähmendem Einflusse er sich vergeblich zu entziehen trachtete!

Harry war seinem Nebenmann, der eben wieder ins Rauchzimmer trat, förmlich dankbar dafür, daß er geradeswegs auf ihn zu geschritten kam und sich neben ihm niederließ. In ihrer Ecke waren sie von den übrigen Anwesenden unbehelligt; nur einer der Polizisten setzte sich in diskreter Entfernung zu ihnen, da er darauf achten mußte, daß sie nichts über den Prozeß sprachen.

„Schlechte Nachrichten,“ seufzte Ergan, als er neben Harry Platz genommen hatte. „Der Scheriff hat sich persönlich nach meiner Wohnung bemüht und hat eben telephoniert. Für meine Frau ist so weit gesorgt, man hat eine Krankenwärterin in die Wohnung geschickt, der Arzt ist sogar zweimal dagewesen, aber er kann noch nichts Bestimmtes sagen. Jedenfalls

hat meine arme Frau starkes Fieber, sie soll phantastieren und immer meinen Namen rufen. Es sei aber noch kein Grund zu wirklicher Besorgnis vorhanden, und um ja keine Verschlimmerung herbeizuführen, hätte man von ihrer Überführung nach einem Krankenhause Abstand genommen, läßt mir der Scheriff sagen.“ Er seufzte wieder bekümmert. „Das ist ja alles recht rücksichtsvoll, aber warum hat man mich nicht lieber entschuldigt? Da hätte doch der Staat eine Menge Geld gespart und — und meine arme Frau hätte mich bei sich.“

Harry drückte ihm teilnahmvoll die Hand, er war leicht gerührt, und der Gedanke an seine eigene kleine Frau machte ihn traurig.

„Wir sind ja so sehr aneinander gewöhnt,“ begann Eregan dann wieder. „Schon als Nachbarskinder hingen wir aneinander, und das ist dann so weiter durchs Leben gegangen. Darüber sind wir grau geworden, müde und verbraucht. Wie das nun einmal ist. Sie wissen ja, die Tretmühle, Tag um Tag in der Werkstatt, das graue Einerlei, eben Lohn genug, um nach außen hin anständig leben zu können. Erst merkte man's nicht so, wie allein man in der Welt stand. Da gab's noch Verwandte. Dann machte eines nach dem anderen die Augen zu, und schließlich standen wir allein, meine gute Frau und ich.“

Als er aufhörte, wußte Harry nicht, was er ihm antworten sollte. Doch Eregan erwartete augenscheinlich gar keine Antwort, sondern war's zufrieden, daß er von dem reden durfte, was ihm das Herz übertoll machte.

„Ein wahrer Gottesseggen, solch eine liebe Frau! Wenn ich meine Marie nicht gehabt hätte!“ Da lachte er ganz leise in der Erinnerung. „Die Hosens hat sie

immer so ein bißchen angehabt, und von den Sanften ist sie keine, das muß wohl wahr sein. Aber eine prächtige Frau, und praktisch dazu. Ich war ein wenig leicht. Nun, davon half mir meine Marie. ‚Trink daheim und laß mich mittrinken,‘ schlug sie vor. ‚Auf diese Weise haben wir beide etwas und kommen vorwärts. Geld, das man in den Kneipen vertut, bringt keine Zinsen.‘ Ja, so sagte sie.“

Harry nickte beifällig, seufzte aber zugleich. „Ein Trinker war ich nie, aber weiß der Kuckuck, wie es zugeht, das Geld wird bei mir nie warm.“

„Wir sind halt Männer,“ fuhr Eregan fort, „große Kinder, wie meine Marie sagt. So hat sie mich auch immer behandelt, ein wenig scharf, aber mit gutem Herzen, und da hat man sich’s gerne gefallen lassen. Du lieber Himmel, wir sind doch nur unser zwei, aber sie radert sich ab, hat immer zu tun, alles macht sie allein, duldet keine Hilfe, obwohl ich sie zahlen könnte, denn an die dreißig Dollar wöchentlich mache ich allemal. Aber nein, meine Marie hat sich im stillen ihren Plan zurecht gemacht für unsere alten Tage. Davon hatte ich keine Ahnung, wie sollte ich auch! Meine Frau meint zwar immer, wir Männer hätten es leichter, denn wenn wir uns auch abrauern müßten, so gäbe es doch einen Feierabend, aber die Frau komme aus dem Schaffen nicht heraus. Aber ich weiß nicht, das Schaffen am häuslichen Herd erhält jung, unsereinen macht die Arbeit müde und denkfaul. Kommt man abends nach Hause, will man seine Ruhe haben und sieht die viele Liebe gar nicht, mit der man behütet wird, nimmt’s als selbstverständlich hin. Darum ist mir’s auch wie Schuppen von den Augen gefallen, wie meine Marie plötzlich mit ihrem Geheimnis herarrückte. Seit der Zeit weiß ich erst, was ich für einen

Schatz an ihr habe.“ Nun traten ihm plötzlich die Tränen in die Augen, und er laute eine Weile an seiner Zigarre, um seine Rührung zu meistern. „Werde ihn nie vergessen, den Sonntag, wo wir den Hudson hinaufgefahren sind, mitten hinein in die grünen Berge. Ein Werkstattkollege hatte mich gebeten, mit ihm zu fahren, da er sich eine Farm antaufen wollte. Well, da nahmen wir zur Besichtigung unsere Frauen mit. Daß ich's nur gestehe, ich war ein rechter Neidhammel an jenem Tag, hätte meinen Kollegen hassen können. Da hatte der an die zweitausend Dollar erspartes Geld liegen, konnte seine kleine Farm bar bezahlen, hatte fruchtbares Land, Pferde, Groß- und Kleinvieh, einen großen Obstgarten, und, was die Hauptsache ist, man lebt nicht nur frei, sondern kann auch einen hübschen Spargroschen machen. Ich muß wohl ein finsternes Gesicht damals gemacht haben, denn meine gute Alte nahm mich auf die Seite, und wie sie mich fragte, ob wir's uns auf unsere alten Tage auch so gutmachen, der Stadt entfliehen und in Gottes herrlicher Natur auf der eigenen Scholle in Frieden leben wollten — und wie sie mir's dann anvertraute, daß sie all die Jahre über gespart, sich jede Freude versagt, mich's aber nie hatte merken lassen, denn mir hatte sie allezeit volle Schüsseln vorgesetzt — wissen Sie, so was bringt nur eine Frau fertig, das Verzichten nämlich, und wir Männer merken's nicht einmal, wie die Jahre vergehen; und das Kleid bleibt immer dasselbe, und der Sonntagshut erscheint in immer neuem Aufputz, und alle die Anschläge, die unsereiner hat, mal ins Theater oder sonstwohin zu gehen, wo's Geld kostet, werden einem von der Frau ausgeredet, einmal hat sie Kopfweh, dann wieder steht ihr der Sinn nicht danach, aber in Wirklichkeit wäre sie nur gar zu gerne

dabei, wenn sie sich das Sparen für die alten Tage nicht in den Kopf gesetzt hätte. — Nun ja, so ist meine Marie,“ versicherte er mit glücklichem, seine harten Züge verklärendem Lächeln. „Gott segne sie, wir haben einige tausend Dollar auf der Bank, und zum kommenden Frühjahr suchen wir uns auch ein Gütchen. Lieber Gott, wir sprechen daheim von nichts anderem mehr. Meine Frau hat sich einen dicken Band ausgeliehen, darin steht die ganze Geschichte vom Buttermachen und der Schweinefütterung und lauter so Sachen. Meine gute Alte kann's schon auswendig, und sie weiß ganz genau, wie man's machen muß, daß die Hühner auch im Winter legen, und wie man seinen eigenen Apfelwein macht. Wie die Kinder auf Weihnachten, so freuen wir uns aufs Frühjahr, und wenn uns der liebe Gott nur gesund erhält und — und —“

Er brach unvermittelt ab; wie aus einem Traume wach geworden, starrte er mit verstörtem Blicke durch den tabakdurchqualmten Raum. Um seine Lippen zuckte es verräterisch.

„Du lieber Gott,“ sagte er dann ganz leise, „wenn nur meine Frau wieder gesund wird. Sie war so wunderbar und — und ich werde die Vorstellung nicht los, als hätte sie mich nötig, als müßte ich ihr für ihre viele Liebe auch was zuliebe tun. Und nun soll ich sie fremden Leuten überlassen müssen, wo sie doch so nach mir verlangt! Ich spür's ja im Herzen drinnen, daß sie mich nötig hat.“

Er erhob sich mit raschem Rucke. Mit der Faust durchhieb er die Luft, dann ging er in die entgegengesetzte Ecke, wo niemand saß, hockte sich dort im Halbdunkel hin und versank wiederum in dumpfes Hinbrüten.

Harry folgte ihm nicht, auch er hatte das Gefühl, allein mit sich sein zu müssen. Die Vorstellung, daß seiner rosigen kleinen Frau etwas zustoßen könnte, während er von ihr ferngehalten wurde, daß sie vergeblich nach ihm rufen müßte, würgte ihn wie mit körperlicher Gewalt an der Kehle. Und dann kamen alle die anderen düsteren Gedanken wieder über ihn, und er hatte ein Vorgefühl, als würde er niemals wieder die Sonne so hell leuchten sehen, wie sie noch tags zuvor in seine kleine Wohnung geschienen hatte, als läge zwischen gestern und heute eine Kluft, die nichts zu überbrücken vermochte.

Zwanzigstes Kapitel.

Für New York war eine „Ben-Slotery-Woche“ angebrochen. Die Zeitungen vernachlässigten alle anderen Rubriken, um möglichst wortgetreue Berichte über die Gerichtsverhandlungen bringen zu können. Fast sämtliche Morgenblätter veröffentlichten Momentaufnahmen aus dem Schwurgerichtssaal, manche brachten von berufener Künstlerhand gefertigte Porträtstizzen, ebenso wurden auch besonders dramatische Momente aus dem Zeugenverhör dem Leser im Bilde vorgeführt. Daneben priesen im Inseratenteil der Blätter verschiedene Verlagshandlungen noch unter der Presse befindliche Werke aus Ben Sloterys Feder an. Ja, das vornehme Lyrictheater, das bis dahin dem Dichtersmann seine zahlreichen Manuskriptsendungen uneröffnet und unfrankiert zurückgeschickt hatte, ließ durch seine Preßagenten die bevorstehende Erstaufführung der „Götter von heute“ verkünden, und zwar handelte es sich, wollte man den Reklamenotizen Glauben beimessen, nicht nur um des über Nacht berühmten

gewordenen Poeten „neuestes und reiffstes Werk“, sondern zugleich auch um „eine der tiefsten, erhabensten und packendsten Schöpfungen der Weltliteratur“.

Der also Gefeierte selbst wurde von einem ganzen Stabe Berichterstatter umlauert, vor denen er kaum in der Einsamkeit seiner Gefängniszelle sicher war. Mit einer Miene stolzer Genugtuung hatte er noch gestern diese Zudringlichkeiten über sich ergehen lassen, und er war mit Mitteilungen und Enthüllungen über seine Person und Vergangenheit nicht sparsam gewesen, wohl wissend, daß jedes seiner Worte, noch besonders zugestuzt und aufgepuzt, gedruckt werden würde.

Doch die Nacht nach dem ersten Verhandlungstage mit seinem dramatisch bewegten Abschluß hatte in Ben Slotery eine vollständige Veränderung, die sich auch äußerlich deutlich genug kundgab, bewirkt. Das überlegene Lächeln war verschwunden, zum ersten Male schien er sich des furchtbaren Ernstes der Lage, in die sein eigener Wille ihn gebracht, bewußt geworden zu sein. Die Möglichkeit, daß die Geschworenen zu einer Verurteilung gelangen könnten, hatte er überhaupt bisher nicht in Betracht gezogen gehabt, sondern mit seinem zuversichtlichen Glauben an eine glänzende Zukunft sich der bestimmten Erwartung hingegeben, daß diese Gerichtsverhandlung nichts weiter als die effektvolle Folie für seinen originell ausgeflügelten „Bluff“ bilden und schließlich wie prasselndes Feuerwerk harmlos verpuffen würde, ihn selbst im Lichte seiner jungen Berühmtheit zurüclassend.

Und nun hatte schon der erste Verhandlungstag alle seine Berechnungen und Erwartungen über den Haufen geworfen.

Tiefe Niedergeschlagenheit lag über seinen Mienen ausgebreitet, als er eine Stunde vor Verhandlungs-

beginn in das Gefangensprechzimmer geleitet wurde, wo ihn Frank Ramsay bereits erwartete. Dieser sah nicht minder sorgenvoll aus; beunruhigt betrachtete er den Jugendfreund, als er ihm die Hand durchs trennende Gitter reichte; die dunklen Ringe um die hohlblickenden Augen Bens, sein erzwungenes Lächeln kündeten die schlaflos von ihm verbrachte Nacht.

„Wir hätten es nicht wagen dürfen, Ben, ich mache mir schreckliche Vorwürfe,“ begann Frank in gedämpftem Tone, obwohl er sich allein mit seinem Klienten in dem düsteren Gefangensprechzimmer befand. „Eine Hiobsbotschaft jagt die andere. Ich darf dir nicht verhehlen, daß unsere Aussichten sich erheblich verschlechtert haben. Hätte ich mich nur nicht von dir beschwären lassen! Ich gäbe viel darum, könnte ich zurücktreten, was jetzt natürlich ausgeschlossen ist.“

Ben zauderte mit der Antwort. „Ja, mir kommt's jetzt auch so vor, als ob man sich an den bengalischen Flammen, die wir erzeugen wollten, die Finger elend verbrennen könnte,“ versetzte er dann. „Wirfst du mir's glauben, daß mir heute nur noch als erbärmlicher Sand erscheint, was mir gestern noch als strahlendes Sonnenlicht in die Seele leuchtete? Ich komme mir vor, als sei ich in einem unheilvollen Traume gefangen, aus dem es ein böses Wiedererwachen geben müßte. Bin ich überhaupt noch, was ich vor dieser entsetzlichen Zeugenaussage war? Seitdem das gestern passiert ist, kommt mir alles abgeschmakt vor. Daß ich diese — nun ja, daß ich Nellie liebe, das wußte ich immer, aber daß ich überhaupt nur sie liebe, daß meine stolzen Dichterträume nur Mittel zu dem Zwecke sein sollten, Nellie für mich zu erringen, das weiß ich erst seit der schlaflosen Nacht, die hinter mir liegt. Und der Gedanke an ihre Falschheit, ihre Nachsucht, die Vorstellung,

daß sie zu einem Meineid greifen konnte, nur um mich abzuschütteln — oder schrecklicher noch, daß sie mich für schuldig halten kann, macht mich noch wahnsinnig!“

„Ben, aus dir spricht noch immer der Phantast!“ Ramsay stampfte ärgerlich mit dem Fuß auf. „Deine Entschuldigung ist freilich, daß du diesen Fuchs von Distriktsanwalt nicht kennst, nicht ahnen kannst, wie er das arme Mädchen einer geistigen Tortur nach der anderen unterzog, ihr mit Fragen zusetzte und nicht locker ließ, bis sie alles das gesagt hatte, was sie gar zu gerne für sich behalten hätte. — Doch solche Auseinandersetzungen sind jetzt zwecklos, wir haben Wichtigeres zu besprechen,“ brach er ab und zog einen Brief aus der Tasche. „Da, lies!“

„Um was handelt es sich?“ fragte Ben Slotery zurück, ohne die Hand nach dem ihm dargereichten Schreiben auszustrecken.

„Um das Antwortschreiben der Direktion der Long Island-Bahn, an die ich mich mit dem Ersuchen um Namhaftmachung des Schaffners gewendet habe, der in der Nacht zum 1. Oktober den letzten fahrplanmäßigen Zug von Oysterbay nach Long Island City zurückbegleitete.“

„Hat dir die Direktion meinen Alibizeugen namhaft gemacht?“ fragte Ben zurück. „Seine Feststellung muß kinderleicht gewesen sein, wie ich dir ja schon früher sagte. Ich sehe ihn noch vor mir, ziemlich wohlbeleibt, glatt rasiert, dicke Hängebaden —“

Der Anwalt unterbrach ihn ungeduldig. „Ja, ja, das mag alles stimmen, aber wir können uns auf den Zeugen nicht mehr berufen. Er ist tot.“

Slotery verfärbte sich. „Das muß ich sagen, du hast eine wirklich herzerquickende Art, Hiobsbotschaften auszurichten.“ Unwirsch nahm er jetzt den Brief zur

Hand und las ihn halblaut. „Beim Versuche, sich auf den bereits in Bewegung befindlichen Zug zu schwingen, vorgestern abend gestürzt — unter die Räder gekommen — beide Beine abgefahren — noch auf dem Transport nach dem Krankenhause gestorben. — Richtig, Nummer 117, ich habe mir seine Dienstnummer genau gemerkt, das stimmt also. Armer Teufel, solch ein Ende zu finden!“

„Gewiß, das ist sehr bedauerlich, aber auch für uns, denn wir sind um einen wichtigen Alibizeugen ärmer geworden,“ fiel der junge Anwalt gereizt ein. „Wie sollen wir jetzt beweisen können, daß du den letzten Zug wirklich zur Rückfahrt benützt hast?“

„Well, in dem Rauchwagen waren noch verschiedene Leute, ich achtete weiter nicht auf sie, wie ich das Gespräch mit dem Schaffner ja auch nicht führte, um mir einen Alibibeweis zu sichern, sondern nur, weil ich das Bedürfnis nach einer Gedankenablenkung empfand. Wie wäre es mit einem Aufruf in den Zeitungen?“

„Das dürfte uns schwerlich viel helfen,“ entgegnete Ramsay düster. „Seit vorgestern schon bringen sämtliche Tageszeitungen an auffälliger Stelle unseren Aufruf an den Unbekannten, der mit dir zwischen Freehurst und Station Oysterbay auf der Landstraße zusammengestoßen sein soll. Es hat sich aber noch keine Raze gemeldet, obwohl wir eine Entschädigung für Zeitverräumnis in Aussicht gestellt haben.“

Ben schaute ihn betreten an. „Das ist wohl schlimm — was?“ Dann, ehe der andere ihm zu antworten vermochte, stampfte er wieder zornig mit dem Fuße auf. „Recht nett, das muß ich sagen! Hat sich denn alles gegen mich verschworen?“

„Ich sagte dir von vornherein, daß ich in deine

„Mißzeugen nicht viel Vertrauen setzen könnte,“ bemerkte der Anwalt trocken. „Seit gestern aber weiß ich gewiß, daß sich dein Mann nie und nimmer melden wird.“

Ben schaute ihn betreten an. „Warum denn nicht?“

„Weil dieser Mann, falls er nicht nur in deiner fruchtbaren Phantasie existieren sollte —“ Der Anwalt hielt plötzlich wieder inne. Ohne auf Bens entrüsteten Protest zu achten, stand er eine Weile schweigend und starrte ihm in die Augen. „Ben, ich muß eine Frage an dich stellen,“ begann er dann gepreßt, „und du sollst sie mir, deinem Verteidiger, wahrheitsgetreu beantworten. In deinem eigensten Interesse, Ben, denn wie kann ich dir nützen, wenn ich selbst nicht weiß, woran ich eigentlich bin. Bedenke, es handelt sich nicht länger um einen mühelosen Reklamesieg! Also heraus mit der Sprache, Ben! Handelt es sich wirklich nicht um mehr als um ein frivoles Spiel mit dem Feuer? Sagtest du mir die ganze Wahrheit oder — oder brachte dich die gestrige Aussage deiner verflorenen Braut nur darum so in Harnisch und um alle Selbstbeherrschung, weil sie — richtig gehört hat?“

Doch Ben Slotery hielt den forschend auf ihn gerichteten Blick gelassen aus. „Da kann ich mir ja gratulieren,“ bemerkte er ironisch, „wenn mein eigener Verteidiger so bombenfest von meiner Unschuld überzeugt ist! Mensch, bist du denn verrückt geworden? Hältst du mich für einen Hansnarren, der sich die Schlinge selbst noch zurecht dreht und um den Hals legt, wenn er weiß, daß er sie verdient hat? Ich weiß von der ganzen Geschichte nicht mehr als du — verstanden!“

Frank Ramsay schaute ihn noch eine ganze Weile an, ehe er antwortete. „Um so schlimmer für dich,“

meinte er endlich, „wir werden ohne deine beiden Alibizeugen einen schweren Stand haben, das sage ich dir unverhohlen.“

Die Schatten auf Bens Stirn verdüsterten sich immer mehr. „Wie war doch gleich die Geschichte, die dir der Kammerdiener erzählte?“ fragte er dann rasch. „Beschuldigte er nicht den alten Connolly oder vielmehr seinen künftigen Schwiegersohn?“

„Von einer direkten Anschuldigung kann keine Rede sein,“ widersprach der Anwalt mit sorgenvoller Miene. „Der Mann will in der kritischen Nacht einen Wortwechsel zwischen Chadwick und dem jungen Arzte belauscht haben, aber —“

„Merkwürdig, dann muß es im Parte von Lauschern und Händelsuchern ja geradezu gewimmelt haben! Mit wem soll sich dieser Chadwick denn sonst noch herumgestritten haben?“

„Vermutlich hörten Miß Fresham und der Diener denselben Wortwechsel mit an, und da der letztere kurz zuvor Doktor Pettit dabei beobachtet hatte, wie er dem Anwalt nach dem Strandpavillon folgte, so schloß er daraus, daß die beiden aneinandergeraten seien. Gesehen hat er sie indessen ebensowenig wie deine ehemalige Braut, und wie leicht man sich, noch dazu bei Nacht und in begreiflicher Erregung, in der Beurteilung fremden Stimmklanges täuschen kann, brauche ich dir wohl nicht erst auseinanderzusetzen.“

„Das bringt mich auf den Gedanken, daß Nellie wirklich in dem Glauben befangen sein mag, mich mit Chadwick haben streiten hören. Ah — das nimmt mir Zentnerlasten vom Herzen! — Mehr noch,“ setzte er hinzu, „dann dürfte der Mann, mit dem ich auf der Landstraße zusammenstieß, vermutlich mehr von den nächtlichen Vorgängen wissen als ich selbst. Das macht

auch ohne weiteres erklärlich, warum er sich auf den Aufruf in den Zeitungen hin nicht meldet.“

Ramsay begnügte sich mit einem vielsagenden Nicken.

„Dieser Diener schlägt mir auf die Nerven! Der Schilderung nach, die du von ihm gemacht hast, halte ich ihn für einen Erpresser, den Rachsucht dazu veranlaßt hat, aus einer Mücke einen Elefanten zu machen. Jedenfalls glaube ich nicht ein Wort von seinen Behauptungen, noch weniger möchte ich ihm die Gelegenheit verschaffen, sein Mütchen an ehrenwerten Männern, die vermutlich so unschuldig sind wie ich, zu kühlen.“

„Wie großartig du sprichst! Als ob dir freie Wahl bliebe! Vergiß nicht, daß es sich um dein Leben handelt.“

„Gewiß, das weiß ich nur zu gut, aber so frivol auch mein Wagnis sein mag, so handelt es sich dabei doch nur um die Gefährdung meines eigenen Lebens — und dieses aufs Spiel zu setzen, kann mir schließlich niemand verwehren. Aber ich will es nicht leiden, daß das Leben unschuldiger Dritter gefährdet wird.“

Der Anwalt wehrte wieder ungeduldig ab. „Ich kann dir nur wiederholen, daß du darüber nicht zu bestimmen hast,“ sagte er scharf. „Vergiß nicht, daß du dem Schiffer gleichst, der seinen Rachen tollkühn vom sicheren Lande in die brandende See hinausgelenkt hat, obwohl er die Gefahr kannte, der er sich aussetzte. Einmal draußen in der Brandung, muß er um sein Leben kämpfen oder ertrinken. Und vor dieselbe Alternative hast du dich selbst gestellt. — Übrigens,“ lenkte er ein, „ist gerade die immer mehr zur Gewißheit werdende Wahrscheinlichkeit, daß wirklich ein Mord begangen wurde, dessen Verüber niemals entdeckt worden wäre, hättest du nicht diese frivole Ge-

richtskomödie inszeniert, dazu geeignet, uns wenigstens einen Teil unserer Selbstachtung zurückzugeben. Jetzt sind wir vor dem eigenen Gewissen nicht länger mehr schamlose Komödianten, die die Öffentlichkeit am Narrenseil herumführen. Welchen Ausgang dieser Prozeß auch nehmen möge, so werde ich gewiß nichts unversucht lassen, um der Wahrheit zum Siege zu verhelfen und den schuldigen Täter, wer immer es auch sein möge, zu entlarven!“

Doch zu seinen mit besonderem Nachdruck betonten Worten zuckte Ben Slotery nur leicht mit den Schultern, seine Stimmung hatte wieder einmal sprunggleich gewechselt, und jetzt war er wieder der Menschenverächter, auf den er sich mit Vorliebe hinausspielte. „Ich wünsche dir vollen und vor allen Dingen schleunigen Erfolg,“ meinte er, „denn unter uns gesagt, ich bin dieser Käfigexistenz nachgerade überdrüssig geworden und sehne mich nach frischer Luft und dem Broadway, um auf ihm meine junge Berühmtheit spazieren tragen zu dürfen.“

Der Eintritt zweier Polizisten machte der Unterredung ein Ende. Sie waren gekommen, um den Angeklagten in den Gerichtsaal zu führen. Ihnen auf dem Fuße folgte der Verteidiger.

Der Zuhörerraum bot dasselbe buntfarbige Bild wie am Vortage. Kopf an Kopf gedrängt standen die Menschen.

Ihr Sensationsbedürfnis sollte indessen auf eine harte Probe gestellt werden, denn die Zeugenvernehmung bot an diesem Tage wenig Interesse. Zunächst wurden Zugbeamte der Long Island-Bahn vernommen, um an der Hand ihrer Aussagen sich ein klares Bild über das Treiben des Angeklagten in der kritischen Nacht machen zu können.

Gleich der erste Zeuge, der als Zugführer den Abendzug begleitet hatte, der längere Zeit auf freiem Felde hatte liegen bleiben müssen, erkannte Ben mit voller Bestimmtheit.

„Gewiß, der Mann ist mir wiederholt aufgefallen,“ berichtete er auf eine Frage des Staatsanwalts und schilderte ausführlich die auffällige Ruhelosigkeit, die der Angeklagte während der Fahrt und insbesondere gelegentlich des unfreiwilligen Stilllegens auf offener Strecke an den Tag gelegt hatte.

Auch der eine Bremser erinnerte sich genau der Person des Angeklagten. „Jawohl, sein Betragen war sehr auffällig,“ bestätigte er, „denn er rannte in einem fort durch den Wagen, setzte sich bald dahin, bald dorthin, knüpfte ein Gespräch an, ohne auch nur eine Antwort abzuwarten, riß das Fenster auf und belästigte auch sonst die Mitreisenden.“

„Welchen Eindruck machte das Benehmen des Angeklagten auf Sie?“

„Well, zuerst hielt ich ihn für angetrunken, aber ich merkte bald, daß das nicht der Fall war. Ich möchte beinahe sagen, er stellte sich an, als ob er vor einem großen Wagnis stände.“

„Machte er den Eindruck, als ginge er zu einem Stelldichein?“ forschte der Verteidiger.

„Verliebte benehmen sich in der Regel anders. Ich kenne den Mann ja nicht weiter und möchte ihn nicht in die Tinte reiten, aber ich hielt ihn in jener Nacht für einen verzweifelten Menschen, dem verschiedenes zugetraut werden könnte.“

An sämtliche Zeugen wurde der Reihe nach vom Distriktsanwalt die gleichlautende Frage gestellt, welche Nachtzüge sie in der kritischen Nacht auf den Rückfahrten von Station Oysterbay begleitet und ob sie unter den

Reisenden den Angeklagten wahrgenommen hätten. Das wurde von sämtlichen Zeugen in Abrede gestellt. Selbst die beiden Bremser des letzten Zuges, der eigentlich die Rückfahrt um Mitternacht hätte antreten sollen, aber der Betriebsstörungen wegen erst wenige Minuten vor ein Uhr früh von Oysterbay abgelassen worden war und auch unterwegs noch mancherlei Aufenthalt gehabt hatte, konnten sich der Person des Angeklagten nicht entsinnen. Umsonst blieb es auch, daß Ramsay sie in scharfes Kreuzverhör nahm. Nicht einmal der im Rauchwagen beschäftigte Schaffner wollte Slotery gesehen haben, obwohl dieser sich darin befunden und fast während der ganzen Fahrtdauer mit dem inzwischen verunglückten Schaffner sich unterhalten zu haben behauptete.

„Well, möglich ist's schon, daß der Mann mit zurückgefahren ist, aber ich kann's nicht beschwören,“ antwortete der Mann.

„Sie haben also dem Passagier, mit dem Ihr Kollege plauderte, keine Beachtung geschenkt?“

„Ich weiß nicht einmal, ob Brown in jener Nacht sich unterhalten oder aber geschlafen hat. Jedenfalls kann ich mich nicht entsinnen, den Angeklagten schon jemals zuvor gesehen zu haben — außer jetzt in den Zeitungen,“ verbesserte der Zeuge sich unter der Heiterkeit der Anwesenden.

„Der Angeklagte scheint Pech mit seinen Entlastungszeugen zu haben,“ meinte der Distriktsanwalt ironisch. „Auch der große Unbekannte, mit dem er in der Nähe der Connellyschen Besitzung auf dunkler Landstraße zusammengeprallt sein will, scheint sich trotz des Aufruhrs in den Tageszeitungen noch immer nicht gemeldet zu haben.“

„Er dürfte dafür triftige Gründe haben,“ entgeg-

nete der Anwalt im gleichen Tone, „denn noch ehe die Zeugenvernehmung zu Ende geführt wird, glaube ich den Nachweis führen zu können, daß in der Person dieses großen Unbekannten, der in jener Nacht und wie auf der Flucht aus dem Freehurster Park begriffen meinen Klienten anrempelte und mit dem glühenden Ende seiner Zigarre an der einen Wange verletzete, der wirkliche Täter zu suchen ist. Ich werde wenigstens nichts unversucht lassen, um Ihnen diesen Mann persönlich gegenüberzustellen.“

Seine Worte riefen große Aufregung im Saal hervor, auch die Geschworenen wurden davon berührt. In erster Reihe selbstverständlich Harry, dem das Blut jäh nach dem Herzen zu schießen begann. Nun suchte man ihn bereits zur Beugnisablegung, man nannte ihn den großen Unbekannten, und der Verteidiger deutete unverblümt an, daß er ihn im Verdachte der Täterschaft habe. War denn alles verrückt geworden? Oder war es möglich, daß die einfache Tatsache seines Verweilens im Freehurster Park während der für Verübung der Tat am wahrscheinlichsten in Betracht kommenden Stunde hinreichen konnte, um ihn, den völlig Unbeteiligten und Unschuldigen, in den Augen Dritter verdächtig erscheinen zu lassen?

Sidde Schweißtropfen traten ihm bei dieser Erwägung auf die Stirn, und er hatte die niederdrückende Empfindung, als brauchte es nur einer unvorherzusehenden Wendung — und er mußte seinen Sitz in der Geschworenenbank mit der Anklagebank vertauschen. Sollte er da nicht lieber auffpringen und mit männlichem Mute seine Erklärung abgeben, die versteckten Angriffe gegen seine Person mit gebührender Entrüstung zurückweisen?

Doch schnell schaltete die weitere Erwägung seinen

ersten impulsiven Vorfaß aus, daß man jetzt, wo eine solche Wendung zum Schlimmeren eingetreten war, an die Echtheit seiner Gründe, die ihn zum vorläufigen Schweigen bewogen hatten, einfach nicht mehr glauben würde. Und schlimmer noch, jetzt, nachdem er die rechte Gelegenheit, um wenigstens selbst mit makelloser Ehre aus all den Verwicklungen hervorgehen zu können, unwiederbringlich verpaßt hatte, konnte er nur noch Unheil über sich selbst bringen. Jetzt mußte er wohl oder übel schweigen und die Folgen seiner Unterlassung auf sich nehmen.

Andere Zeugen kamen an die Reihe, deren Aussagen das Charakterbild des Angeklagten, wie es der Staatsanwalt in den Augen der Geschworenen erscheinen lassen wollte, immer düsterer schattieren sollten. Da lösten sich im Zeugenstuhl verschiedene Kofthauswirtinnen ab, bei denen Ben gewohnt und häufig genug die Miete schuldig geblieben war. Bei einer war er sogar, wie sie in großer Entrüstung berichtete, heimlich ausgezogen und hatte seine geringen Habseligkeiten mitgehen heißen, obgleich sie darauf ein Pfandrecht hatte. Natürlich war er auch unsolid gewesen, wie das solche Leute ja immer sind. Große Kosinen im Kopfe und keinen Cent in der Tasche, wie eine andere Zeugin spitz erklärte. Heimgekommen war er zumeist nur zu Zeiten, wo anständige Menschen schliefen. Zumeist war er überhaupt nicht heimgekommen.

In der Tat hatte Ben Slotery in der letzten Zeit überhaupt keine feste Wohnung mehr gehabt, sondern bald da, bald dort in billigen Logierhäusern gewohnt, falls er nicht außerhalb der Stadt gewohnt hatte. Unmittelbar vor dem 1. Oktober hatte er in einem der Mills-hotels tagweise ein Zimmer genommen. Dieser

billigen Hotels gibt es in New York verschiedene, sie sind Stiftungen eines praktisch veranlagten Millionärs und für die große Mehrheit jener im Daseinstampfe noch nicht völlig Unterlegenen bestimmt, deren länglicher Verdienst zu einer geordneten Lebensführung nicht mehr ausreicht, die sich aber Stolz genug bewahrt haben, um Almosen zu verschmähen. Sie lehren gerne in den sauber gehaltenen Karawanseralen ein, wo ihnen ein Vierteldollar täglich ein eigenes Zimmer mit gutem Bett, sowie alle sonstigen Bequemlichkeiten sichert und sie ihre leiblichen Bedürfnisse für ungefähr dieselbe Summe befriedigen können, da sich im Erdgeschoß freundlich ausgestattete Restaurants befinden, wo Mahlzeiten zum Selbstkostenpreis verabreicht werden.

Der Buchhalter des vom Angeklagten wiederholt besuchten Hotels befand sich auch unter den Zeugen, konnte aber an der Hand seiner Gastlisten nur angeben, daß Ben Slotery zwar vor und nach der Nacht zum 1. Oktober, und zwar bis zum Augenblicke seiner im Hotel bewirkten Verhaftung, dort übernachtet habe, aber nicht in der kritischen Nacht selbst.

Die von der Verteidigung gemachten Anstrengungen, für den Angeklagten ein glaubhaftes Alibi aufzustellen, konnten nach dem allgemeinen, auch in der Presse einmütig zum Ausdruck gebrachten Dafürhalten als gescheitert gelten, obwohl vorläufig erst die Staatszeugen verhört wurden, während die Entlastungszeugen erst später an die Reihe kommen sollten.

Einundzwanzigstes Kapitel.

In vorgerückter Nachmittagstunde wurde der Coroner in den Zeugenstuhl gerufen. Seine Befragung

durch den Distriktsanwalt erstreckte sich nur auf wenige Punkte; er hielt an seiner ursprünglich geäußerten Ansicht, wonach lediglich nur ein Akt der Selbstverrichtung vorlag, fest, mußte aber auf Befragen des öffentlichen Anklägers zugeben, daß die Möglichkeit nicht gerade ausgeschlossen sei, wonach der Revolver auch von dritter Hand an die Stirn Chadwicks gepreßt und abgefeuert worden sein konnte.

„Gewiß,“ gestand er zu, „möglich wäre es immerhin. Aber in einem solchen Falle müßte Chadwick im Schlafe ermordet worden sein, denn die Waffe wurde dicht an seine Stirn gedrückt, und da das Bett derartig im Zimmer stand, daß dieses von ihm aus in seiner ganzen Ausdehnung übersehen werden konnte, so hätte sich ein mutmaßlicher Täter Chadwick im wachen Zustande gar nicht zu nähern vermocht, ohne von ihm wahrgenommen zu werden. Folglich hätte Chadwick sich zur Wehr setzen können oder doch wenigstens Zeit gefunden, seine Lage zu verändern. Aber ich fand die Leiche in friedlich ruhender Lage. Übrigens war Chadwick vollständig angekleidet, und er würde sich schwerlich, obendrein noch in Gegenwart eines Dritten, zum Schlafen im Gesellschaftsanzuge und mit Lackstiefeln an den Füßen aufs Bett gelegt haben.“

„Nun, das ist Ihre Privatmeinung,“ bemerkte der öffentliche Ankläger, „jedenfalls geben Sie die Möglichkeit zu, daß die Tat ebenfugut von der Hand eines Dritten wie durch Chadwick selbst begangen worden sein kann?“

„Ja, ich räume die Möglichkeit ein, bestreite aber die Wahrscheinlichkeit eines solchen Vorgangs.“

„Ich kann es Ihnen nachfühlen, denn man ändert seine Meinung nicht gern, zumal wenn man sich dadurch eine Blöße geben könnte,“ bemerkte der Di-

strittsanwalt spitzig, geärgert durch die erlittene Schlappe, deren Wirkung er in den Mienen der Geschworenen deutlich zu erkennen glaubte. Ein ironisches Lächeln überflog seine Lippen, als er nun eine vor ihm auf dem Tische liegende Schußwaffe hochhob. „Haben Sie den Revolver, mit dem Chadwid erschossen wurde, einerlei ob durch fremde oder eigene Hand, genau genug besichtigt, um ihn wiedererkennen zu können?“ setzte er das Verhör fort.

„Well, ich sah an der Waffe weiter nichts Auffälliges,“ erklärte der Coroner, „aber ich habe mir, wie immer in solchen Fällen, meine Aufzeichnungen gemacht.“

Er zog sein Notizbuch zu Rate und stellte daraus fest, daß der von ihm persönlich der Leiche aus der Hand genommene und beschlagnahmte Revolver eine sehr zierliche Waffe, mit Perlmutterintarsien eingelegt und zweiundzwanzigtalbrig war. Das Griffende war silberbeslagen, mit einem kleinen Ring zum Aufhängen versehen und enthielt die Initialen B. S., sowie das darunter eingravierte Datum 24. 6. 06. Auf der Trommel befand sich der Name des Fabrikanten mit der Herstellungsnummer 109,943.

Es entging der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht, daß der neben seinem Verteidiger sitzende Angeklagte beim Anhören der vom Coroner zur Verlesung gebrachten Beschreibung der Tatwaffe unruhig wurde; insbesondere hatte er Mühe, seine Selbstbeherrschung zu bewahren, als das auf der Kolbenplatte des Revolvers eingravierte Initial nebst Datum vorgelesen wurde. Befremdet wandte sich Ramsay nach seinem Klienten um, sprach einige Worte zu ihm, wurde aber durch eine ungeduldige Handbewegung von ihm abgefertigt. Ben wollte offenbar keines der vom öffent-

lichen Ankläger an den Coroner gerichteten Worte sich entgehen lassen.

„Besichtigen Sie diesen Revolver hier, Zeuge, und stellen Sie fest, ob er mit der Waffe identisch ist, die Sie Chadwick selbst aus der erstarrten Rechten genommen und beschlagnahmt haben,“ forderte der Staatsanwalt den Coroner auf.

Der Zeuge besichtigte die Waffe umständlich und erklärte sie alsdann identisch mit dem in Chadwicks rechter Hand vorgefundenen Revolver.

„Der Angeklagte heißt Benjamin Slotery, und die auf der Kolbenplatte der Waffe eingegrabenen Initialen sind mit den beiden Anfangsbuchstaben seines Namens identisch,“ fuhr der öffentliche Ankläger mit erhobener Stimme fort. „Ich frage den Angeklagten, ob er sein Eigentumsrecht an dieser Waffe zu leugnen wagt?“

Aller Augen richteten sich auf Ben Slotery, dessen nervöse Berfahrenheit immer mehr zum Durchbruch kam. Doch von all den auf ihn gerichteten Blicken sah er nur das Augenpaar seines Verteidigers, der sich ihm hastig zugewendet hatte, und was er darin las, brachte Zweifel und Mißtrauen gegen ihn, kaum länger verhüllt, zum Ausdruck. Einer der Gerichtspolizisten hatte die Waffe vom Distriktsanwalt eingehändig bekommen und schritt damit auf den Angeklagten zu, um sie durch ihn besichtigen zu lassen.

Im Zuhörerraum warf man sich bedeutsame Blicke zu; allgemein legte man die mehr als seltsame Unruhe, die Ben Slotery so unvermutet überkommen und die in schroffem Gegensatz zu der gesuchten Gleichgültigkeit stand, die er im Laufe der Verhandlung zumeist an den Tag gelegt hatte, zu seinen Ungunsten aus, und dieser Eindruck steigerte sich noch beträchtlich, als man beobachten konnte, wie er mit scheuem Blicke den

Revolver betrachtete, die Hand nach ihm ausstreckte, aber wieder zurückzuckte, als verursachte die Berührung der Waffe ihm Unbehagen. Seine Gesichtsfarbe war aschgrau geworden, und in dicken Tropfen rann ihm der Schweiß an den hageren Wangen hinunter. Doch im Gegensatz zu seinem befremdlichen Gebaren hob er schon in der Sekunde darauf den Kopf und erklärte mit trotzig verbissenen Lippen, daß er die Waffe nicht kenne und sie noch weniger sein Eigentum sei. Aber es befand sich niemand im Saale, der nicht die Empfindung gehabt hätte, daß der Angeklagte die bewußte Unwahrheit sprach.

„Der Zeuge David Lamb soll eintreten!“ gebot der öffentliche Ankläger, dem Bens Beteuerung nur ein verächtliches Lächeln entlockt hatte.

Ein ältlicher Mann wurde in den Saal geführt und nahm im Zeugenstuhl Platz. Er schaute sich schüchtern im Saal um und rückte unbehaglich im Sessel hin und her, als er wahrnehmen mußte, daß er den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit bildete. Doch dies änderte sich in demselben Moment, wo sein Blick auf Ben fiel. „Gewiß, das ist der Mann, den ich meine. Ich wußte ja, daß ich mich nicht getäuscht haben konnte, die Bilder in den Zeitungen sind täuschend ähnlich.“

„Sie kennen den Angeklagten?“ fragte der Distriktsanwalt mit ersichtlicher Befriedigung in seinen Mienen. „Nun, dann erzählen Sie den Geschworenen einmal, wie Sie dazu gekommen sind, sich freiwillig als Zeuge anzubieten.“

Lamb war, wie er erklärte, ein Graveur, der in der unteren Stadt einen kleinen Laden innehatte, auch Visitenkarten druckte, Stempel schnitt und Petschafte anfertigte. „Ich entfinne mich genau,“ fuhr

er dann fort, „daß der Angeklagte wiederholt in meinem Geschäft vorsprach. Er brachte mir einen kleinen Revolver, eine sogenannte Damenwaffe, mit dem Auftrag, auf der Silberplatte am Kolbenende ein Doppelinitial, sowie ein bestimmtes Datum einzugravieren.“

„Das haben Sie getan?“

„Ja,“ sagte der Zeuge im Tone großer Bestimmtheit, als ihm der Revolver zur Besichtigung eingehändigt wurde. „Das ist die Waffe. Ich habe diese Initialen, sowie das Datum graviert, ich täusche mich nicht. — Nicht wahr, das geben Sie zu?“ wendete er sich an den Angeklagten. „Sie müssen mich doch noch kennen, Sie sind mir sogar noch einen kleinen Betrag schuldig, entsinnen Sie sich nicht?“

Ben Slotery wechselte wieder auffällig die Farbe; er vermied es, dem fragend auf ihn gerichteten Blicke des Zeugen zu begegnen, und stotterte etwas, das klang, als ob er sich nicht zu erinnern vermöchte.

„Sie bekunden also unter Eid, Zeuge, daß diese Waffe hier identisch mit dem Revolver ist, den Sie behufs Gravierung aus der Hand des Angeklagten empfangen und nach Ausführung Ihres Auftrages wieder in seine Hand zurücklieferten?“ fragte der Distriktsanwalt mit erhobener Stimme.

„Ja, das beschwöre ich, denn jeglicher Irrtum meinerseits ist völlig ausgeschlossen,“ bestätigte Lamb.

„Nun, damit ist festgestellt, daß der Angeklagte die Waffe, mit welcher Chadwick tatsächlich erschossen wurde, schon seit längerer Zeit in seinem Besitz hatte,“ schloß der Ankläger das Verhör, indem er sich gleichzeitig auf seinen Platz zurückbegab und hinsetzte. „Es bleibt dem Angeklagten überlassen, nachzuweisen, wie ohne sein Zutun der ihm gehörige Revolver in das Chadwick'sche Schlafzimmer gelangen konnte.“

Durch das Publikum ging wiederholt unruhige Bewegung, die sich auch auf der Geschworenenbank geltend machte. Es bedurfte der wiederholten ernstlichen Mahnung des Richters, bis es wieder ruhiger wurde.

Nur der Geschworene Nummer zwölf war verhältnismäßig still geblieben, aber durch seine Seele ging wilder Jubel. Harry begriff, daß der Distriktsanwalt einen wichtigen Sieg errungen und in den ohnehin nur auf tönernen Füßen stehenden Schutzwall der Verteidigung eine volle Breitseite gefeuert hatte. Aber damit war auch die Schuld des Angeklagten, wenn auch nicht über jeden Zweifel hinaus erwiesen, so doch in den Bereich hoher Wahrscheinlichkeit gerückt worden, und diese Vorstellung bereitete dem von seinem Gewissen geplagten und von quälenden Vorstellungen heimgesuchten Manne eine wahre Herzensfreude. Nun konnte er, menschlicher Voraussicht nach, ruhig sein Schweigen weiter bewahren, ohne dadurch die dem Angeklagten schuldige Gerechtigkeit zu verkümmern.

Mit einem Gefühl, als sei er plötzlich zu einem ganz anderen Menschen geworden, lehnte er sich auf seinem Sitze zurück, und zum ersten Male seit Eintritt in die Verhandlung hatte er die ihm wohlthuende Empfindung, als handelte es sich wirklich nur um das Schicksal eines ihm völlig gleichgültigen, ja sogar geradezu unsympathischen Menschen.

Wiederholt hatte Ramsay dem Freunde eine bange Frage zugeflüstert, ohne daß er Antwort darauf erhalten hätte. „Mensch,“ raunte er ihm eben wieder zu, „so nimm dich doch zusammen, die Lüge steht dir ja auf dem Gesicht geschrieben! Gib mir wenigstens eine Andeutung, was du über diesen Revolver weißt!“

Doch Ben Slotery schüttelte den Kopf, er hatte die Lippen fest aufeinandergepreßt, und aus seinen starren Blicken sprach außer Qual und Bangen ein unbeugbarer Entschluß. „Ich kann dir nichts sagen,“ raunte er dumpf zurück. „Nichts — absolut nichts! Bestreite die Angaben des Zeugen oder suche sie wenigstens abzuschwächen!“

Frank Ramsay mußte sich von ihm abwenden, denn soeben richtete der Vorsitzende die übliche Frage an ihn, ob er den Staatszeugen zu verhören gedächte. Mit gefurchter Stirn, aber ersichtlich bemüht, jeden sich ihm bietenden Vorteil wahrzunehmen, wendete sich der junge Verteidiger dem Zeugen zu.

„Sie haben sich freiwillig als Belastungszeuge gemeldet?“

„Ja.“

„Wie kamen Sie dazu? Haben Sie gegen den Angeklagten irgend einen Groll? Wenn man nicht geradezu gezwungen wird, so bringt man doch seine Mitmenschen nicht ins Unglück!“

„Well, der Angeklagte selbst ist mir gleichgültig,“ lautete die gelassen erteilte Antwort, „aber als Bürger halte ich mich für verpflichtet, mein Teil zur Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung beizutragen. Hat sich der Mann des Mordes schuldig gemacht, so gehört er auf den elektrischen Stuhl.“

„Die Entscheidung darüber können Sie ruhig den Geschworenen überlassen.“

„Das ist Ansichtssache. Wie ich die Verhandlungsberichte in den Zeitungen las und darin auch die Bilder des Angeklagten erblickte, da sagte ich gleich zu meiner Frau: ‚Du, den Mann kenne ich, der ist mir sogar noch Geld schuldig, und ich habe mal etwas für ihn auf einen Revolver graviert.‘“

„Wie kommt es aber, daß Sie sich eines derartig geringfügigen Auftrags noch nach längerer Zeit so genau zu erinnern vermochten? Geht denn Ihr Geschäft so schlecht?“

„Well, es könnte freilich besser gehen,“ räumte der Zeuge kaltblütig ein. „Aber wenn Sie mich hätten austreden lassen, so wüßten Sie jetzt schon, was Sie in Erfahrung bringen wollen. Der Angeklagte wollte mir nämlich die zwei Dollar nicht bezahlen, die ich für die Gravierarbeit berechnete, vielleicht konnte er's auch nicht — was weiß ich. Jedenfalls hatte ich das Ding über ein Vierteljahr in der Schublade liegen, und er kam mindestens ein halbes Duzendmal, um mich zur Herausgabe der Waffe ohne Bezahlung zu überreden, bis er wieder einmal kam und Geld hatte. Damals kaufte er auch gleich Papier bei mir, alles in allem machte die Rechnung sechs Dollar, und weil er nur fünf Dollar bei sich hatte und mir versprach, den Rest am nächsten Tage zu bringen, so ließ ich mich breitschlagen und gab ihm die Ware. Auf das Geld warte ich natürlich heute noch,“ schloß er unter der Heiterkeit der Anwesenden.

„Wie kommt es denn, daß Sie Ihre Arbeit auf den ersten Blick wiedererkennen konnten?“ wollte Ramsay, der inzwischen den Revolver zur Hand genommen und damit dicht an den Zeugenstuhl herangetreten war, wissen. „Ich kann nichts Eigenartiges an Ihrer Arbeit finden.“

Der Zeuge schmunzelte, kramte in der Tasche herum und brachte schließlich eine Lupe zum Vorschein, die er dem nicht wenig verdutzten Verteidiger in die Hand drückte. „Ich habe sehr scharfe Augen und bedarf darum keines Vergrößerungsglases,“ bemerkte er, „aber schauen Sie einmal durch die Lupe und sagen

Sie mir dann, ob Sie in dem Schnörkel unter den beiden Initialbuchstaben nicht ein winziges weiteres ‚D. L.‘ erblicken — well, das entspricht meinem Namen David Lamb, ich bringe es an einer versteckten Stelle auf allen meinen Arbeiten an und bin somit imstande, auf den ersten Blick festzustellen, ob eine Arbeit von mir herrührt oder nicht.“

Ramsays Stirn hatte sich noch mehr gefurcht, denn das winzige Initial befand sich wirklich in dem Schnörkel zwischen den verschlungenen Buchstaben und der Datumsangabe. Etwas wie Verzagtheit beschlich ihn, als er in das überlegen lächelnde Gesicht des öffentlichen Anklägers blickte und hörte, wie dieser die Geschworenen zur Befichtigung der Gravierung aufforderte.

Er hatte keine weitere Frage an den Zeugen zu richten, wendete sich aber an die Geschworenen. „Ihre Sache wird es sein, über die dem Zeugen beizumessende Glaubwürdigkeit zu befinden,“ sagte er unter einem Achselzucken. „Doch davon abgesehen, wird meinen Klienten der Umstand, daß er vor Jahren diese oder eine ihr wenigstens ähnlich schauende Waffe in seinem Besitz gehabt haben kann, was übrigens bestritten wird, noch lange nicht der Täterschaft überführen. Der Revolver kann verloren, vielleicht auch verkauft worden sein. Sie haben ja von einer ganzen Reihe Staatszeugen die pekuniären Verlegenheiten, in denen sich mein Klient fast unausgesetzt befand, schildern hören.“

Waren seine Worte als Anregung für den Angeklagten bestimmt gewesen, so waren sie sicherlich auf fruchtbaren Boden gefallen, denn Ben erhob sich nun vom Stuhl und flüsterte Ramsay etwas ins Ohr, das diesen zu der weiteren Erklärung veranlaßte, daß sein Klient sich allerdings zu besinnen glaube, vor Jahr und Tag einen ähnlichen Revolver besessen und ihn

nebst anderen Sachen entweder versteckt oder bei einem Althändler veräußert zu haben. „Aber wäre dies auch nicht der Fall,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, „hätte mein Klient sogar in der Tatnacht den Revolver in der Tasche getragen, dann hat die Staatsanwaltschaft immer noch den Beweis zu führen, daß mein Klient den Revolver auch in das Schlafzimmer Chadwicks gebracht und dort den verhängnisvollen Schuß daraus abgegeben hat.“

„In dieser Annahme irrt die Verteidigung,“ entgegnete der Distriktsanwalt scharf, „denn der Staat hat bereits nachgewiesen, daß der Angeklagte in der kritischen Nacht im Freehurster Parte gewinkt und dort mit Chadwick Streit vom Zaune gebrochen hat. Der Staat hat ferner nachgewiesen, daß die Waffe, mit der Chadwick ermordet worden ist, dem Angeklagten gehört. Die Behauptung des Angeklagten, mit dem letzten fahrplanmäßigen Zuge die Rückfahrt nach New York angetreten zu haben, ist als unwahr gebrandmarkt worden. Vermag der Angeklagte nicht das Gegenteil glaubwürdig zu erhärten, so bleibt an der Hand der festgestellten Tatsachen nur die Annahme übrig, daß er — entweder draußen im Park oder im Herrenhause drinnen — Chadwick getötet und dessen Leiche alsdann in einer Weise zurechtgelegt hat, die bei einer oberflächlich geführten Untersuchung das Vorliegen von Selbstmord wahrscheinlich machen mußte.“

„Das sind ungehörige Versuche, um die Geschworenen gegen meinen Klienten voreingenommen zu machen,“ rief Ramsay mit starker Stimme in den Saal. „Aber ich werde später durch einen Zeugen beweisen, daß die gestrige Aussage der Zeugin Fresham, die einen Wortwechsel zwischen meinem Klienten und

Chadwick belauscht haben will, irrig ist, wenn sie auch in gutem Glauben gemacht wurde. In Wirklichkeit war es jemand anderes, der sich mit Chadwick herumgestritten und sich sogar an ihm tötlich vergriffen hat.“

„Dann beanspruche ich diesen Zeugen für den Staat,“ erklärte schlagfertig der Distriktsanwalt, „denn es ist nicht meine Aufgabe, die Verurteilung des vor den Schranken befindlichen Angeklagten durchzupeitschen, sondern mich leitet lediglich die Absicht, den wirklichen Mörder des unglücklichen Chadwick zur verdienten Strafe zu bringen. Die Verteidigung mag mir den Namen dieses Zeugen nennen, wenn — ich ihn nicht bereits kennen sollte,“ schloß er mit viel-sagendem Lächeln.

Frank hatte eifrig zustimmend genickt. „Es handelt sich um den früheren Diener im Connellyschen Haushalt.“

„Ob ich mir's nicht gedacht habe!“ fiel der öffentliche Ankläger ihm ins Wort. „Gut also, ich fordere den ehrenwerten Jack Doyle als Staatszeugen; er hat sich ohnehin schon vor einiger Zeit als solcher angeboten und schwenkte erst, als er in meiner Office wenig Segenliebe fand, in das Lager der Verteidigung ein.“

„Wenn der öffentliche Ankläger darauf beharrt, einen von ihm soeben erst für den Staat in Anspruch genommenen Zeugen zu diskreditieren, bevor er überhaupt vor den Geschworenen erschienen ist, so richtet sich ein solches Vorgehen von selbst!“ rief Ramsay unwillig.

„Derartige Bemerkungen nebst Repliken wollen sich beide Seiten, falls sie darauf nicht besser ganz verzichten, lieber für ihre Plädoyers aufsparen,“ verwies der Richter kurz, der bereits einen der Poli-

zisten damit beauftragt hatte, im Zeugenzimmer nachzuschauen, ob der Kammerdiener zur Stelle sei.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Da Jack anwesend war, so rief ihn der Gerichtsklerk sofort in der üblichen Weise vor die Schranken. Empfangen vom zurückhaltenden Schweigen der Versammlung schritt der frühere Kammerdiener, der in seiner schwarzen Kleidung und der feierlichen Miene den Eindruck eines Professors machte, auf den Zeugenstuhl zu und setzte sich umständlich darin zurecht.

„Wir wollen die Sache kurz machen,“ bemerkte der Distriktsanwalt, nachdem der Zeuge die üblichen Personalfragen beantwortet hatte. „Sie standen als Butler*) in den Diensten des Bankiers Connelly und wurden von ihm am 1. Oktober wegen eines Erpressungsversuchs entlassen?“

Die Gesichtsfarbe Jacks begann plötzlich ins Grünliche zu spielen, und er schluckte wiederholt heftig. „Aber ich muß doch sehr bitten, mich nicht derartig zu befragen. Herr Connelly ist ein reicher Mann, und ich glaubte, daß langjährige, treue Diensterfüllung —“

„Ach was,“ unterbrach ihn der öffentliche Ankläger schroff, „drücken Sie sich nicht wie eine Raze um den heißen Brei! Haben Sie am genannten Tage von Mister Connelly zwanzigtausend Dollar Schweigegeld gefordert?“

„Wenn Sie es durchaus so bezeichnen wollen —“
„Haben Sie Ihrem damaligen Dienstherrn gedroht,

*) Butler, eigentlich Kellermeister, bedeutet in vornehmen Haushaltungen so viel wie erster Kammerdiener oder Haushofmeister.

im Falle seiner Weigerung gewisse Wahrnehmungen, die Sie im Laufe der vorangegangenen Nacht gemacht haben wollen, an die große Glocke zu hängen?“

„Nein, ich sagte ihm nur, daß meine Pflicht als Staatsbürger mich zwänge, dem Coroner gewisse Wahrnehmungen nicht vorzuenthalten, die —“

„Aber die Zahlung der zwanzigtausend Dollar würde Sie zu einer gemäßigteren Auffassung Ihrer Pflichten als Staatsbürger bekehrt haben,“ bemerkte der Distriktsanwalt unter der verständnisvollen Heiterkeit der Zuhörer.

„Ich habe dem Coroner alles mitgeteilt!“ rief Jack nun, rot vor Ärger im Gesicht. „Daß ich überhaupt daran denken konnte, von Mister Connelly Geld zu verlangen, habe ich seither schon oft bereut, aber auch der anständigste Mensch hat mal eine schwache Stunde, darum braucht man mich durchaus nicht vor der Öffentlichkeit lächerlich zu machen. Ich dachte, es würde hier über eine ernste Sache verhandelt, wir sind doch nicht im Theater!“

„Ach was!“ unterbrach ihn der Staatsanwalt. „Setzen Sie sich nur ja nicht aufs hohe Pferd, denn zum Hüter der Moral passen Sie schlecht! — Doch zur Sache. Sie teilten Coroner Simpson Ihre angeblichen Wahrnehmungen mit, wurden aber von ihm abgewiesen?“

„Deswegen bleibt das, was ich gesehen und gehört habe, nicht minder wahr.“

„Und was wollen Sie gesehen haben?“

Der Zeuge blies die Backen auf und rüdte sich wieder im Stuhl zurecht. „Soll ich alles der Reihe nach erzählen?“ fragte er.

„Was nahmen Sie zunächst wahr?“

„Well, ich sah Mister Chadwick heranzuziehen kommen.“

„Wann geschah dies ungefähr?“

„Auf die Minute kann ich das nicht angeben, aber es muß schon sehr spät gewesen sein.“

„Wie verhielten Sie sich weiter?“

„Ich wollte mit der brennenden Pfeife nicht von einem Gast meiner Herrschaft erblickt werden, deshalb trat ich in eine Felsgrotte, in deren unmittelbarer Nähe ich mich gerade befand. Es steht ein Springbrunnen davor, und in der Grotte war es so dunkel, daß Chadwick mich nicht sehen konnte.“

„Wieviel solcher Grotten gibt es denn im Freehurster Park?“

„Nur eine einzige, aber —“

Der Staatsanwalt wehrte wieder entschieden ab.

„Weiter, Zeuge! Sie erblickten also den Anwalt Chadwick?“

„Ja, er ging im grellen Mondlicht und schlenderte dicht am Grotteneingang vorüber. Vielleicht zehn Minuten später kam Doktor Pettit desselben Weges und —“

„Halt!“ gebot der Distriktsanwalt. „Wer ist Doktor Pettit?“

„Er war damals mit Miß Connelly verlobt, aber das Verhältnis ging in die Brüche.“

„Schweifen Sie nicht unnötig ab. Doktor Pettit weilte vermutlich zu Besuch in Freehurst?“

„Ja, er war zwei Tage zuvor eingetroffen.“

„Also einen Tag früher als Chadwick?“

„Jawohl.“

„Und dieser Doktor Pettit verfolgte den gleichen Weg wie zuvor Chadwick?“

„Er ging nach dem Strand hinunter. Da mußte er natürlich denselben Weg verfolgen, da es keinen zweiten gibt.“

„Der Weg bildet also die einzige Verbindung zwischen Herrenhaus und Strand?“

„Ja — das heißt, man kann auch einen Umweg über den sogenannten japanischen Pavillon machen, der nördlich vom Herrenhause, zwischen diesem und der nach Oysterbay führenden Landstraße liegt.“

„Also der vom Herrenhaus nach dem Strande führende Weg war in jener Nacht vom Mond beschienen und darum übersichtlich?“

„Ja, von meinem Platze aus konnte ich zwar das Herrenhaus selbst nicht sehen, weil es höher liegt und außerdem durch die Gebüschanlagen zu beiden Wegseiten verborgen wird, aber den Weg selbst konnte ich ganz genau überschauen.“

„Sie müßten also unzweifelhaft jede Person, die sich vom Strande her nach dem Herrenhause begab, ebenso auch umgekehrt, wahrgenommen haben?“

„Unter allen Umständen.“

„Gut,“ sagte der öffentliche Ankläger. „Sie sahen also diesen Doktor Pettit nach Verlauf von zehn Minuten in derselben Richtung einhergeschritten kommen wie zuvor Chadwid?“

„Sowohl, und zwar ging Doktor Pettit hinter dem Anwalt absichtlich her.“

„Woher wollen Sie denn das wissen?“

„Well, ich hatte ihn kaum aus den Augen verloren, da hörte ich auch schon, wie er mit dem Anwalt laut zu streiten begann.“

„Sie hörten Doktor Pettit mit Chadwid streiten?“

„Ja, sie gerieten sogar tätlich aneinander.“

„Und das konnten Sie von der Tropfsteingrotte aus hören?“

„Genau so deutlich, als ob ich dabei gewesen wäre.“

„Wo soll sich denn dieser in Tätlichkeiten ausgeartete Wortwechsel zugetragen haben?“

„Das muß ganz dicht beim Aussichtstempel geschehen sein, beim Zugang zum Anlegepier für die Dampfjacht Mister Connellys.“

„Und dort gerieten die beiden Herren aneinander?“

Jack saß einen Moment mit an die Stirn gelegter Hand, und seine Mienen erschienen noch feierlicher. „Wie ich schon früher zu Mister Connolly bemerkte, hatte ich die Empfindung, als hätten die beiden Herren zuerst auf dem Seitenpfad, der vom Strande am japanischen Pavillon vorrüberführt, gestritten. Ich denke mir das ungefähr so, daß Mister Chadwick vom Doktor überholt und gleich angegriffen worden ist, daß er vor seinem Angreifer dann nach dem Strande zurückfloh, aber wieder von Doktor Pettit überholt und neuerlich gestellt wurde.“

„So reimen Sie sich den Vorgang zusammen, aber wirklich gesehen haben Sie nichts?“

„Nein, das war von meinem Standorte aus unmöglich. Aber ich hörte von dem Wortwechsel genug, um mir eine Meinung bilden zu können.“

„Nun, was hörten Sie?“

Lautlos still war es im Saal geworden; allgemein begriff man die vielleicht schicksalsgewaltige Wendung, die durch das unerwartete Hereinziehen einer dritten Persönlichkeit, deren Name im Laufe der Verhandlungen bisher noch nicht einmal genannt worden war, herbeigeführt werden mochte.

Harry saß regungslos auf seinem Eckplatz in der unteren Geschworenenbank, leichenblaß im Gesicht und mit plötzlich wieder erloschenem Blicke. Das Kartenhaus seiner Hoffnungen, das er sich im Verlaufe der Verhandlung mühselig aufgebaut hatte, lag

zerstört am Boden. Er wußte ja, daß dieser Zeuge, so unsympathisch er als Mensch auch sein mochte, die lautere Wahrheit sprach, daß Erik wirklich der Widersacher des unglücklichen Chadwid gewesen war, und nicht etwa der Mann auf der Anklagebank.

Der Zeuge spreizte sich mit selbstgefälliger Miene im Sessel, nicht anders, als ob er mit der Wirkung seiner Aussagen auf Geschworene und Publikum außerordentlich zufrieden sei.

„Was also hörten Sie?“ fragte der öffentliche Ankläger nochmals in eindringlichem Tone.

„Well, ich hörte plötzlich Mister Chadwid heiser schreien — genau so, als ob man ihn an der Kehle würgte, klang es. Ordentlich stoßweise brachte er hervor, daß er am nächsten Morgen Connelly Dokumente vorlegen und ihm über den Doktor eine Geschichte erzählen wollte, die für diesen äußerst fatal sein sollte.“

„Um was für eine Geschichte es sich handelte, konnten Sie nicht verstehen?“

„Nein — aber das ging zur Genüge aus dem Wortwechsel hervor. Ganz entschieden handelte es sich um Miß Connelly, denn ich hörte Chadwid sagen, daß das Fräulein viel zu gut für einen Menschen wie den Doktor Pettit sei, und dann stammelte dieser mit wutentstellter Stimme, daß er Chadwid wie einen tollen Hund niederschießen würde, wenn dieser seine Braut nochmals zu belästigen wage.“

„Ich stelle den Antrag auf Ladung dieses Doktor Pettit als Zeugen,“ unterbrach Ramsay das Verhör. „Und ich beantrage ferner Aussetzung der Verhandlung bis zum Erscheinen des Zeugen.“

Der Richter blickte ihn erstaunt an. „Aus welchem Grunde sollte ich Vertagung eintreten lassen?“ erkundigte er sich.

„Das wünsche ich Euer Ehren gerade auseinanderzusetzen. Die Anklage basiert ausschließlich auf der einen Zeugenaussage, daß mein Klient mit Chadwick gestritten habe. Der jetzt verhörte Zeuge stellt aber unter seinem Eide fest, daß nicht mein Klient, sondern ein Doktor Pettit den Streit mit Chadwick vom Baune gebrochen hat, ja, daß er ihm nur in der Absicht nachging, um einen Streit herbeizuführen. Wenn nun die Anklagebehörde mit Recht folgert, daß der Mann, der mit Chadwick sich herumstritt und sich tötlich an ihm vergriff, auch sein Mörder sein muß — immer vorausgesetzt, daß überhaupt ein solches Verbrechen begangen worden ist —, dann wird Doktor Pettit sich nicht minder als der heute Angeklagte über sein Alibi auszuweisen haben. Ich dehne meinen Antrag darum noch weiter aus, indem ich den sofortigen Erlaß eines auf die Person dieses Doktor Pettit lautenden Vorführungsbefehls verlange.“

Der Richter schien von der Beweiskraft der vorgebrachten Gründe halb und halb überzeugt, unschlüssig schaute er den Distriktsanwalt an.

Dieser zuckte nur mit den Achseln. „Ich überlasse es dem Ermessen des Gerichtshofs, über den Antrag der anderen Seite zu beschließen. Ehe dies indessen geschieht, möchte ich das Verhör des Zeugen zum Abschluß bringen.“

Der Richter behielt sich Beschlußfassung über die von der Verteidigung gestellten Anträge vor, und der öffentliche Ankläger wendete sich dem Butler wieder zu, dessen Gesichtsausdruck nun unverhohlene Schadenfreude widerspiegelte. Doch schon die erste an ihn gerichtete Frage zog sein Gesicht beträchtlich in die Länge.

„Wer hielt sich außer Ihnen noch in der Tropfstein-grotte auf?“

Jack bekam einen roten Kopf. „Ich verstehe diese Frage nicht,“ murrte er. „Jedenfalls verbitte ich mir, daß die albernen Verdächtigungen Mister Connellys von der Distriktsanwaltschaft wiederholt werden.“

„Ersparen Sie sich alle überflüssigen Bemerkungen und beantworten Sie meine Frage: Wer befand sich außer Ihnen in der Grotte oder gesellte sich dort zu Ihnen, kurz ehe Chadwick an Ihrem Versteck vorübertritt?“

„Niemand, denn ich befand mich ganz allein in der Grotte.“

Frank Ramsay erhob sich blitschnell und protestierte gegen die Zulässigkeit einer derartigen Fragestellung, wurde aber unverzüglich vom Richter abgewiesen.

„Nun, sagen Sie doch die Wahrheit!“ drängte der Distriktsanwalt. „Sie gaben doch vorhin schon an, daß im Freehurster Parke nur eine einzige Grotte existiert.“

„Das stimmt auch.“

„Nun also, dann muß die betreffende — Person in Ihrer Gesellschaft geweilt haben.“

Der Butler wurde wieder grünlich im Gesicht, wie immer, wenn er sich ärgerte. „Ich verbitte mir, daß von einer hochachtbaren jungen Dame, die meine größte Verehrung genießt, in solch erniedrigender Weise gesprochen wird. Ich sagte damals schon zu Mister Connelly, daß seine Verdächtigung ungerecht sei. Nein, es weilte keine Menschenseele außer mir in der Grotte, das nehme ich auf meinen Zeugeneid.“

„Eine Frage, Zeuge. Wie lange befanden Sie sich schon in der Grotte, als Chadwick vorüberkam?“

„Ich stand gerade hinter dem Springbrunnen und schaute nach dem Strande hinunter und über die mondbeschienene Bucht, als ich von den oberen Terrassen

her Schritte auf dem Riespfad hörte. Wie ich mich umwendete, erblickte ich Mister Chadwick und trat in die Grotte.“

„Wenn vom Strande her jemand den Weg heraufgekommen und ebenfalls in die Grotte getreten wäre, so hätten Sie dies wahrnehmen müssen?“

„Selbstverständlich. Es handelt sich ja um gar keine eigentliche Grotte, sondern nur um eine Bank, um die ein künstlicher Grotteneingang gebaut worden ist. Nur zwei Personen können dort zugleich sitzen.“

„Und es saß niemand auf der Bank oder trat in den Schatten, vielleicht in der Absicht, ebenfalls Chadwicks Aufmerksamkeit zu vermeiden?“

„Das ist ausgeschlossen. Ich kann nur wiederholen, daß die ausgezeichnete junge Dame sich unter keinen Umständen nachts im Park herumtreiben würde. Dazu ist sie viel zu pflichteifrig.“

„Von wem sprechen Sie denn eigentlich?“ fragte der Distriktsanwalt erstaunt.

„Natürlich von Miß Greene. Von wem denn sonst?“ gab der Butler nicht minder verblüfft zurück.

Die im Saale wieder laut gewordene Heiterkeit wurde vom Richter scharf gerügt. Der Distriktsanwalt aber beantragte die Wiederberufung der am Vortage vernommenen Zeugin Nellie Fresham, und trotz des von der Verteidigung erhobenen Protestes wurde der Antrag vom Richter zum Beschluß erhoben.

Nellie erschien wieder im Saale, sie war noch bleicher und hinfälliger wie am Tage zuvor. Wiederum vermied sie es ängstlich, dem Blicke des Angeklagten zu begegnen. Doch dieser dachte gar nicht daran, die Zeugin überhaupt nur anzuschauen.

Der Butler hatte sich auf einen Wink des Richters

erheben und neben dem Sessel, in dem sich jetzt Nellie niederließ, Aufstellung nehmen müssen.

„Sie erklärten gestern, daß Sie Chadwid auf sich zu kommen sahen, als Sie nach Ihrer Aussprache mit dem Angeklagten den Aussichtspavillon verließen und den Terrassenweg nach dem Herrenhause hinaufeilten?“ begann der Distriktsanwalt das Verhör.

„Ja, das ist richtig,“ pflichtete Nellie bei, „aber ich traf mich mit Ben — mit Mister Slotery nicht im Pavillon selbst, sondern in dessen Nähe, dicht bei der sogenannten Rasenbank.“

„Sie wichen Chadwid aus?“

„Ja, ich wurde gerade durch eine auf halber Terrassenhöhe befindliche Springbrunnenanlage seinen Blicken entzogen, und da trat ich hurtig in eine Art Grotte mit einer Bank darin. Dort war es hinreichend dunkel, um von Chadwid nicht wahrgenommen werden zu können.“

Der Butler wurde unruhig, er trat von einem Fuß auf den anderen und wollte sich bemerkbar machen.

Doch der Distriktsanwalt winkte ab. „Sie schweigen so lange, bis Sie gefragt werden!“ Er wendete sich wieder an die Zeugin. „Als Sie vom Strande heraufkamen, sahen Sie da jemand, der sich außer Chadwid auf dem zum Herrenhause führenden Terrassenwege befand?“

„Nein, kein Mensch war zu sehen.“

„Vielleicht können Sie aber die Anwesenheit eines Dritten übersehen haben?“

Die Zeugin verneinte. „Es war ja taghell, und überdies stand ich mehrere Minuten in der Grotte, da hätte ich es sehen müssen, wenn jemand vorübergekommen wäre.“

„Befand sich jemand in der Grotte, als Sie sich darin versteckten?“

„Nein, die Bank war leer, weit und breit war niemand, außer Chadwick und —“

Sie hielt stodend inne, aber mit gequältem Blicke schaute sie nach dem Plaze des Angeklagten.

Der Distriktsanwalt wendete sich an den Butler.

„Also, Doyle,“ sagte er scharf, „wie wollen Sie die Aussagen der Zeugin mit Ihren vereinbaren?“

„Das kommt nur daher, weil Miß Fresham sich irrt,“ beeilte sich der Butler zu versichern.

„Wie kann da von einem Irrtum die Rede sein!“ ereiferte sich der öffentliche Ankläger. „Einer von Ihnen muß die Unwahrheit gesprochen haben! Miß Fresham behauptet, sich in der Grotte vor Chadwick versteckt zu haben, Sie warten mit derselben Behauptung auf! Wem soll man da glauben?“

Jack zog die Schultern hoch, und da er zugleich auch den Kopf duckte, sah er einem großen Geier ähnlich, wie man sie in ihrer charakteristischen starren Unbeweglichkeit in den zoologischen Gärten zu erblicken gewohnt ist. „Ich weiß, was ein Eid ist, und ich würde mir eher die Zunge abbeißen, als ein unwahres Wort sagen,“ erklärte er bedächtig. „Ich kann nur wiederholen, daß das Fräulein sich irrt.“

Nellies Gesichtsausdruck gab zur Genüge kund, daß sie nicht recht verstand, was der Butler eigentlich meinte. Sie wollte etwas bemerken, doch ein Wink des Distriktsanwaltes hielt sie davon ab.

„Ich werde Ihnen gleich hinreichend Gelegenheit geben, sich über einen auffälligen Widerspruch zwischen Ihren und dieses Zeugen Angaben auszulassen,“ meinte er. „Vorläufig beantworten Sie mir die Frage, ob Ihnen ein gewisser Doktor Pettit bekannt ist.“

„Gewiß, Doktor Pettit weilte an jenem Tage auch zu Besuch in Freehurst.“

„Nun hören Sie einmal genau zu. Hier dieser Zeuge hat unter Eid behauptet, daß Doktor Pettit, vielleicht zehn Minuten später als Chadwick, diesem nachgegangen sei. Unten am Strande mußte er den Anwalt eingeholt haben, denn es sei augenblicklich zu einem heftigen Streite zwischen beiden Männern gekommen.“

Die Augen der Zeugin vergrößerten sich. Sie schaute von der Seite fragend zu dem neben ihr stehenden Kammerdiener auf, und als dieser wie zur Bestätigung nachdrücklich nickte, schüttelte sie befremdet den Kopf. „Ich kann mir nur denken, daß der Butler falsch gesehen hat, denn wenn Doktor Pettit nach Chadwick den Terrassenweg bis hinunter zum Strande geschritten wäre, so mußte er an mir vorübergekommen sein, jedenfalls hätte ich ihn unter allen Umständen bemerken müssen.“

„Und das war nicht der Fall?“

„Ganz gewiß nicht. Ich blieb doch in der Nähe, bis der Streit zwischen beiden Herren immer mehr ausartete, und dann lief ich geradeswegs nach dem Herrenhause zurück, aber auf dem ganzen Wege dorthin sah ich niemand.“

„Und der Zeuge Doyle hielt sich in dem Augenblick, als Chadwick an der Tropfsteingrotte vorüber schritt, nicht in dieser auf?“

„Nein, die Grotte war leer, als ich sie betrat.“

„Sie konnten von dem Butler überhaupt nichts wahrnehmen?“

Wieder verneinte die Zeugin.

„Nun, Doyle, was haben Sie darauf zu erwidern?“ wandte sich der öffentliche Ankläger an den Butler.

Doch dieser stand ruhig, den Blick voll schmerzlichen Erstaunens auf Nellie gerichtet. „Bei allem schuldigen

Respekt vor Ihnen, Ma'm," versetzte er dann, zur Zeugin gewendet, „muß ich bei meiner beschworenen Aussage beharren. Nicht Sie, sondern ich hatte in der Grotte Aufstellung genommen, und ebenso handelte es sich um Doktor Pettit, der mit Chadwid stritt, nicht etwa um den Angeklagten.“

Dunkle Röte stieg in den Wangen der also verdächtigten Zeugin hoch, sie schien aufschluchzen zu wollen, bezwang sich aber und wandte sich entrüstet an den Butler. „Wie dürfen Sie sich unterstehen, mich der Unwahrheit zu bezichtigen! Ihre Aussage ist ganz falsch!“

Der Richter schlug mit der Gabel auf. „Die Zeugin hat kein Recht, sich hier persönlich mit dem Zeugen auseinanderzusetzen.“

Der Distriktsanwalt trat vor und drückte die aus dem Zeugenstuhl Aufgeschnellte mit sanfter Gewalt wieder nieder. „Überlassen Sie Ihre Rechtfertigung getroßt mir,“ raunte er ihr zu. Dann stellte er sich dicht vor Jock. „Wagen Sie mir ins Gesicht hinein zu behaupten, daß Sie unter Ihrem Eide die Wahrheit, und nichts als die Wahrheit, ausgesagt haben?“ donnerte er.

Diesmal wurde Jock weiß wie Kalk im Gesicht, dann konnte man deutlich wahrnehmen, wie seine Brust sich in gewaltiger Erregung hob und senkte; wiederholt setzte er zum Sprechen an, aber immer wieder versagte seine Stimme, schließlich kam ein kurzes, schnell aber wieder gemeistertes Aufschluchzen über seine Lippen, und ein paar Tränen stahlen sich aus seinen Augen und rieselten langsam die Wangen herab. „Das ist zuviel,“ brachte er stoßend hervor, „ich habe mir mein ganzes Leben nichts zuschulden kommen lassen — mit der einzigen Ausnahme, daß ich neulich der Versuchung

unterlag und mir einbildete, ich könnte mein Glück machen, wenn ich mir von Mister Connelly ein Schweigegeld auszahlen ließe. Aber ich habe mein Unrecht noch in derselben Stunde eingesehen und unaufgefordert dem Coroner meine Wahrnehmungen mitgeteilt. Das wird er mir sicherlich bestätigen müssen und —“

Ein gebieterischer Wink des Anklägers brachte ihn zum Verstummen. „Wir haben hier keine chemische Reinigungsanstalt für — anrüchige Charaktere,“ sagte er scharf. „Wohl Ihnen, wenn Sie ein anständiger Mensch sind. Doch das kann uns nicht kümmern. Hier handelt es sich lediglich darum, daß zwei einander widersprechende, ja sich gegenseitig ausschließende Zeugenaussagen gemacht worden sind. Sie oder die Zeugin im Stuhl haben unter Eid bewußt die Unwahrheit gesprochen, und ein solches Meineidsverbrechen wird mit Zuchthaus bestraft.“

„Mein Gott!“ fiel Nellie händeringend ein und begann nun wirklich zu schluchzen. „Ich habe die lautere Wahrheit gesagt, und dieser Mann lügt! — Ja, Sie lügen!“ setzte sie wild hinzu, indem sie die Fäuste ballte und wieder Miene machte, aufzuspringen. „Sie waren nicht in der Grotte — nein, tausendmal nein!“

Jack stand noch immer wie von schmerzlichem Erstaunen überwältigt, seine hellblauen Augen waren weit geöffnet, und ihr vorwurfsvoll auf Nellie gerichteter Blick schien zu fragen, ob es möglich sei, daß unter einer solch schönen, sanften Außenseite sich so viel Lüge und Verderbtheit verbergen konnten. „Ma'm,“ brachte er endlich mit einer Stimme hervor, deren zitterndem Klange es anzuhören war, wie er sich nur noch gewaltsam zu beherrschen vermochte, „es ist wahr, ich habe, weil man mich nicht geradezu danach gefragt hat, in

Ihrem eigensten Interesse über gewisse Dinge geschwiegen, die ich besser angegeben hätte, da ich die volle Wahrheit zu sagen und nichts zu verschweigen gelobt habe. Aber es widerstrebte mir, Sie als Mitschuldige auf der Anklagebank zu sehen.“

Nellie wandte sich mit gefalteten Händen an den Richter. „Ich bitte um Schutz gegen diesen Mann,“ stammelte sie. „Ich habe keine Gemeinschaft mit ihm, noch je eine solche gehabt, seine schändlichen Verdächtigungen sind mir völlig unverständlich, denn ich bin mir keiner Schuld bewußt!“

Des Butlers schwächliche Gestalt schien zu wachsen, eine Welt voll Zorn und Empörung sprach plötzlich aus seinen Mienen. „Ma'm, Sie würden besser daran tun, mich nicht herauszufordern! Ich wiederhole es, mein aufrichtiges Mitgefühl für Sie hat mich veranlaßt, bis an die Grenze des Menschenmöglichen zu gehen, aber auch ich bin ein Mensch und habe Ehrgefühl!“

Nellie war plötzlich ganz verändert, sie weinte nicht länger, ihre Schüchternheit verschwand, sie wehte ihm ihr Taschentuch ins Gesicht, als ob sie ihn damit schlagen wollte. „Ich verzichte auf Ihre Nachsicht!“ brachte sie zornig hervor. „Ich habe in meinem ganzen Leben nichts getan, was das Tageslicht zu scheuen hätte. Ich verachte Ihre Lügen. Sie werden schon Grund dazu haben, denn meineidig macht sich kein Mensch, wenn er nicht muß.“

„Still, Zeugin!“ mischte sich der Distriktsanwalt ein. „Hier ist nicht der Ort zu persönlichen Auseinandersetzungen.“ Er zwang sie wieder sanft zum Niederstehen im Zeugensessel, dann wandte er sich kurz und scharf an den Butler: „Was haben Sie noch auszusagen?“

„Well, die Zeugin hat gelogen!“

„Wählen Sie Ihre Worte besser, Sie sprechen von einer Lady!“

„Ich verbitte mir Ihren Schulmeisterton!“ brauste nun auch Jack Doyle auf, indem er erbittert mit dem Fuße aufstampfte. „Ich habe meine Ehre so gut wie Sie, wenn ich auch nur ein einfacher Mann bin, und wenn mich jemand Lügen strafen will, einerlei, ob's eine feine Lady oder ein gelehrter Distriktsanwalt ist, dann wehre ich mich meiner Haut. Das ist mein gutes Recht als freigebohrner Amerikaner!“

Der Richter ließ die Gabel erklirren und rief den Unbotmäßigen zur Ordnung.

„Mit schuldiger Hochachtung vor Euer Ehren, aber einen Lügner hat mich noch keiner schimpfen dürfen, am wenigsten das Fräulein hier,“ fuhr der Butler fort. „Aber das hat man von seinem Bartgefühl. Ich habe das Fräulein schonen wollen, aber wenn's denn gesagt sein muß, dann ist ihre Aussage von Anfang bis zum Ende falsch und erdichtet!“

„Nun hören Sie aber wirklich damit auf, einen solchen Ton anzuschlagen, Mann!“ verwies ihn der Distriktsanwalt scharf. „Sie behaupten, daß die Zeugin nicht in die Grotte getreten ist?“

„Wenn's das allein wäre,“ entgegnete der Butler mit abwehrender Handbewegung. „Aber um mich verständlich machen zu können, bitte ich, die Zeugin erst zu fragen, was sie in jener Nacht anhatte — damit meine ich, was sie auf dem Kopf hatte, und ob sie einen Überwurf trug, und was für einen.“

„Beantworten Sie die Fragen des Zeugen,“ gebot der öffentliche Ankläger, als Nellie sich mit verächtlicher Gebärde von dem Butler abwenden wollte.

Sie dachte einen Augenblick nach. „Ja, jetzt er-

innere ich mich," sagte sie dann. „Ich hatte mich sehr lange im Schlafzimmer meiner Freundin, der Tochter vom Hause, aufgehalten, und um Zeit zu sparen, warf ich ihren draußen im Korridor aufgehängten roten Automantel über und zog die Kapuze hoch, so daß mein Kopf ziemlich verhüllt war.“

„Dachte ich mir's doch halb und halb!“ rief der Butler. „Da habe ich also Miß Connelly unrecht getan, denn da ich den mir so wohlbekannten roten Automantel im Mondschein erblickte, mußte ich natürlich glauben, daß sie es war, die den Terrassenweg heraufgeflohen kam, aber lange erst, nachdem der Streit zwischen den beiden Herren vorüber war.“

„Wann wollen Sie Miß Fresham nach dem Herrenhause gehen gesehen haben?“ fragte der Distriktsanwalt erstaunt.

„Sie floh, das war kein Gehen mehr — sie floh!“ rief der Zeuge.

„Lange nachdem der Wortwechsel beendet war?“

„Mindestens zehn Minuten später.“

„Aber das ist ja schändlich gelogen!“ rief Nellie händeringend.

„Nein, das ist die lautere Wahrheit. Und Sie wissen das auch recht gut. Und ich glaube auch, daß Doktor Pettit Sie für seine Braut gehalten hat, weil Sie doch deren roten Automantel übergeworfen hatten, und gleich schlank und groß sind Sie auch, und da hat er Streit mit Chadwick gesucht. Vielleicht hat er auch seinen Irrtum eingesehen und ist weggegangen, weil der Streit so plötzlich zum Abbruch kam. Das kann ich natürlich nur vermuten, möglich wäre es immer, weil er ja vom Strande aus den Seitenpfad zum Jagdpavillon, wo er wohnte, benützt haben kann. Sie aber, Ma'm," nun schwoll seine Stimme dra-

matisch an, und er schaute ihr mit drohender Gebärde in das entfärbte Gesicht — „Sie blieben mindestens noch zehn Minuten unten — und daß ich's nur heraus-sage, ich hatte manchmal die Empfindung, als würde noch immer gestritten, aber jetzt zwischen einem Manne und Ihnen.“

„Solche Lügen können Sie nicht verantworten!“
stammelte die Zeugin.

„Das lassen Sie nur ruhig meine Sache sein!“

„Ruhig!“ verwies der Richter wieder. „Wollen Sie es darauf ankommen lassen, wegen Nichtachtung des Gerichts bestraft zu werden? Zum letzten Male verbiete ich Ihnen jedwede persönliche Auseinander-
setzung!“

Unter der atemlosen Stille des Publikums, das nur durch das leise Gesurr der übers Papier dahinfliegenden Füllfedern der Reporter unterbrochen wurde, wendete sich der öffentliche Ankläger an den Butler. „Ich mache Sie nochmals darauf aufmerksam, daß Sie unter Eid aussagen. Halten Sie Ihre Aussage aufrecht, daß die Zeugin mindestens zehn Minuten später und in fluchtähnlicher Eile den Terrassenweg hinaufgelaufen ist?“

„Auf die Sekunde genau kann ich's nicht sagen, und das Gesicht der Zeugin habe ich schließlich auch nicht gesehen, aber da sie selbst einräumt, Miß Connells roten Automobilüberwurf getragen zu haben, so muß sie's wohl gewesen sein.“

(Fortsetzung folgt.)





Das Fanal.

Ein Kriegserlebnis von Wilhelm Hille.

Mit Bildern
von E. Becker.



(Nachdruck verboten.)



Es war vor Orleans.

Nur unter großen Anstrengungen war es dem General von der Tann gelungen, mit dem ersten bayrischen Armeekorps und der zweiundzwanzigsten preußischen Division, die zumeist aus Thüringern bestand, die Stadt zu halten. Die Franzosen setzten uns den hartnäckigsten Widerstand entgegen und bereiteten uns, die wir nach den glorreichen Tagen von Sedan den Krieg als so gut wie beendigt angesehen hatten, manche bittere Enttäuschung. Diese von Gambetta aus der Erde gestampfte Loirearmee, über die wir bisher nur gelächelt hatten, ungeschult und schlecht ausgerüstet, war beseelt vom Feuer der Verzweiflung, von der Glut des Hasses gegen die Eindringlinge. Wir Bayern merkten bald den Unterschied. Bei Wörth und Sedan hatten wir mit Leuten zu tun gehabt, die auf uns schossen, weil ihre Offiziere es befahlen; hier standen wir dem Volke in Waffen gegenüber, dem Volke, das für seine heiligsten Güter kämpfte.

Das Regiment, dem ich als Adjutant des ersten Bataillons angehörte, hatte das Dorf Virelogne besetzt. Man liest nichts darüber in den Annalen des Krieges. In meinen Erinnerungen aber sind die Szenen, die

bei der Eroberung dieses Dorfes stattfanden, das Schrecklichste, was ich erlebt habe. Die rasenden Bauern hatten jedes Haus, jede Scheune in eine Festung umgewandelt, die sie mit Todesverachtung verteidigten. Wir mußten, in kleine Trupps zerteilt, in die einzelnen Gehöfte eindringen, die Barrikaden sprengen und Brust an Brust mit den erbitterten Feinden kämpfen. Pardon wurde nicht verlangt und nicht gegeben. Die Bauern wußten, daß man sie nicht als Soldaten, sondern als Aufrührer behandeln würde, und wir andererseits waren so erzürnt über den Widerstand, daß jener Grimm in uns erwacht war, der keine Rücksicht, kein Mitleid mehr kannte. Alles, was gefangen wurde, wurde standrechtlich erschossen.

Endlich war die Blutarbeit getan. Wir quartierten uns in dem Dorfe ein, froh, nach den furchtbaren Strapazen der letzten Wochen für einige Zeit zur Ruhe zu kommen. Freilich war es nur eine halbe Ruhe. Raum ein Kilometer von uns entfernt befand sich eine starke Abteilung französischer Infanterie, die sich in einem von breiten Wassergräben umgebenen alten Schlosse eingenistet hatte, von wo aus sie uns fortwährend beunruhigte. Wir erwarteten jeden Tag Befehl, gegen diese fast uneinnehmbare Festung vorzugehen, und es graute uns im stillen davor. Doch der Befehl blieb aus. Unser Regimentskommandeur, Oberst v. Lerchenfeld, beschränkte sich darauf, Schützengräben hinter dem Dorfe anlegen zu lassen, auf die wir uns zurückziehen sollten, falls wir von einer überlegenen Macht angegriffen würden, und alle Maßnahmen zu treffen, um uns vor einem plötzlichen Überfall zu schützen.

Virelogne war von seinen Einwohnern fast vollständig verlassen worden. Abgesehen von den vielen,

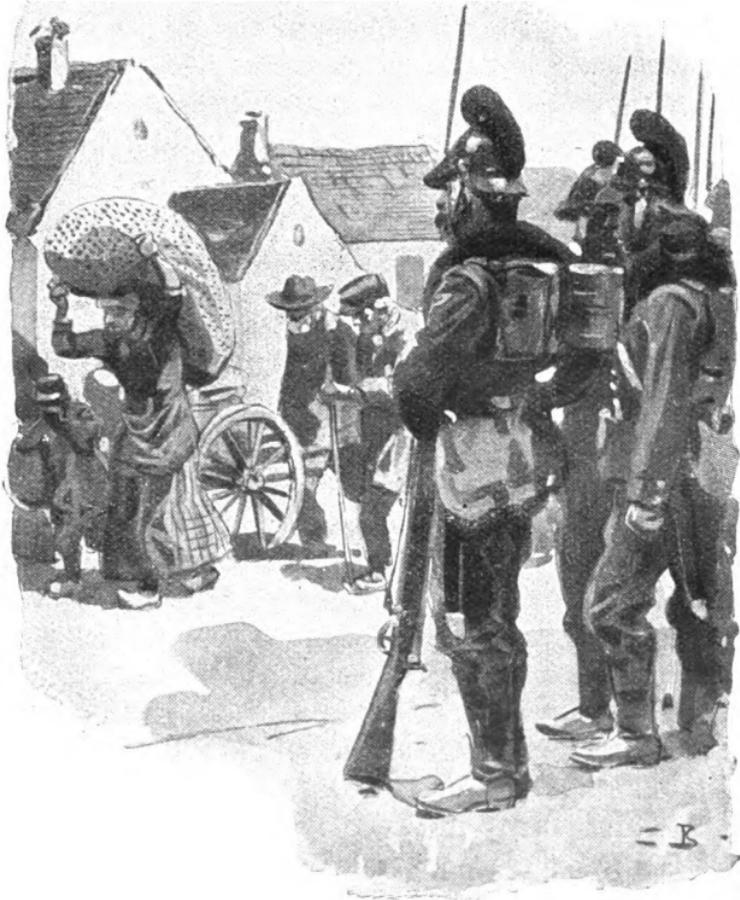
die im Kampfe gefallen waren, hatten die meisten es vorgezogen, zu verschwinden. Zurückgeblieben waren nur alte, gebrechliche Leute, Kranke und Hilflose aller Art. Man sah fast nichts von ihnen. Sie hielten sich ängstlich in ihren Häusern und schlichen nur des Nachts verstohlen in den Gassen herum, um sich zu besuchen und einander ihr Herz auszuschütten. Wir taten ihnen nichts zuleide. Die Unglücklichen dauerten uns, und jeder von uns, glaube ich, hätte gern dazu beigetragen, ihr Los zu erleichtern, wenn er gekonnt hätte.

Eines Tages verbreitete sich das Gerücht, daß ein französisches Armeekorps unter General Le Breuil in Eilmärschen herannah, um uns das so mühsam eroberte Orleans wieder zu entreißen. Kam es zum Kampfe, so hatten wir, die wir den am weitesten vorgeschobenen Posten innehatten, für die anderen die Rastanien aus dem Feuer zu holen. Ein Befehl unseres Obersten, der bald darauf bekannt gemacht wurde, schien dies Gerücht zu bestätigen. Er ordnete an, daß sämtliche noch zurückgebliebenen Bewohner von Virelogne den Ort binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen hätten. Uns Offizieren wurde am anderen Morgen bei der Paroleausgabe mitgeteilt, daß die Absicht bestehe, falls wir gezwungen seien, das Dorf wieder aufzugeben, dieses vollständig zu zerstören, denn es müsse auf jeden Fall verhindert werden, daß sich der Feind aufs neue darin festsetze.

Auf einem Hügel dicht vor dem Dorfe wurde eine Fanalstange aufgerichtet. Sobald der Feind zum Angriff überging, sollte an ihrer Spitze ein Flammensignal emporlodern, das unserer nächstgelegenen rückwärtigen Batterie das Zeichen gab, ihr Feuer auf den Ort zu richten. Virelogne war also dem Untergange geweiht.

Infolge dieses, alsbald durch alle Häuser verkündeten

Befehls entwickelte sich nun eine Szene des Jammers, die selbst in unseren, durch die vielen erlebten Schred-



nisse bereits abgehärteten Gemütern das innigste Mitleid erweckte. Eine Schar von Männern und Weibern, halb gebrochen von Alter und Siechtum, von Gram und Verzweiflung, sammelte sich auf der Dorfstraße,

die einen laut klagend, andere in ohnmächtiger Wut ihr Schicksal und uns verfluchend, noch andere in stummer schmerzlicher Resignation vor sich hin starrend. Sie, denen der Krieg alles genommen hatte, die nur noch nach einem stillen Plätzchen verlangten, wo sie in Frieden sterben konnten, sahen sich durch das eiserne Geseß des Krieges gezwungen, ihre müden Leiber weiterzuschleppen, so weit, bis sie zusammenbrechen würden. Manchem von uns standen die Tränen in den Augen, als sie an uns vorbeiwankten, ihre armselige Habe in einem Bündel auf dem Rücken oder in einer Schubkarre vor sich her fahrend. Wir empfanden es förmlich wie eine Erleichterung, als der klägliche Zug endlich unseren Augen entschwunden war, und in mehr als einem regte sich der Gedanke, ob diese von unserem Obersten verfügte Maßregel nicht eine unnütze Grausamkeit sei. Und doch sagte uns unser Verstand, daß es in Wirklichkeit ein Akt der Humanität war. Noch waren die Greuel, die sich bei der Eroberung des Dorfes abgespielt hatten, in aller Erinnerung. Ihre Wiederholung mußte unbedingt vermieden werden, und es gab keinen anderen Weg, sie zu vermeiden, als die völlige Einäscherung des Platzes. Denn so viel war klar: wenn wir jetzt auch, der Übermacht nachgebend, das Gewonnene preisgaben, es würde nicht lange dauern, bis wir zurückkehrten. Die Kapitulation von Meh konnte jeden Tag erfolgen, und dann würde die ganze Armee des Prinzen Friedrich Karl zu uns stoßen und den Feind vor sich her treiben.

Am Abend erhielt ich den Auftrag, die in dem verlassenen Dorfe etwa noch vorhandenen für uns brauchbaren Vorräte an Heu, Stroh, Decken und dergleichen zu sammeln. Ich verteilte meine Leute auf die einzelnen Gehöfte, immer zwei oder drei Mann

zusammen, und nahm selbst mit dem Feldwebel die Durchsuchung des größten Hofes in Angriff. Wir zündeten uns Fadeln an und tasteten uns in ihrem ungewissen Schein nicht ohne Schwierigkeiten durch die Räume. Auf der Diele war kaum ein freies Plätzchen zu finden; alles war vollgepfropft mit Möbeln, Kisten, Wirtschafts- und Küchengeräten. Der Zugang zur Treppe war, offenbar noch von den letzten verzweifeltsten Kämpfen her, mit Schränken und Kommoden verbarriadiert, so daß wir tüchtig zufassen mußten, bis es uns gelang, einen schmalen Durchgang frei zu bekommen. Dann stieg ich, während der Feldwebel unter den aufgestapelten Schätzen da unten weitere Musterung hielt, die schmale, knarrende Treppe hinauf.

Auch hier oben fand ich alles in derselben wüsten Unordnung.

Aber war das eine Wachsfigur oder ein Gespenst, was da im Hintergrunde am Ramin auf einer buntbemalten Lade hockte, unbeweglich, die Hände gefaltet und mit seltsam verzerrten Gesichtszügen?

„Weib,“ rief ich, als ich mich von meiner Überraschung erholt hatte, „was soll das heißen? Ist Ihnen der Befehl, augenblicklich das Dorf zu verlassen, nicht zugegangen?“

Die alte Frau antwortete nicht; nur sah ich, daß sich ihre Lippen leise bewegten. Als ich näher hinzutrat, erhob sie den Arm und wies mit befehlender Miene nach der Tür.

„Sind Sie krank, daß Sie nicht gehen können?“ sagte ich in freundlicherem Tone. „Ich werde Ihnen einige Leute schicken, die Ihnen helfen sollen.“

Ein Bliß des Hasses brach aus ihren Augen hervor. Sie wiederholte ihre nicht mißzuverstehende Bewegung und sagte mit harter Stimme: „Geh, verlaß mein Haus!“



„Aber verstehen Sie denn nicht, daß dieses Dorf dem Untergang geweiht ist? Wollen Sie sich unter seinen Trümmern begraben lassen?“

„Ich will sterben.“

„Haben Sie keine Angehörigen? Wir werden sie

benachrichtigen. Wir vergießen kein Blut friedlicher Bürger, und wenn wir Sie zwingen, sich zu entfernen, so geschieht es nur in Rücksicht auf Ihr eigenes Wohl. Wo sind Ihre Verwandten?"

Die Alte richtete sich hoch auf und stand in voller Größe vor mir. „Verwandte? Angehörige? Mörder, du fragst, wo sie sind!“ Sie zog mich an das einzige Fenster des Stübchens und zeigte mit einem dürren, harten Finger, der wie ein Geierschnabel gekrümmt war, nach dem Hügel hin, auf dem die Fanalstange errichtet war, die das Zeichen der allgemeinen Vernichtung geben sollte. „Sieh dahin, junger Mensch, wenn du wissen willst, wo sie sind! Da oben liegen sie unter dem Rasen — alle auf einem Haufen, Jean, Pierre, Clément — alle. Und auf der anderen Seite, in einer Grube für sich, da liegt mein Jüngster, mein Louis. O, ich sah es von hier aus, wie ihr ihn zwanget, selbst das Loch aufzuschaukeln, wie er versuchte, eure Kniee zu umfassen und euch zu rühren. Aber ihr hattet kein Erbarmen mit seinem jungen Leben und seiner armen alten Mutter, die am Fenster stand und um Gnade schrie. Aber, so wahr ein Gott im Himmel lebt, die Strafe für diese Greuel wird nicht ausbleiben!“

Ihre Stimme, anfänglich rau und fest, war in ein wildes, gellendes Kreischen übergegangen.

„Liebe Frau,“ sagte ich aufs tiefste erschüttert, „wenn Ihr Sohn erschossen worden ist, so geschah es, weil er, ohne Soldat zu sein, sich am Kampfe beteiligt hat. Das harte Gebot des Krieges forderte, daß er sterben mußte. — Und nun nehmen Sie Vernunft an und verlassen Sie dies Haus.“

„Ich werde nicht gehen. Ich bin hier auf meinem Grund und Boden, und niemand hat das Recht, mich zu vertreiben.“

„Wenn Sie sich weigern, so werde ich Sie mit Gewalt entfernen lassen.“

„Versuche es!“ rief sie, in ein sonderbares Gelächter ausbrechend. „Versuche es, Mutter Luwache aus ihrem Hause zu jagen. Sie wird immer wiedertommen!“

„Aber es ist Ihr sicherer Tod, wenn Sie hier bleiben. Sehen Sie die Stange da oben? Wissen Sie, was sie zu bedeuten hat? Sobald an ihrer Spitze der Feuerbrand emporlodert, werden Hunderte von Granaten angeflogen kommen und Sie unter den Trümmern Ihres Hauses begraben.“

„Laß sie kommen. Ihr habt den armen Jungen umgebracht, da könnt ihr auch die alten Weiber umbringen.“

Ich war in großer Verlegenheit. Weitere Verhandlungen mit dieser halb wahnsinnigen Alten waren zwecklos. Sollte ich meine Drohung ausführen und sie mit Gewalt fortschaffen lassen? Aber wohin mit ihr? Es war schon fast finster geworden; sie jetzt bei Nacht und Nebel auf die Straße zu setzen, hätte ebenfalls den fast sicheren Tod für sie bedeutet. Möchte sie also bis morgen wenigstens noch hier bleiben. Vielleicht überlegte sie sich während der Nacht die Sache noch einmal und ging dann am anderen Morgen freiwillig.

Unsere Untersuchung war inzwischen beendet. Viel war nicht dabei herausgekommen. Als ich in das Haus des Bürgermeisters, das uns Offizieren als Quartier diente, zurückgekehrt war, meldete ich dem Obersten den Vorfall mit der alten Frau. Er zuckte die Achseln und meinte, er sehe keinen Grund, sie gewaltsam zu entfernen, wenn sie ihres Lebens überdrüssig sei. Wir hätten wichtigere Dinge zu tun, als uns um verrückte alte Weiber zu kümmern. Dadurch, daß man

sie von dem Bevorstehenden in Kenntniss gesetzt habe, sei dem Gebote der Humanität Genüge geschehen, und das übrige habe sie sich selber zuzuschreiben. —

Am nächsten Morgen bedeckte ein dichter, schwerer Nebel die Flur, der sich nur langsam mit der steigenden Sonne zu lichten begann. Die umliegenden Höhenzüge waren nur in ihren Umrissen zu erkennen und ließen uns über die Absichten der Feinde völlig im unklaren. Desto sicherer und übereinstimmender aber lauteten die Nachrichten, die bald darauf von unseren Patrouillen eintrafen. Sie bestätigten das Gerücht vom Anmarsche des Generals Le Breuil und von dem bevorstehenden allgemeinen Angriffe auf Virelogne. Also wieder diese entsetzliche Blutarbeit, dies erbitterte gegenseitige Abschlachten um des Phantomes und des Ruhmes willen! Aber es mußte sein. Die Ehre des Vaterlandes verlangte, daß wir vom Obersten bis zum gemeinen Mann unsere Pflicht taten.

Wir trafen unsere Vorbereitungen. Viele von uns schrieben mit Bleifeder an ihre Angehörigen einige Worte, die ihnen im Falle des Todes überbracht werden sollten. Wußten wir doch, daß wir es mit einer vielleicht zehnfachen Übermacht zu tun haben würden, und daß unser Oberst nur im äußersten Falle das Signal zum Rückzuge geben würde.

Doch es kam alles ganz anders. Während die Truppen sich auf dem Marktplatze aufstellten, versammelte Oberst v. Lerchenfeld die Offiziere um sich. Seine Miene hatte etwas Feierliches, Geheimnisvolles.

„Meine Herren,“ sagte er, „ich freue mich, Ihnen eine Mitteilung machen zu können, die mir soeben zugegangen ist. Metz hat kapituliert.“*)

*) Siehe das Titelbild.

Die freudige Erregung war allgemein. Wir umarmten uns gegenseitig. Die Truppen brachen in donnernde Hochrufe auf den König und den Prinzen Friedrich Karl aus.

Als der erste Laumel sich gelegt hatte, fuhr der Oberst fort: „Durch dies Ereignis wird die Armee des Prinzen Friedrich Karl frei und kann sich mit uns vereinigen. Da die Truppen jedoch vor acht Tagen keinenfalls hier eingreifen können, so hat der Herr General befohlen, um bis dahin nutzloses Blutvergießen zu vermeiden, im Falle eines Angriffes uns auf Orleans zurückzuziehen. Sie werden also alles zum Rückzuge vorbereiten. Das Dorf muß natürlich niedergelegt werden.“

Also Rückzug — das war des Pudels Kern. Es mußte dem alten Haudegen schwer genug geworden sein, diesen Befehl zu geben; wir sahen es an dem Zucken, das um seine Mundwinkel huschte. Auch unter uns jüngeren Offizieren waren viele, die den Kampf bis aufs Messer diesem, wie ihnen dünkte, unrühmlichen Ausweichen vor der Gefahr vorgezogen hätten. Aber General von der Tann mußte ja wohl seine guten Gründe haben.

Es blieb uns nicht lange Zeit zur Überlegung. Noch waren wir damit beschäftigt, unsere Bagage auf die einzelnen Wagen zu verpacken, als die Franzosen unter lautem Geschrei gegen das Dorf anzustürmen begannen. Wir ließen sie halbwegs herankommen und sandten ihnen dann eine wohlgezielte Salve entgegen, deren Wirkung war, daß sie in ihrem Angriff innehielten und sich in einen Graben warfen, um uns von dort aus mit einem Hagel von Kugeln zu überschütten.

Das dauerte geraume Zeit, bis alle unsere Bagagewagen in Sicherheit gebracht waren. Dann begannen



wir selbst, da die Gefahr einer Überflügelung immer mehr anwuchs, uns zurückzuziehen. Langsam, immerfort schießend und jede sich bietende Deckung benützend,

zogen wir uns aus dem Dorfe zurück an dem Hügel vorbei, auf dem die Fanalstange errichtet war. Sie war mit Werg und Stroh umwickelt, und neben ihr stand ein Unteroffizier, der dazu bestimmt war, das Signal zu geben, das Virelogne der Vernichtung überlieferte.

„Das Fanal anstecken, sowie der letzte Mann vorbei ist!“ rief ein vorübersprengender Hauptmann dem Unteroffizier zu.

Ich hatte über all den vielen wuchtigen Eindrücken, die auf mich eingestürmt waren, die alte Frau ganz vergessen, die da oben in ihrem Hause sterben wollte. Ob sie nicht doch vorgezogen hatte, sich in Sicherheit zu bringen? Aber wenn sie wirklich geblieben war, war es nicht Christenpflicht, noch einen letzten Versuch zu ihrer Rettung zu machen, anstatt sie so einfach einem schrecklichen Schicksale zu überlassen? Ich warf einen zögernden Blick auf das Fanal, dann gab ich meinem Rosse die Sporen und lenkte in die Querstraße ein, in der das Haus der Alten lag. Ich warf die Zügel des Pferdes über das eiserne Gitter des Vorgartens und eilte die Treppe hinauf.

Sie saß unbeweglich auf ihrer Lade wie gestern und erhob nicht einmal die Augen, als ich eintrat.

„Auf, Mutter Luwache!“ rief ich. „Es ist die höchste Zeit. Das Bombardement kann jeden Augenblick beginnen.“

Sie antwortete nicht; ihre harten Finger spielten mechanisch mit den Korallen eines Rosenkranzes. Ich eilte auf sie zu und umfaßte sie, um ihr beim Aufstehen zu helfen.

Da kam es wie ein zorniges Fauchen von ihren Lippen: „Geh! Du sollst mich nicht anrühren!“

„Aber verstehen Sie denn nicht, daß es Ihr Tod ist, wenn Sie noch zögern?“ schrie ich in heßler Verzweiflung

über solchen Starrsinn. „Sie haben nur noch wenige Minuten. Unsere Batterie wartet bereits auf das Feuerzeichen von da drüben. Sowie es auflobert, werden Hunderte von Granaten kommen und Sie in Stücke reißen.“

„Ich will sterben.“

„Nun denn, so ist Gott mein Zeuge, daß ich Sie habe retten wollen,“ sagte ich und wandte mich zum Gehen. „Wenn Ihre Landsleute kommen und Ihre Leiche finden, werden sie nicht sagen können, daß wir wehrlose Frauen niederkartätscht hätten.“

Die Alte sah mich plötzlich groß an. „Wie? Kehren denn meine Landsleute zurück?“

„Die Schüsse, die Sie da drüben hören, kommen aus französischen Flinten. Wir müssen uns zurückziehen, weil wir von einer Übermacht angegriffen werden.“

Sie sprang wie elektrifiziert auf. „Sie kommen — die Retter, die Rächer!“ schrie sie. „O mein Gott, ich danke dir! Du willst die Gebete der Mutter Savache erhören, du willst Frankreich nicht ganz untergehen lassen! Oh, nun will ich gern sterben!“

„Nein, Mutter Savache — nicht sterben, sondern leben!“ rief ich, von diesem elementaren Ausbruch von Patriotismus ganz gerührt. Ich schlang meinen Arm um sie und wollte sie nach der Tür ziehen.

Sie machte sich mit Gewalt frei von mir. „Warte einen Augenblick, Söhnchen! Nur einen Augenblick!“ murmelte sie und rannte eifertig hin und her. Ich dachte, sie wollte noch etwas von ihrem Gerümpel mitnehmen, und freute mich, daß es mir gelungen war, sie von ihren Todesgedanken abzubringen. Da stand sie plötzlich an der Tür, drehte den Schlüssel zweimal herum und zog ihn ab. Dann, ehe ich noch begriff, was sie vor hatte, trat sie ans Fenster und warf den

Schlüssel in weitem Bogen hinaus. Ein gellendes Gelächter schlug an mein Ohr.

„So, mein Söhnchen! Nun sterben wir zusammen! Ich für Frankreich, du für meinen armen Louis!“

Ich stürzte an die Tür und versuchte sie durch Fußtritte zu sprengen. Sie war fester, als ich dachte. Alle meine Bemühungen waren umsonst. Die Schweißtropfen standen mir an der Stirn. Ich stemmte meinen Säbel zwischen die Türpfosten und das Schloß. Es war solide Arbeit und spottete meinen Anstrengungen. Wie ein Blitz zuckte der Gedanke durch mein Gehirn, daß ich verloren sei, verloren durch den verräterischen Handstreich dieser erbitterten alten Hexe, daß ich sterben müsse, nicht rühmlich auf dem Schlachtfelde, sondern unter den Granaten der eigenen Geschütze. Aber nein, das konnte ja nicht sein! Mit verzweifelter Hast arbeitete ich weiter.

„Schau doch, Söhnchen!“ hörte ich die Alte kreischen.

Ich drehte den Kopf nach dem Fenster. Eine lange leuchtende Schlange wand sich an der Fanalstange empor. Noch war sie nicht bis zur Spitze gekrochen, da blitzte es dreimal hintereinander am westlichen Horizonte auf. O, sie waren pünktlich! Und es würde nicht lange dauern, bis sie sich eingeschossen hatten, und dann würde jeder Schuß sitzen.

Schon hörte ich den seltsam zischenden Laut, mit dem die Granaten heranschwirren. Immer näher schlugen sie auf und sprangen mit ohrbetäubendem Krachen auseinander. Jeder Augenblick konnte mein letzter sein. Da fühlte ich, wie das Türschloß nachzugeben begann. Da ein neues Hindernis! Die Alte mochte bemerkt haben, daß ich im Begriff war, ihrer Rache zu entkommen. Sie stürzte sich plötzlich auf mich, umklammerte mich von hinten und versuchte mich mit aller Gewalt von der Tür wegzuziehen. In meiner Todes-

angst stieß ich sie so heftig zurück, daß sie zusammenbrach. Dann riß ich mit einer letzten Anstrengung die Tür auf und rannte die Treppe hinunter. Ich warf mich auf



den Gaul, der unruhig am Zügel zerrte, und ließ ihn laufen, so schnell er konnte.

Es war ein schauerlicher Ritt. Rings um mich grinste der Tod; neben mir, vor mir plakten die Gra-

naten. Wie es zugegangen ist, daß mich keiner dieser Splitter verletzete, ist mir noch heute ein Rätsel.

Ein furchtbares Bersten und Krachen erscholl hinter mir. Ich wandte mich um. Der Giebel des Hauses, das ich eben verlassen hatte, war von einem dieser mächtigen Geschosse wie weggefegt worden. Mutter Luwache hatte ihr ruhmloses Ende gefunden.

Meine Kameraden machten große Augen, als ich bei der Truppe ankam. Major v. Eichler, mein Bataillonskommandeur, hatte mich schon vermißt und runzelte mißvergnügt die Stirn, als ich mich bei ihm meldete. Ich berichtete ihm, was mir zugestoßen war.

„Sie haben da eine großartige Dummheit gemacht,“ sagte er, als ich fertig war. „Ja, eine großartige Dummheit, nehmen Sie mir das nicht übel. Gutmütigkeit in Feindesland ist Dummheit. Sie hätten eigentlich wegen unerlaubten Entfernens vom Truppenteil noch Strafe verdient. Na, lassen wir's gut sein! Der Schreck, den Sie ausgestanden haben, ist Strafe genug. Und nun bringen Sie Ihren äußeren Menschen wieder in Ordnung und kommen Sie heute abend mit Ihren Kameraden zu mir. Wir müssen doch die Kapitulation von Mez feiern.“ —

Als wir einige Wochen später wieder vorrückten, diesmal ohne Widerstand zu finden, gab es kein Direlogne mehr. Ich suchte mit den Augen das Haus, in dem ich die schrecklichsten Minuten meines Lebens ausgestanden hatte, vermochte es jedoch nicht mehr zu finden. Nur kahle Trümmer schauten düster zu den Wolken empor, ein trauriges Wahrzeichen der Leiden-schaften der Menschen, die sich in blutigen Kriegen zerfleischen.





Gemsjagd in den Pyrenäen.

Von Th. v. Wittembergk.

Mit 12 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Wie es wohl der Wunsch eines jeden deutschen Weidmanns ist, einmal in Oberbayern, im Salzkammergut oder in Steiermark inmitten einer großartigen Naturumgebung die Gemsjagd auszuüben, so zieht es den französischen Jäger, der sich nicht damit begnügt, ein paar Kaninchen abzuschießen, nach den

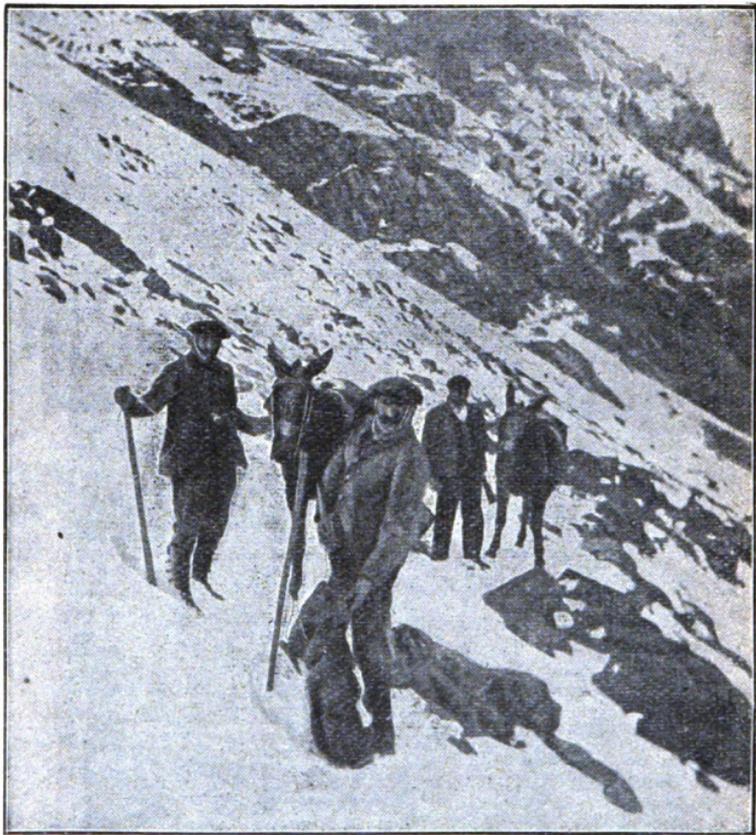


Auf der Suche.

Pyrenäen, die sich eines Gemsbestandes erfreuen, der zwar hinter dem der westlichen Alpengebiete etwas zurückbleibt, aber doch ganz ansehnlich ist. Die in den Pyrenäen heimische Gemse oder, wie sie auch genannt

wird, der Fard weicht etwas von der Alpengemse ab. Sie ist von geringerer Größe, besitzt ein schwächeres Gehörn und ist an den Wangen nicht gelblich, sondern rötlich gefärbt.

Wer in den Pyrenäen längere Zeit jagen will,



Halt beim Aufstieg.

muß sich reichlicher ausrüsten, als es in den Alpenländern nötig ist. Die höheren Teile der Pyrenäen sind fast gar nicht besiedelt, und sie bieten auch keine Hütten oder andere Unterkunftsräume zum Übernachten.

Darum ist die Mitnahme eines Zeltes und außerdem eine genügende Verproviantierung erforderlich. Ferner muß man sich mehrere land- und jagdkundige Führer dingen, die schon deshalb unerläßlich sind, weil sie mit ihren Maulfeln den Transport der Ausrüstungsgegenstände in das Jagdgebiet zu besorgen haben. Wege gibt es in den Pyrenäen nur wenige, und die wirklich vorhandenen befinden sich in einem so mangel-



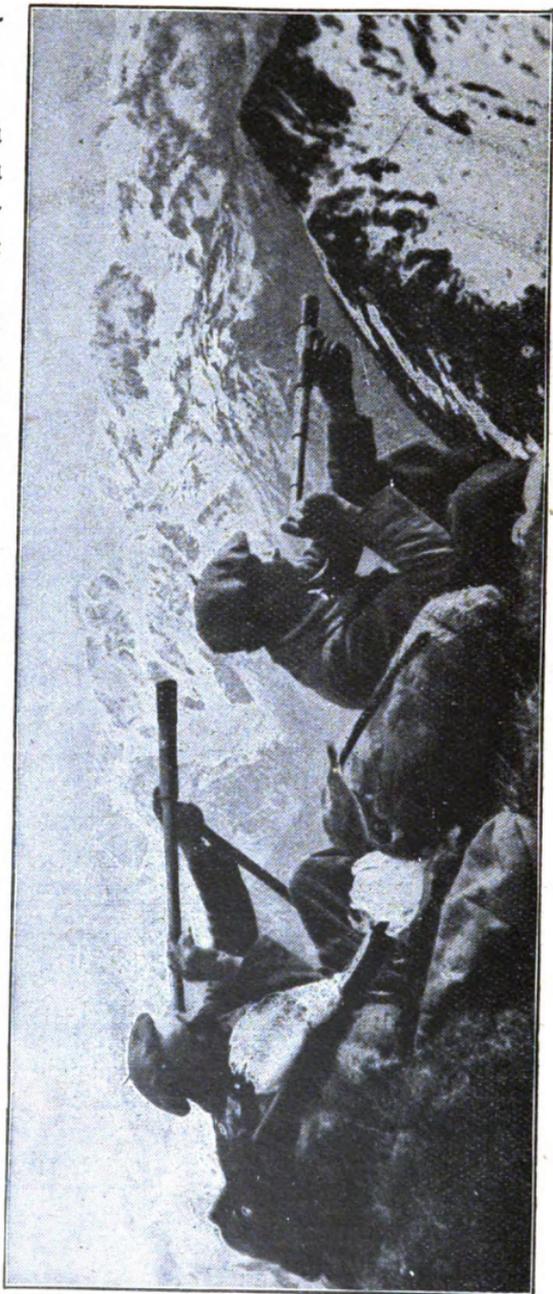
Den Grat hinauf!

haften Zustand, daß die Fortschaffung der Ausrüstung oft ziemlich schwierig ist. Ist noch dazu Neuschnee gefallen, so kommt es vor, daß selbst die braven Maulfeln tüchtig zu tun haben, um die Höhe zu erklimmen.

Eine empfehlenswerte Ergänzung zum Stutzen und zu einem guten Fernrohr, das die Beobachtung der Gemsen auf eine weitere Entfernung ermöglicht, ist ein Angelstock.

Die Pyrenäengewässer sind reich an schmackhaften Forellen, die sich bei einiger Übung in den Erholungspausen leicht fangen lassen und in die Tageskost eine willkommene Abwechslung bringen.

Ist das Zelt auf dem jeweiligen Lagerplatz aufgeschlagen,



Sind es Gemsen?

dann heißt die Losung für den Jäger und seine Führer: Klettern! Müssen doch jetzt die eigentlichen Jagdgründe aufgesucht werden. Die Gemse hält sich dort, wo sie nicht zu sehr beunruhigt wird, zumeist im oberen Waldgürtel, auf. Im

Sommer aber steigt sie auch zu den höheren Lagen des Gebirges empor und verbleibt wochenlang in der Nähe des

Firnschnees und der Gletscher. Daher muß der Jäger in dieser Jahreszeit wenigstens, und soweit es sich nicht um Treibjagden handelt, sondern der Pirschgang gewählt wird, ein tüchtiger Bergsteiger sein. So

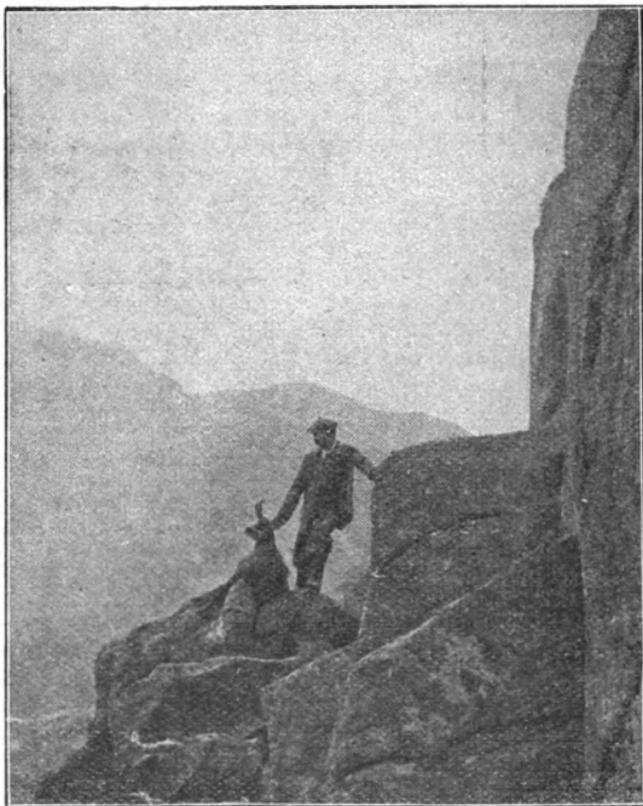
mancher scharfe Grat und so manche steile Wand gilt es emporzuklimmen, und wenn auch die Führer hier und da unterstützend zugreifen, so muß doch der Jäger unbedingt über einen sicheren Fuß und einen schwindelfreien Kopf verfügen.

Die Aufspürung der Gemenen erfordert eine genaue



Mit der Beute bergab.

Kenntnis ihrer Lebensweise. Mit Beginn der Morgendämmerung erheben sie sich von der Lagerstätte, trotteln langsam bergab zur Äsung, verbringen darauf die Vormittagstunden wiederkäuend im Schatten eines



Eine kleine Erholungspause.

Felsvorsprunges, steigen um die Mittagzeit wieder bergauf, um sich auf einer Felsplatte oder dem Firnschnee niederzulegen, gehen gegen Abend nochmals auf die Äsung und suchen schließlich mit der Dämmerung den gewohnten Ruheplatz auf.

Je nach der Tageszeit muß demnach, bevor die Pirsche

beginnt, der Standort der Gemsen ausgekundschaftet werden. Bei dem scharfen Geruch der Gemsen, die den Jäger schon aus sehr großen Entfernungen wittern, ist ihre Auffpürung zunächst nur mit dem Fernrohr möglich.



Eine gefährliche Stelle.

Aber auch hier muß man sich noch vorsichtig gegen den Wind halten. Der Gesichtssinn der Gemsen ist übrigens nicht besonders scharf. Ein Jäger, der beim Auslug unbeweglich steht oder sitzt, wird von ihnen oft übersehen.

Einen hohen Genuß bietet es, durch das Fernrohr das muntere Treiben der Tiere zu beobachten. Während

die Leitgeiß Wache hält, üben die jüngeren Böcke auf Felsleisten ihre Kletterkünste, führen die Rixen neckische Scheinkämpfe aus. Befindet sich ein Rudel bei einem Schneehang, so läßt sich auch der eine oder andere Bock auf diesem kauern und gleitet nun, mit den Läufen gleichsam rudern, die schräge Fläche hinab.



Der Bauchschnitt.

Am besten schleicht man die Gemsen an, wenn man am Tag zuvor ihr Nachtlager ausgekundschaftet hat. Man muß dann auf weiten Umwegen und unter Berücksichtigung der Windrichtung einen Punkt auffuchen, der etwas höher als der Ruheplatz liegt. Jetzt gilt es, mit immer schußbereiter Büchse die Lehne so weit hinabzutreiben, bis man einer Gemse ansichtig wird. Zuweilen wird freilich die Lagerstätte der Gemsen unerwarteterweise durch einen Felsvorsprung oder

Knieholz verdeckt. Unter diesen Umständen kann man nur das Aufstehen der Tiere abwarten.

Das ist oft nicht nur eine starke Geduldsprobe für den Jäger, sondern auch eine schwere Anforderung an seine Schwindelfreiheit. Denn gerade in einer solchen Lage, in der der Jäger unbeweglich hocken muß, während er vielleicht nur auf einem schmalen

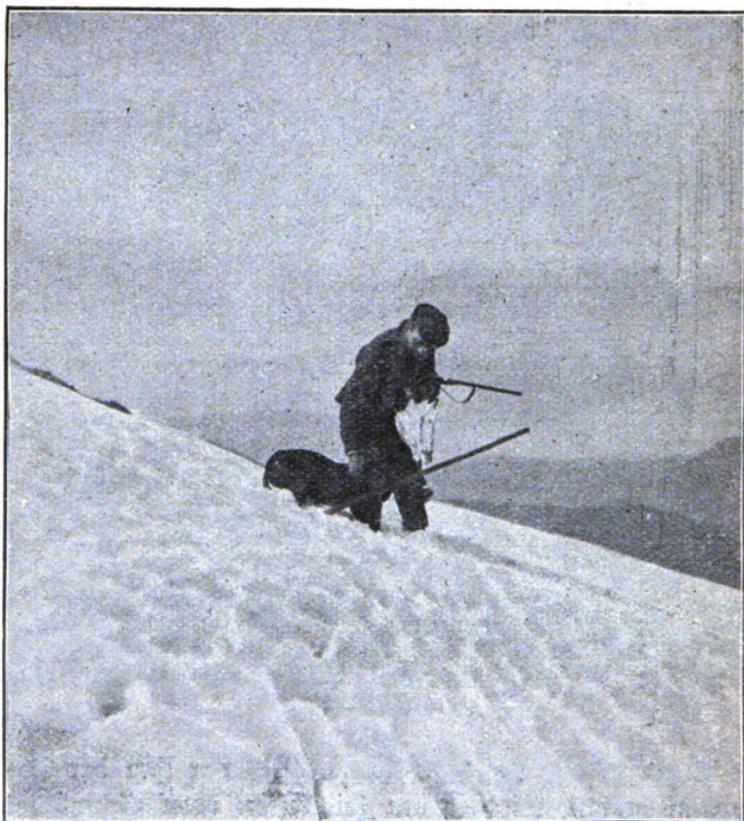


Das Ausweiden.

Felsvorsprung Posto gefaßt hat und vor ihm der Abgrund gähnt, wird er am leichtesten vom Schwindel befallen. Ein Schluck Rognak leistet hier gute Dienste.

Aber endlich wird das Warten doch belohnt. Das Rudel erhebt sich, ein starker Bock tritt hervor, und donnernd streckt ihn ein Schuß aufs Blatt nieder; damit ist indessen die Beute meist noch lange nicht im Besitz des Jägers. Um zu dem Platz, wo das Tier liegt, zu gelangen, ist gewöhnlich noch ein recht mühevoller

Abstieg nötig. Und ist man schließlich zu der Stelle hinabgeklettert, wo der Bock zusammenbrach, so erwächst eine neue Anstrengung — der Transport des Tieres nach dem Zeltlager. Wie oft muß man dabei



Eine Schneehuhndublette.

steile Wände und Schroffen in stundenlangem Marsch hinabsteigen! Es ist bei diesen Abstiegen, bei denen die Gemse auf den Schultern getragen wird, dienlich, das Gesicht nicht dem Steilabhang zuzukehren, weil man dann nur mit den Füßen tasten kann, sondern

ihm den Rücken zuzuwenden, damit man sieht, wohin man tritt. Erfreulich ist es, wenn man bei dem Abstieg ein Plätzchen erreicht, auf dem man einige Minuten ausschmaufen und sich erholen kann.

Endlich winkt das Zeltlager, und nun kann an passender Stelle das Ausweiden der Gemse vorgenommen



Reiche Beute.

men werden. Ein kunstgerechter Schnitt öffnet die Bauchhöhle, so daß sich die Gedärme und sonstigen Eingeweide entfernen lassen.

Hat man Glück, so stößt man unterwegs vielleicht auch noch auf Schneehühner, die in den Pyrenäen ziemlich zahlreich sind. Ein guter Schuß liefert nicht selten mehrere dieser schmackhaften Vögel. Sonst kann man aber auch gelegentlich vom Lager aus mit dem Hund auf sie Jagd machen.

So reiht sich in der romantischen Hochgebirgswildnis Tag an Tag. Aber keiner ist eine völlige Wiederholung des anderen. Der beständige Wechsel, der mit der Jagd selbst verbunden ist, die mannigfachen Formen des Anpirschens an das Wild, die stetige Be-



Auf zum Angeln!

tätigung von Verschlagenheit und Kaltblütigkeit, die siegreiche Überwindung der Schwierigkeiten und Hindernisse bringen immer neue Reize und Genüsse mit sich. Und wie klopft das Herz des Jägers vor Freude, wenn ihm Diana hold ist und seine Beute sich zusehends mehrt!

Dann gönnt man sich auch gern einmal einen Ruhetag, an dem man zu der Angel greift und nun statt der behenden Gemsen den flinken Forellen in den klaren Bergwässern nachstellt.





Der Mahnbrief.

Eine heitere Geschichte von Alwin Römer.

(Nachdruck verboten.)

Also — nicht für die Schule, sondern für das Leben! muß immer unser vornehmster Wahlspruch sein und bleiben,“ erklärte der Direktor der Augustaschule voll Nachdruck am Schlusse seiner Kritik, die er der jungen Lehrerin über die deutsche Unterrichtsstunde, der er in Fräulein Lindners Klasse beigezogen hatte, abgab. „Ich habe gefunden, daß Ihnen die Befolgung dieser uralten und doch so häufig vernachlässigten Weisheit fast etwas Selbstverständliches geworden zu sein scheint, und mich sehr darüber gefreut. Gehen Sie, bitte, aber noch einen Schritt weiter, und lassen Sie den Aufsatz, dessen Thema mir ganz ausgezeichnet gefällt, nicht in die sonst dafür vorhandenen Hefte einschreiben, sondern ihn auch so anfertigen, wie er erforderlichenfalls in der Geschäftswelt an irgend eine Adressatin abgegeben werden könnte. Ich meine also: postfertig! Verstehen Sie mich, Fräulein?“

Lenore Lindner nickte eifrig, beglückt über das vernommene Lob.

„Sie glauben gar nicht, wie viel Unbeholfenheit gerade in den Kreisen, aus denen unsere Schülerinnen kommen, zu finden ist, wenn es sich um geschäftliche Formen handelt. Sollten Sie zufällig einen Postbeamten darüber hören können, so würden Sie an

Übertreibungen glauben. Es geschehen aber wirklich die dümmersten Dinge! Also auch darin müssen wir das Kleinste nicht für zu gering achten und mit praktischen Aufgaben für das tägliche Leben heranzubilden suchen.“

„Ich werde das sehr gerne beachten, Herr Direktor.“

„Das habe ich von Ihnen nicht anders erwartet, verehrte Kollegin,“ meinte der alte Herr lächelnd und nickte ihr zum Abschied zu.

Nach ein paar Schritten jedoch kehrte er noch einmal um.

„Fast hätte ich etwas vergessen,“ sagte er zögernd. „Es war heute morgen ein älteres Fräulein mit etwas verschrobenen Ansichten bei mir, die sich darüber entrüsten zu müssen glaubte, daß in dem großen Miethause uns gegenüber ein junger Mann in den Morgenstunden angelegentlich aus dem Fenster schaue — ihrer Meinung nach, um irgend einer von unseren jüngeren Damen den Hof dadurch zu machen. Sogar mit dem Operngucker will sie ihn schon beobachtet haben. Ist Ihnen nach dieser Richtung hin etwas unangenehm aufgefallen? Sind Sie etwa gar belästigt worden?“

„Nein, Herr Direktor,“ antwortete sie lächelnd. „Ich habe eben mit meinen Augen innerhalb der Fenster gerade genug zu tun.“

„Das glaub' ich,“ gab er zu. „Die Sache ist also erledigt. Guten Morgen, Fräulein Lindner.“

Als die junge Lehrerin am nächsten Morgen die Straße zur Augustaschule heraufkam, flogen ihre Blicke unwillkürlich über die Fensterreihen des der Schule gegenüberliegenden Gebäudes. Unwillkürlich mußte sie lächeln.

Aus einem der Fenster des zweiten Stockwerks sah wahrhaftig ein junger, sich offenbar sehr behaglich

fühlender Mann heraus, der seine Morgenzigarre rauchte und an dem Zusammenströmen der jungen Welt vor dem Schulportale seine Freude zu haben schien. Seitwärts über ihm aber reckte sich aus einem höher gelegenen Fenster der Kopf einer ältlichen Dame, die mit offenkundiger Mißbilligung auf den welligen braunen Scheitel unter ihrer Fensterreihe blickte und über jede Drehung der Augen nach rechts oder links streng Buch zu führen schien.

Das war in der Tat interessant. Und doch gab es ihr einen leisen Stich, als sie sich in der nächsten Unterrichtspause dabei ertappte, daß sie selbst einen flüchtigen Blick aus dem Klassenfenster sandte, um festzustellen, ob der letzte junge Herr da drüben mit Ausgud und Frühzigarre inzwischen zu Ende gekommen sei oder nicht.

Ärgerlich bemerkte sie, daß er noch immer im Fenster lag und dampfte, rügte sich aber auch zugleich selbst, weil sie doch nicht das geringste Interesse daran haben könne und wolle.

Energisch begann sie ihre deutsche Stunde.

Ein paar ihrer begabteren Schülerinnen mußten den zur Aufgabe gestellten Briefentwurf aus ihren Diarien zur Verlesung bringen. Es sollte das artig gehaltene Erinnerungsschreiben einer Putzmacherin an eine Dame ihres Kundentreffes sein, die ihren Winterhut im April zu bezahlen versprochen hatte und damit im September noch im Rückstande war.

Lenore Lindner war nicht gerade sehr erbaut von den Fassungen, in die dieser Mahnbrief bei dieser und jener geraten war. Aber sie begnügte sich damit, nur die größten Verstöße zu verbessern und ab und zu unpassende Wendungen zu mildern; denn sie wollte die Leistungen der Mädchen nicht schablonisieren, son-

bern lieber die Mühe einer größeren Korrektur auf sich nehmen.

Für den anderen Morgen, den letzten Schultag vor den Ferien, ordnete sie die Reinschrift an.

„Aber,“ bemerkte sie, des direktorlichen Winkes eingedenk, als die Klassenerste sich anschickte, die im Schulschrank verwahrten Aufgabhefte auszuteilen, „dieser Aufsatz kommt nicht, wie die anderen sonst, in die Aufgabhefte. Weil es ein Brief ist, sollt ihr ihn auch als einen wirklichen Brief an mich abliefern.“

„Ah —“ murmelten die jungen Mädchen interessiert. Die Abwechslung machte ihnen sichtlich Vergnügen.

Sofort fragte auch schon eine: „Durch die Post, Fräulein Lindner?“

„Warum nicht gar! Bringt ihn nur morgen früh mit hierher. Hildegard Kohleder sammelt sie ein.“

„Aber eine Marke dürfen wir aufkleben?“ forschte eine andere.

„Auch das nicht. Marken kommen nur auf Briefe, die die Post besorgen soll.“

„Sollen wir einen richtigen Briefbogen nehmen, Fräulein?“ erkundigte sich eine dritte.

„Gewiß.“

„Rosa?“ wollte Nummer vier wissen.

„Nein — weiß.“

„Schade. Meine Schwester hat so schöne Bogen.“

„Du wirst auch einen weißen auftreiben können.“

„Und der Briefbogen muß dann in einen richtigen Umschlag?“

„Natürlich. Ihr legt ihn so zusammen, daß die Ecken genau aufeinander kommen. Seht her! — Sooo! Und dann schiebt ihr ihn vorsichtig in den Umschlag.“

„Zukleben auch?“

„Gewiß.“

„Ich werde ihn sogar zusiegeln. Vater hat nämlich ein schönes Petschaft,“ renommierte ein Schwarzköpfchen, das aus einer Beamtenfamilie stammte.

„Das wirst du nicht, Adelheid. Denn das ist überflüssig. Man siegelt jetzt nicht mehr. Schreib nur die Adresse hübsch gerade und deutlich. Das ist wichtiger.“

„Straße und Hausnummer auch?“

„Weshalb nicht, Edith? Die Briefträger können nicht von allen Leuten wissen, wo sie wohnen.“

„Ich denke, die Briefe sollen gar nicht auf die Post?“ fragte Numero eins.

„Nein, das sollen sie auch nicht,“ erklärte Lenore Lindner mit einem letzten Rest von Geduld. „Aber sie müssen so abgeliefert werden, daß sie die Post ohne weiteres bestellen könnte.“

„An wen soll ich denn schreiben, Fräulein Lindner? Ich weiß niemand.“

Aber nun hatte die Lehrerin das Gefrage satt.

„An wen du willst, Pauline!“ erwiderte sie mit einer strengen Kürze in der Stimme, die denn auch glücklich allen weiteren Fragen ein Ende machte.

Der nächste Morgen brachte richtig die dreißig Episteln zur Ablieferung. Keines der Mädchen war im Rückstande geblieben. Als Anerkennung dafür gab es diesmal keinerlei Ferienarbeiten, worüber sich ein stürmischer Jubel in der Klasse erhob.

Der Schluß war nach den ersten beiden Unterrichtsstunden festgesetzt. Gleich nach neun Uhr traten die Scharen der ganz Kleinen jubelnd den Heimweg an. Die älteren Jahrgänge folgten. Auch sie wurden von der zuständigen Klassenlehrerin bis an die Ausgangspforte geführt, und solange sie sich in deren Hut wußten, gingen sie auch fein sitzbar und nur gedämpft

flüsternd nebeneinander her. Aber draußen auf der Straße war Freiland. Dort traten alle Ferienrechte sofort in Kraft. Da lachten sie aus reiner Lust am Lachen und riefen sich Abschiedsgrüße zu, solange sie sich sehen konnten, und stießen dabei oft, ohne sich freilich ein Gewissen daraus zu machen, mit eilig daherwandelnden erwachsenen Menschen zusammen.

„Hoppla, mein kleines Fräulein!“ sagte lachend der unter so scharfer weiblicher Polizeiaufsicht stehende Fensterfreund aus dem Hause drüben, der soeben die schwere Eichentür hinter sich zugedrückt hatte und eilig den Fahrdamm überqueren wollte. Rückwärtschreitend war ihm eine der Schülerinnen, die ihrer Herzensfreundin immer noch einmal zunicken mußte, auf die Stiefelspitzen getreten und dann vor Schreck mit dem Kopf gegen seine Hemdbrust gestossen.

Er hatte sie lachend gehalten, um ihr einen Sturz zu ersparen. Aber dabei hatte sie doch ein wenig die Herrschaft über ihre Schulmappe und ein unbeholfen verpacktes Briefbündelchen verloren. Es gelang ihr noch, die Mappe zu halten. Das Palet mit den Briefen aber kam ins Rutschen, und die dreißig Aufsatzepisteln grupperten sich zu einem malerischen Stillleben mitten auf dem Straßendamm.

„Oho, du führst ja eine recht umfangreiche Korrespondenz!“ rief der junge Mann erstaunt.

„Aber Hildegard!“ erklang im gleichen Augenblick eine tadelnde Stimme hinter ihm. „Wie gehst du mit den Aufsätzen um!“

Das Mädchen wurde rot wie eine reife Kirsche. Ihr Halter und Helfer aber, der sich eben nach den Briefen bücken wollte, drehte sich um und stand Fräulein Lenore Lindner gegenüber.

Sie erkannte ihn sofort. Die Begegnung war ihr

wahrhaftig nicht angenehm. Ganz sicher spionierte da droben im dritten Stock die gestrenge Denunziantin und stellte nun wer weiß was für Mutmaßungen an. Sie wagte gar nicht, hinaufzublicken vor Verlegenheit.

Über sein Gesicht war ein Ausdruck unverkennbarer Freude geglitten. Er verneigte sich höflich und lüftete den Hut. „Aufsätze sind das?“ fragte er.

„Jawohl!“ antwortete sie kurz, während noch einmal ein flüchtiger Blick von ihr über seine Züge huschte und ihr Geschmaek unwillig feststellte, daß der „unangenehme Mensch“ eigentlich ein ganz angenehmes Gesicht habe.

Nun bückte er sich doch, um auffammeln zu helfen. Sie kam ihm hastig zuvor, raffte die verstreuten Briefe flink zusammen und formte sie zu einem neuen Bündelchen.

„Entschuldige dich bei dem Herrn für deine Unaufmerksamkeit!“ heischte sie danach streng.

„Das Kind konnte ja gar nichts dafür!“ begütigte er sie. „Wenn's Ferien gibt, kommt die Jugend immer ein bißchen aus Rand und Band. Ich bin nämlich auch mal jung gewesen.“

Da tauchte im Schulportal die Gestalt des Direktors auf. Es wäre Lenore mehr als peinlich gewesen, von ihm im Gespräch gerade mit diesem Menschen betroffen zu werden.

„Ich — ich — bezweifle es nicht!“ sagte sie abweisend.

Und mit einer sehr gemessenen Neigung ihres hübschen Köpfchens ließ sie ihn stehen.

„Es ist eigentlich feig!“ sagte eine Stimme in ihr. Aber sie ließ sich auf kein weiteres Gespräch mit dieser Stimme ein. „Warum liegt er den ganzen Tag im Fenster und ärgert die Leute!“ murrte sie vor sich hin.

Eilig setzte sie ihren Heimweg fort, da sie die Absicht hatte, noch am Vormittag zu verreisen.

Ein seltsamer Zufall führte sie trotzdem an diesem Tage noch einmal mit ihrem neuen Bekannten zusammen. Das war nämlich auf dem Bahnhof, wohin er einer sehr eleganten jungen Dame das Geleit gegeben hatte und vor dem betreffenden Abteil gerade Abschied von ihr nahm. Er wurde rot, als sie ihren Kopf aus dem Nebenabteil steckte. Offenbar war es ihm unangenehm, bei dem Handkuß, den er gerade auf die schönen schlanken Finger der ihm lebenswürdig zulächelnden Schönen drückte, just von ihr beobachtet zu werden.

Ein Zug stolzer Abwehr legte sich um Lenores feinen Mund. Dieser Don Juan sollte sich nicht etwa einbilden, sie habe ihn wiedererkannt und bemerke sein Gebaren.

Als der Zug die Halle verließ und er auch ihr eine höfliche Verneigung mit auf die Reise geben wollte, sah sie absichtlich in die Wolken hinauf, weit über ihn hinweg, und zog dann das Fenster in die Höhe.

Sie hatte keine Neigung, sich eines solchen neugierigen Jünglings wegen von einer alten, vertrockneten Klatschbase schief ansehen zu lassen.

* * *

Die acht Tage Ferien waren wenig erfreulich gewesen. Selbst die Hochzeit der Kollegin, die sie mitgefeiert hatte in den Harzbergen, war recht nüchtern verlaufen. Ein paar maßlos schick frisierte, aber höchst oberflächliche junge Herren, die fortwährend von ihren Heiratsabsichten gesprochen hatten, waren nicht aus ihrer Nähe gewichen und hatten sie schrecklich angeödet. Am liebsten hätte sie sich gleich nach ihrer Rückkehr in

die heimischen vier Pfähle ins Bett gelegt, um alle die Strapazen und Enttäuschungen durch einen gesunden, langen Schlummer zu überwinden. Doch damit hatte es noch gute Wege, wie sie ein wenig seufzend feststellte. Da sie am nächsten Morgen schon ihren Mädchen deutschen Unterricht zu erteilen hatte, mußte sie sich wohl oder übel noch an die Korrektur der dreißig Aufsätze machen, die sie ihnen zurückzugeben gedachte.

Zunächst brachte sie ihre Seemaschine in Ordnung und legte ein bequemes Hauskleid an. Und während das Wasser über der Flamme die erste, noch ziemlich ungeläufige Strophe seines uralten Seetesselliedes anstimmte, zündete sie das Arbeitslämpchen mit dem kurzen, gedrunghenen Fuß und dem schützenden Halbschirm über der Milchglasglocke an, holte das Schreibzeug und wollte nun nach den Aufsätzen greifen.

Aber die Briefe fanden sich nicht.

Sie machte große Augen, was ihrem ein wenig unregelmäßigen, aber hübschen und pikanten Gesicht etwas überaus Reizvolles verlieh. Dann jedoch patzte sie sich lächelnd mit der Hand vor die Stirn und ging an die gemütliche Biedermeierkommode unter dem Spiegel, um in deren Kästen Nachschau zu halten.

Auf der Kommodenplatte lag ein Papier mit einer Auslagenrechnung ihrer Wirtin. Der Monat war zu Ende gegangen, während sie im Wind und Nebel der Harzberge umhergestapft war. Fast mechanisch nahm sie das Blatt zur Hand und sah nach dem Gesamtbetrag, der ihr ein kleines Unbehagen verursachte. Das waren glatt drei Mark mehr, als sie sonst gewöhnt war, zu bezahlen. Aber sie hatte keine Lust, heute noch nachzurechnen. Die Aufsätze gingen jetzt vor.

Wo sie nur hingekommen sein mochten? In den Schubfächern der Biedermeierin fanden sie sich nicht.

Ungeduldig öffnete sie ihre Schränke, streifte mit suchenden Blicken die Oberplatte des Pianinos, sah die Fensterbretter nach, durchforschte auch ihr ganzes Schlafzimmer und ging endlich, unwillig seufzend, zur Klingel.

„Fräulein wünschen?“ brummelte Pauline, der Hausgeist, dessen kühn gewölbte Augenbrauen ein nie zu erlöschendes Erstaunen auszudrücken schienen.

„Ich vermissе die dreißig Aufsätze, die am Tage meiner Abreise für mich abgeliefert worden sind. Eine meiner Schülerinnen hat sie gebracht,“ erklärte ihr die junge Lehrerin.

Pauline zuckte mit jener Feierlichkeit, die ihr bei der Abweisung verdächtiger Fragen eigen war, die runden Schultern. „Ich habe sie gewiß nicht in die Hände bekommen, Fräulein Lindner!“ verkündete sie nachdrucksvoll. „Ganz wahrhaftig nicht!“

„Ja, aber —“

„Kann sein, daß ich gerade auf dem Wochenmarkt war, kann auch sein, daß —“

„Es hat nicht den geringsten Wert für mich, zu wissen, wo Sie gerade waren, Pauline. Fragen Sie also Frau Grüzmacher, ob die sie vielleicht in Empfang genommen hat,“ unterbrach Lenore ungeduldig die Küchenfee und goß ihren Tee dabei auf, da das Wasser inzwischen bei der übermütigen letzten Strophe seines alten Sanges angelangt war.

Beleidigt schlurrt Pauline von dannen.

Frau Grüzmacher kam gleich danach selbst.

„Ich erinnere mich genau, die Kleine mit den Aufsätzen auf Ihr Zimmer geschickt zu haben,“ bemerkte die freundliche Frau mit dem ihr eigenen behaglichen Phlegma. „Sie werden also schon da sein, Fräulein. Nur nicht nervös werden! Sonst hätten ja die ganzen schönen Ferien keinen Zweck gehabt.“

Und nun suchten sie zu dreien, denn auch Pauline hatte sich wieder eingestellt. Aber sie fanden trotz allen Suchens nichts — selbst nicht in dem kleinen Zinkkasten für ablaufendes Regenwasser unterm Fensterbrett, den die gewissenhafte Pauline, einer plötzlichen Erleuchtung folgend, auch noch herauszog.

„Das verstehe ich nicht! Dreißig Briefe sind doch ein ganzer Haufen! Die können doch nicht aus Versehen —“

„Briefe?“ unterbrach sie, unheimlicher Ahnungen voll, die brave Pauline. „Ich dachte, es waren Aufsätze?“

„Briefe?“ fragte erstaunt auch Frau Grünmacher. „Ja, das sind doch nicht etwa die gewesen, die Pauline —“

Hier verstummte sie, die bedrückende Aussicht auf eine Katastrophe bewirkte das.

„Was haben Sie damit angefangen, Pauline?“ rief Lenore streng.

„Ich hab' nur getan, was Fräulein mich geheißen haben, als ich Sie nach dem Bahnhof mit dem Koffer begleitete!“ sagte beleidigt der Rüchendragonier und machte sehr böse Augen dazu.

„Ich?“ grübelte Lenore, ohne sich auf irgend einen Auftrag besinnen zu können, der sich auf die Schulaufsätze bezogen hätte.

„Jawoll! Fräulein haben es mir noch auf die Seele gebunden,“ trompetete Pauline, offenbar wütend über ein so klägliches Erinnerungsvermögen, „die Briefe nicht zu vergessen, die auf dem Tisch im Zimmer lagen.“

„Allmächtiger Gott!“ stöhnte Lenore und sank entsetzt in den nächsten Stuhl. „Diese dreißig Aufsätze hab' ich doch nicht gemeint! Die lagen ja noch gar nicht dort, als ich fortging! Ich meinte die drei

Briefe, die ich gleich nach Schulschluß noch geschrieben hatte!“

„Ich hab' alle besorgt, die auf dem Tisch lagen!“ verkündete die gewissenhafte Pauline trotzig.

„Sie mögen wohl abgegeben worden sein, während Pauline Sie zur Bahn begleitete, Fräulein Lindner,“ meinte bekümmert Frau Grünmacher. „Ich habe mich ja auch gewundert über die vielen Briefmarken, die Pauline für Sie gebraucht hat, aber —“

Lenore schüttelte verzweifelt den Kopf. Jetzt wußte sie, woher ihre Monatsrechnung diesmal so hoch über den Durchschnitt hinausgeschneit war. Aber das war noch nicht das Ärgste bei dieser fatalen Geschichte! Auch der Verlust der Arbeiten war wieder gutzumachen. Welchen Unfug jedoch hatten die Briefe möglicherweise angerichtet, diese Mahnbriefe einer Putzmacherin, die um die Begleichung ihrer Rechnung für den leztjährigen Winterhut bittet, den die gnädige Frau schon im April hatte bezahlen wollen? An wen hatten ihre Schülerinnen ihre Episteln gerichtet? Hatte sie nicht selbst auf eine Anfrage hin voll Ungeduld erwidert: „Schreibt, an wen ihr wollt!“ da ihr das damals ja ziemlich nebensächlich erschienen war. Nun waren dreißig schreckliche Anzapfungen an Gott weiß welche ahnungslosen Damen der Stadt durch die Briefträger bestellt worden, orthographische und unorthographische, höfliche, aber sicher auch ungeschickte, vielleicht sogar beleidigende, und alle möglichen Verwicklungen, Streitigkeiten, Anzeigen, Nachforschungen hatten sich inzwischen daraus ergeben.

Heiliger Pestalozzi, da war sie in eine schöne Tinte geraten! Grübelnd stützte sie den Kopf in beide Hände und starrte mit der Miene einer Verzweifellenden vor sich hin.

„Pauline, wenn Sie nicht im dunkelsten Zentrum von Borneo auf die Welt gekommen sind, will ich meinen Kaffee künftig nur noch von Bichorie trinken!“ sagte sie endlich wütend, da ihr absolut nichts einfiel, was in der verhängnisvollen Geschichte von irgendwelchem Nutzen hätte sein können.

„Ih wo, Fräulein Lindner,“ entgegnete Pauline, breit und mitleidig lächelnd, weil sie die schwer geprüfte Schulmeisterin schon wieder in einem neuen Irrtum verstrickt sah, „ich bin in Dippelsdorf geboren!“

„In Dippelsdorf?“ spottete gallfüchtig Lenore mit einer bezeichnenden Fingerbewegung gegen die Stirnmitte. „Na, das ist ungefähr dasselbe!“

Pauline sah sie verständnislos an bei diesem Ausfall.

Frau Grünmacher aber trat hastig einen Schritt vor und rief getränkt: „Ich bin auch aus Dippelsdorf, Fräulein Lindner! Jawohl! Und wenn Sie das so fürchterlich finden, so brauchen Sie ja nicht länger bei mir zu wohnen! Was können wir denn dafür, daß Sie solchen Ruddlelmuddel mit Ihren Briefen machen?! Das ist doch Ihre Schuld ganz allein!“

Pauline strahlte über diese glänzende Rechtfertigung.

Die arme Lenore aber hielt sich die Ohren zu und sagte nickend: „Also am nächsten Ersten zieh' ich!“

Ogleich ihr die Wohnung bisher sehr zugesagt hatte, wollte sie sich doch auf keine Auseinandersetzungen einlassen. Es ging in einem hin, das alte Sprichwort bewahrheitend, daß ein Unglück selten allein kommt.

* * *

Der Erfolg ihrer Umfrage am nächsten Vormittag war geradezu niederschmetternd. Zwar hatte die Post einen Teil der ihr von Pauline anvertrauten Mahnungen

als „unbestellbar“ in die Hände der erstaunten Absenderinnen zurückgelangen lassen. Das waren jene mit Phantasieadressen gewesen, absichtlich komisch gewählte Namen, und Straßenbezeichnungen darunter, die von Rechts wegen hätten gerügt werden müssen, nun aber fast ein Lob, wenigstens einen innerlichen Dankeseufzer auslösten. Ach, warum hatten sie nicht alle an „Frau Theudelinde Koltrabe, Boomaffenweg 999“ geschrieben, wie das der Frechling der Klasse, die stets auf lose Streiche sinnende Liese Weingart, getan? Diesmal wäre ihr die Albernheit zur Wohltat gediehen.

Aber da waren brave kleine Mädchen gewesen, die genau die Adressen wohlhabender Damen ihrer Nachbarschaft auf ihre Briefe getrißelt hatten. Und allerlei Antworten voll unwilligen Erstaunens und abweisenden Mißtrauens waren darauf eingetroffen.

Etliche Aufklärungsbesuche erschienen unvermeidlich, um weitere Unerquicklichkeiten noch rechtzeitig zu verhindern. Denn in einigen der schlimmen Episteln mußten wohl allzu drastische Wendungen, vielleicht durch elterliche Beihilfe veranlaßt, gestanden haben, da die Beantworter entrüstet eine Anzeige wegen Erpressung in Aussicht gestellt hatten.

Lenore machte sich seufzend Notizen über diese Fälle und setzte ihre Umfrage dann weiter fort.

Da war noch ein bescheidenes zwölfjähriges Ding, dessen große treuherzige Augen heute auffallend scheu erschienen. Lenore Lindner hatte das unbestimmte Gefühl, daß ihr da noch eine Extraüberraschung aufgehoben sei.

„An wen hattest du denn deinen Brief gerichtet, Lenchen Dobrink?“ fragte sie bellommen.

„An Frau Konjul Wedepohl, Nürnbergerstraße 36,“

war die Antwort, die im Flüsterton erfolgte. Und plötzlich warf das junge, offenbar von einer brennenden Scham über irgend ein geheimes Unrecht durchglühete Geschöpf das magere Gesichtchen auf die Arme und begann fassungslos zu schluchzen.

„Aber Lenchen!“ rief die Lehrerin erschrocken. „Ist denn Frau Konsul etwa böse geworden wegen des dummen Briefes?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf, ohne ihn aufzurichten.

„So sag mir doch, weshalb du weinst! Es muß doch etwas geschehen sein!“

Aber da die Kleine noch immer weiterschluchzte, merkte Lenore, daß da etwas vorliegen mußte, was allen anderen Ohren in der Klasse verborgen bleiben sollte. So ließ sie ab, das Kind zu nötigen, und begann ihren Unterricht.

Erst in der Pause, als Helene Dobrink ihr allein gegenüberstand, kam sie auf den Vorfall zurück.

„Du darfst mir ruhig erzählen, was für ein Unglück durch den Brief angerichtet worden ist, wenn's wirklich eines war!“ ermutigte sie die Kleine. „Ich trage ja die Schuld daran, daß der Brief in falsche Hände kam. Ich werde es auch wieder gutmachen.“

Die Kleine sah verlegen vor sich nieder. Um ihren schmalen, schon ein wenig vergrämten Kindermund zuckte es noch immer von verhaltenem Weinen. Endlich aber begann sie, sich einen Ruck gebend, leise: „Wir haben Geld gekriegt von Wedepohl & Kompanie. Sechsunndreißig Mark fünfzig. Es war an mich geschickt. Aber Vater hat es genommen, und — und — da er die Miete noch nicht ganz zusammen hatte und sie doch bezahlen mußte, hat er davon gebraucht. Mutter sagte gleich, da wird wohl was nicht stimmen, und ich dachte

auch an meinen Auffahrbrief, weil die Rechnung genau so viel ausmachte. Aber davon wollte der Vater nichts hören. Reiche Leute wären manchmal so und schickten den Armen was — Lotteriegewinne oder Ubriggebliebenes aus den Reisklassen, was sie nicht unter sich verteilen wollten. Und da der Geldbriefträger auch gesagt hatte, es wäre ganz richtig nach der Adresse — so ist's eben so gekommen. Und nun —“

Hier stieß sie der Bod wieder ganz gewaltig.

Lenore legte mit einem schönen, mitleidigen Lächeln die Hand auf den dunklen, leise gewellten Scheitel und flüsterte, das Mädelchen sanft streichelnd: „Wir wollen das schon wieder in Ordnung bringen, Lenchen! Sei nur ruhig. Ich spreche mit deinem Vater. Und den anderen sagst du, ich hätte dir verboten, ihnen auch nur ein Wort von dem zu erzählen, was mit deinem Brief geschehen sei. Verstanden?“

Lenchen nickte mit einem ersten, ihren Kummer aufhellenden Sonnenstrahl in den großen verweinten Augen, gab dem Fräulein dankbar die Hand und ging zu den Genossinnen hinaus auf den Schulhof.

* * *

Oskar Dobrink, der ein ganz tüchtiger Arbeiter, aber ein verworrener Kopf voll schnurriger Kampf- und Trugideen war und wegen seiner unklugen Reden schon des öfteren den Stuhl vor die Tür gesetzt bekommen hatte — in den Maschinenfabriken nämlich, wo er als Former sein sehr gutes Auskommen hätte haben können — empfing das ihm schon von seinem Töchterchen angemeldete Schulfräulein mit jener mürrischen Feindseligkeit, die das schlechte Gewissen in jenen Menschen zu wecken pflegt, die ein begangenes Unrecht nicht gern zur Sprache gebracht sehen möchten.

Auf ihre höfliche, aber bestimmt geäußerte Bitte, die Angelegenheit vorläufig durch eine Aufklärung im Kontor von Wedepohl & Kompanie zu regeln, aber möglichst noch heute, polterte er mit einer großartig abwehrenden Bewegung seiner zerarbeiteten Riesenhand: „Nischt zu machen, bestes Fräulein! Ich gehe erst hin, sobald ich den Draht wieder hübsch beieinander hab' — eher nicht! Und das dauert ganz gut 'n paar Wochen. Aber was schadet's den reichen Leuten, wenn die paar Lumpenkröten 'nem armen Arbeiter so lange zugute kommen? Außerdem wissen sie's ja nicht mal. Und wenn unsereins nich so 'n ehrlicher Kerl wäre, kriegten sie's überhaupt nich wieder zu sehn —“

„Es ist aber doch anderer Leute Geld und nicht Ihres, Herr Dobrink!“ versuchte die Lehrerin ihm das Gewissen zu schärfen.

„Weshalb war's denn dann so bombensicher an die Lene adressiert?“ sagte er, seine Verlegenheit hinter einem schroffen Aufbegehren verstedend. „Daß jemand Ihre dämlichen Aufsätze in den Briefkasten stoppen würde, konnte doch keiner ahnen! Erst muß man Geld für 'n ganzen Haufen Briefbogen hergeben, weil das Mädel einen nach dem anderen verklebst, und dann geben Sie nicht mal acht auf die dummen Briefe, die so viel Arbeit gemacht haben! Die ganze Familie hat 'rangemüht. Sogar meine Frau hat dabei geholfen. — Und nun soll gerade ich das Karnidel sein? Ich bedanke mich schönstens! Löffeln Sie Ihre Suppe nur alleine aus! — Das Geld kommt wieder hin, wenn es so weit ist — da brauchen Sie keine Angst drum zu haben! Aber drängeln gibt's nich — verstehn Sie woll!“

„Dann muß ich den Fall dem Direktor mitteilen,“ erklärte Lenore verdrießlich. „Was der dann für gut befindet, mag geschehen.“

„Der wird natürlich auf die Polizei laufen,“ brummte etwas kleinmütiger Vater Dobrink. „Na, wenn Sie 'nen armen Arbeiter durchaus ins Pech bringen müssen, so laufen Sie doch!“

Er sah, wie sie zögerte. Sein Appell war nicht ohne Wirkung geblieben.

„In drei Wochen spätestens hätt' ich den Bimt glatt erledigt,“ bohrte er weiter.

„Also gut!“ sagte sie darauf. „Die drei Wochen will ich dem Direktor gegenüber schweigen. Wenn Sie aber nicht Wort halten —“

„Oskar Dobrink hält immer Wort. Da können Sie Gift drauf nehmen!“ unterbrach er sie beleidigt.

„Das soll mich freuen,“ entgegnete sie, innerlich nun doch wieder belustigt über den Verlauf dieses Gespräches, und nahm Abschied.

Aber sie hatte nicht etwa die Absicht, die bedenkliche Geschichte drei Wochen lang dem möglichen Zufall einer Entdeckung preiszugeben, wodurch sie sowohl als auch Dobrink leicht in eine bedenkliche Lage geraten wären; sie lenkte ihre Schritte geradeswegs zu dem vornehmen Haus in der Nürnbergerstraße, um Frau Konsul Wedepohl einen Besuch zu machen.

* * *

„Frau Konsul ist leidend,“ sagte das Hausmädchen, das die Korridor tür geöffnet hatte und die fremde Besucherin neugierig musterte. „Soll ich vielleicht eine Bestellung ausrichten?“

„Ich danke,“ entgegnete Lenore. „Könnte ich dann vielleicht den Herrn Konsul sprechen?“

„Der Herr ist hinten im Kontor. Rechter Hand auf dem Hof die zweite Tür. Aber —“ das Mädchen machte eine Pause und setzte dann flüsternd hinzu: „Wenn

Fräulein nicht dringend nötig haben, mit dem Herrn zu sprechen, sollten Fräulein heute lieber nicht hinuntergehen.“

„Weshalb?“ fragte Lenore kühl, von dieser Dienstbotenplumpheit wenig angenehm berührt.

„Der Herr Konsul ist gar nicht gut aufgelegt.“ Sie machte eine verschmizte Köpfbewegung nach den Innenräumen zu und fuhr fort: „Es hat wieder mal einen kleinen Krach gegeben vorhin.“

„Das interessiert mich durchaus nicht,“ bemerkte Lenore Lindner abweisend und ging mit kurzem Gruß von dannen, um sich das Kontor zu suchen, in dem der gar nicht gut aufgelegte Konsul seinen Groll verebben ließ.

„Nicht anklopfen!“ stand unter der Firma „Wedepohl & Kompanie“ in drohend großen Buchstaben zu lesen. Diesen Befehl befolgend, klinkte Lenore die Tür auf und sah sich nunmehr einer Reihe von Doppelpulten gegenüber, die durch eine tischhohe Pfeilerbarre von der Eintrittseite getrennt war. Zehn Köpfe, blonde, braune, eisgraue und billardkugelblanke, schauten mechanisch auf. Über zehn Gesichter, alte, mürrische, gleichgültige, strenge und gelangweilte, huschte für eines Augenblickes Länge ein angenehmes Erstaunen bei dem Anblick dieses jungen, schlanken, hübschen Wesens, das in dem Kontor von Wedepohl & Kompanie fürwahr ein seltener Vogel war.

Es waren denn auch gleich drei aus der Gilde ehrbarer Kaufleute bereit, sich nach den Wünschen der schmucken neuen Kundschaft zu erkundigen. Aber ein gebieterischer Blick des Prokuristen, eines fabelhaft schönen Blondbarts mit goldenem Kneifer auf der schmalen, gutgeformten Nase, scheuchte sie sofort wieder an die verlassenen Pulte.

„Gnädiges Fräulein wünschen?“ fragte er, an die Barre tretend, mit wohlwollender Höflichkeit und neigte das hohe Haupt vertraulich nieder.

Leider bezauberte sie dieses herablassende Entgegenkommen ganz und gar nicht. „Hoffentlich ist das nicht der Konsul!“ huschte es ihr durch den Sinn.

Der Konsul, nach dem sie nun fragte, befand sich in der Tat nicht in der großen Schreibstube. Er saß nebenan.

Nach längerem Parlamentieren wurde sie trotz anfänglicher Hinweise auf die stark in Anspruch genommene Zeit des hohen Chefs für würdig befunden, im Allerheiligsten angemeldet und auch empfangen zu werden.

Emmerich Wedepohl saß in einem tiefen Ledersessel und paffte aus einer mächtigen Havanna ganze Wolkengeschwader in die Luft. Anderweitig war seine Tätigkeit anscheinend nicht in Anspruch genommen.

Im Hintergrunde, nach der Fensterseite zu, war noch eine zweite Persönlichkeit, soweit es die blauen Nebel zuließen, zu erblicken. Ein offenbar wirklich beschäftigter jüngerer Herr, dessen Augen vom Schreibtisch fort auf ein paar Momente zu ihr herüberirrten und sie nicht ohne Wohlgefallen wie mit einem schalkhaften Erkennungsgruß überflogen.

Fast stand ihr das Herz still vor Schreck. Wenn das nicht eine ganz unglaubliche Ähnlichkeit war, die sie foppte, so saß da kein anderer als der Mensch mit der Morgenzigarre, der sich an der eintönigen Schulfassade nicht satt sehen konnte.

Wie fatal, daß er nun gar Zeuge ihrer Aufklärungen in einer so gräßlichen Geschichte werden sollte!

Am liebsten wäre sie sofort wieder umgekehrt, aber der Konsul hatte inzwischen schon für den Bruch-

teil einer Minute die Zigarre aus dem Munde genommen und forschte nun mit gerunzelter Stirn und zweifellos übellaunig: „Sie haben also auch eine Forderung an meine Frau? Wie hoch? Und wofür?“

„Das ist ein Mißverständnis, Herr Konsul,“ erwiderte die junge Lehrerin, sich verlegen räuspernd. Es war nicht leicht, dieses abscheuliche Wirrnis in wenigen Worten klarzulegen.

„Wieso?“ knurrte er. „Haben Sie mir nicht sagen lassen, Sie kämen wegen einer etwas verwickelten Rechnungsangelegenheit, die Sie eigentlich mit meiner Frau hätten ordnen wollen?“

„Allerdings. Aber es handelt sich dabei um eine Rechnung, die gar nicht für Ihre Frau Gemahlin bestimmt war.“

„Was!“ rief er verständnislos aus und lachte griesgrämig. „Was für eine Rechnung ist denn das?“

Lenore holte den Abschnitt jener Postanweisung, den Lenchen Dobrink ihr hatte aushändigen müssen, und reichte ihn hinüber.

„Sechsenddreißig Mark fünfzig,“ las er. „Wedeppohl & Kompanie. Zur Begleichung Ihrer Forderung vom Januar.“ Er sah mißtrauisch zu ihr auf. Es war seine eigene Handschrift auf dem Abschnitt, und er wußte daher ganz genau, daß es sich um einen unbezahlt gebliebenen Winterhut seiner jungen, ihm viel zu luxuriös und sorglos wirtschaftenden Frau gehandelt hatte. Der Mahnbrief war gekommen, als sie auf ein paar Tage zu Besuch bei ihrer Schwester gewesen war. Er hatte — ein geschworener Feind aller Schulden — die Angelegenheit sofort geordnet, ihr aber gestern bei ihrer Rückkehr eine seiner gepfefferten Nörgelreden gehalten, woraufhin es zu verschiedenen dramatischen Szenen gekommen war. In diesen hatte Rosalie

Wedepohl, geborene Schmidtlein, aus der alten Theaterfamilie der Schmidtleins, diesmal aber ohne jede Komödie die beleidigte Unschuld gespielt, bis sie in maßloser Empörung zuerst in Lach- und endlich in Weinkrämpfe verfallen war. Seitdem war der laue Ehestandsfrieden der Wedepohls einer schwülen Kriegsstimmung gewichen. Das Barometer stand auf Sturm. Aber der Konsul war gewillt, den Sturm auszuhalten und den Krieg stramm bis zu Ende durchzuführen.

Er witterte natürlich sofort eine feindliche List.

„Die Rechnung war also gar nicht für meine Frau bestimmt, Fräulein —?“ Er suchte in seinem Gedächtnis vergeblich nach dem Namen der Puzmacherin, den er vor etlichen Tagen auf die Postanweisung geschrieben hatte.

„Lindner heiße ich!“ bemerkte Lenore eisig; denn in dem Tone des Konsuls hatte eine beleidigende Schärfe gelegen, die ihr zunächst wohl unverständlich, aber doch auch auf jeden Fall ungehörig war.

„Lindner?“ sagte er grübelnd und fixierte sie mit verkniffenen Augen. „Ach nee!“ Und dann fingerte er hastig in der Brusttasche herum und förderte endlich den ziemlich zerknitterten Mahnbrief Lenchen Dobrints ans Tageslicht. Sogar die Zigarre legte er auf den Aschbecher dabei.

„Dobrint heißen Sie nach Ihrem Mahnbrief hier!“ rief er triumphierend und schlug mit der Hand auf das Blatt.

„Der Brief ist ja gar nicht von mir!“

„Ja, was wollen Sie dann überhaupt?“

„Das Geld zurückgeben, das irrtümlich —“

Aber er ließ sie nicht ausreden. Ein höhnisches Gelächter, das sein ohnehin nicht gerade anmutendes Antlitz böse entstellte, schallte in ihre Worte, so daß sie entsezt verstummte.

„Das habt ihr ja fein eingefädelt, um mich guten, alten, braven Esel in die Nesseln zu setzen! Aber ganz so dumm ist Emmerich Wedepohl denn doch noch nicht! Auf den Schwindel fällt er ganz gewiß nicht rein! Was gibt Ihnen meine Frau denn extra für diesen wundervollen Trick?“ höhnte er.

„Für welchen Trick?“ stammelte fassungslos Lenore und sah unwillkürlich hilfesehend nach dem Hintergrunde.

Aber der gleichgültige Mensch dahinten rührte sich nicht. Er war ja wohl auch im Recht ihr gegenüber. Sie hatte ihn auf dem Fahrdamm schräg stehen lassen und auf dem Bahnhof hinterher wie Luft behandelt. Aber in dieser Lage fand sie es trotz alledem nicht eben edel von ihm.

Der Konsul nahm ihre beleidigte Frage nur als Fortsetzung des gegen ihn geschmiedeten Planes. „Nun spielen Sie, bitte, keine Komödie weiter. Die Geschichte ist gar zu plump. Sie haben Ihr Geld bekommen. Seien Sie froh, daß ich bezahlt habe. Das nächste Mal komme ich für nichts wieder auf!“

„Aber so hören Sie doch!“ fing die verblüffte Lenore noch einmal an. „Der Brief, auf den hin Sie den vermeintlichen Hut für Ihre Frau Gemahlin bezahlt haben, ist ja nur irrtümlich in den Briefkasten gekommen. Es war ein Schulaufsatz und —“

Emmerich Wedepohl prustete auf vor grimmigem Vergnügen über diese neue Wendung. „Natürlich! Und der Hut war gar kein Hut! Und meine Frau ist gar keine Frau! Und Sie sind gar keine Putzmacherin und können auch gar nicht schreiben! Sie können bloß immer drei Kreuze machen, wenn's mal ganz notwendig ist! Hahahaha! Das ist ja, um —“

„Aber, Onkel!“ sagte in diesem Augenblick eine

freundliche Stimme aus dem Hintergrund. „Es ist doch wirklich nicht ausgeschlossen, daß —“

„Was? Bist du auch mit im Komplott, Detlev? Das ist ja wundervoll!“ schnitt ihm der alte Herr das Wort ab. „Aber gib dir keine Mühe weiter. Diesmal lasse ich mich ganz gewiß nicht barbieren. Und wenn Rosalie eine ganze Trilogie oder so was aufführt. Sie allein hat Farbe zu bekennen und vernünftig zu werden — nicht ich. Und damit Punktum!“

Mit einem letzten höhnisch funkelnden Blick auf das ganz zerschmetterte, unschuldige Opfer seines blinden Mißtrauens nahm er die noch immer anmutige Kräuselwölkchen erzeugende Zigarre wieder auf und verließ mit eiligen Schritten das Zimmer durch eine kleine Seitentür.

Aufatmend sah Lenore hinter ihm her. Das war ja ein rabiater alter Narr! Erst hatte sie ihre liebe Not, den einen zu bestimmen, das unrechtmäßig empfangene Geld zurückzahlen zu wollen, und nun verweigerte der andere die Annahme! Sie schüttelte voll Unmut den Kopf über die kuriosen Verwirrungen, in die sie durch den Geniestreich der schlauen Pauline aus dem gefährlichen Dippelsdorf geraten war, und seufzte, unschlüssig, ob auch sie nun das Feld räumen oder mit dem Herrn Neffen dahinten, der zu ihren Gunsten ja schließlich doch einen kleinen, wenn auch vergeblichen Anlauf genommen hatte, weiter verhandeln solle.

Da hatte dieser sich aber auch schon erhoben und trat mit einem freundlichen Lächeln auf sie zu. Es berührte sie merkwürdig wohlthuend, dieses Lächeln, obgleich es eine ganz leise Beimischung schalkhafter Schadenfreude nicht ganz verhehlen konnte. Aber es lag doch auch ein Hauch von kameradschaftlicher Hilfsbereitschaft darin.

Ach Gott, der Mann war ihr ja schon auf den ersten Blick nicht unsympathisch gewesen! Im letzten Grunde hatte sie ihn doch nur aus Furcht vor der alten Klatschbaise so abblitzen lassen. Hinterher auf dem Bahnhofe — nun, das war ein anderes Kapitel! Aber schließlich — was gingen sie seine Abenteuer weiter an? Hier war er ihr doch als Beistand nun einmal stark vonnöten, und es war vornehm von ihm, daß er sie nicht ganz und gar im Stich ließ.

„Ja, mein Fräulein, da haben Sie etwas Schönes angerichtet!“ begann er voll verhaltener Fröhlichkeit. „Mein guter Onkel Wedepohl ist so leicht nicht zu überzeugen wie ich. Ganz gewiß nicht! Ich bin nämlich hier die ‚Kompanie‘ — Detlev Oberlin mit Namen, und kann mir ungefähr vorstellen, wie die verzwickte Sache zugegangen ist. Wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt“ — er wurde wieder ein bißchen rot bei diesen Worten — „sind Sie Lehrerin und —“

„Es trügt Sie nicht,“ erklärte Lenore. „Wir kennen uns von einer flüchtigen Begegnung her, bei der ich mich allerdings recht abstoßend benommen habe.“

Er wollte protestieren.

„Bitte, unterbrechen Sie mich nicht. Ich war nicht gerade nett. Das weiß ich sehr wohl. Aber es hatte auch seine Gründe. Doch das ist Nebensache. Die Hauptsache ist, daß Sie nicht Böses mit Bösem vergelten, sondern feurige Kohlen auf mein schuldiges Haupt sammeln wollen und —“

„Sie haben mir ja aber gar nichts Böses getan, Fräulein Lindner. Sie schienen wohl ein wenig verlegen, weil Ihr gestrenger Chef unterm Portal auftauchte, und fertigten mich deshalb mit etwas schneidiger Kürze ab, doch —“

„Sie sind sehr großmütig, Herr Oberlin.“

„Viel weniger, als Sie denken. Ich habe eben auch mein Schuldkonto. Und wenn Sie nichts davon gemerkt haben, so will ich natürlich keine unflugen Bekenntnisse machen,“ fiel er ihr lächelnd ins Wort. „Gehen wir nun aber Ihrem Anliegen auf den Grund! Der schreckliche Brief war also wirklich ein Schulaufsatz? Und wohl gar einer von denen, die ich in Ihren Diensten gar zu gern von der Straße aufgelesen hätte?“

Sie wurde rot und nickte. „Wenn bloß zehn große Lastwagen damals darüber gegangen wären!“ seufzte sie. „Nie wäre mir wohlter zumute gewesen!“

„So sind sie allesamt in den Briefkästen geraten?“ erkundigte er sich erschrocken.

„Volle dreißig Stück!“ entgegnete sie bekümmert, und ein stilles Grauen schüttelte sie.

„Haben Sie wegen anderer auch solche Kämpfe zu bestehen?“

„Das wäre entsetzlich!“

„Na, hier wollen wir die Geschichte schon klein kriegen, verehrtes Fräulein! Sie werden ja halb und halb gemerkt haben, was hier los ist. Onkel Emmerich hat ein bißchen spät geheiratet, und zwar eine etwas kapriziöse und lebensfrohe, aber durchaus ehrenwerte junge Dame, die früher am Theater war. Sie gibt ihm manchmal zu viel aus. Er ist nämlich schrecklich genau, der gute Onkel, und hält sechsunddreißig Mark fünfzig Pfennig zum Beispiel für ein enormes Geld, während ein schider Damenhut doch oft das Doppelte und Dreifache kostet.“

„Wirklich?“ sagte Lenore unwillkürlich.

Er kam ein bißchen aus der Fassung, was ihm etwas sehr Liebenswürdigen, beinahe Knabenhaftes im Ausdruck verlieh. „Ich habe darin wirklich nur theoretische

Erfahrungen," versicherte er. „Aber ist es etwa nicht so?"

„Es mag schon stimmen," sagte sie.

„Na, dadurch kommt es natürlich," fuhr er fort, „daß die arme kleine Tante manchmal etwas schuldig bleibt, um es bei gelegener Zeit von heimlich Erspartem zu begleichen. Wenn aber Onkel Emmerich dahinter kommt, gibt's immer unerquidliche Auseinandersetzungen. Und die haben infolge Ihres unglücklichen Aufschreibes gestern und heute auch stattgefunden."

Lenore stöhnte beklommen.

„Tante hat Stein und Bein geschworen, von der Sache nichts zu wissen. Sie war nämlich verreist, als der Brief kam. Und der Onkel hat ihr's nicht geglaubt. Wenn Sie jetzt auftauchen und das Geld zurückbringen wollen, denkt er, es sei bestellte Arbeit, um ihn ins Unrecht zu setzen. Na und das übrige wissen Sie ja."

„Aber er muß doch einsehen —"

„Wird er auch. Dafür werde ich sorgen."

„So kann ich Ihnen das Geld also hier lassen?"

„Gewiß."

„Und die Angelegenheit ist damit erledigt?"

„Wenigstens soweit Sie dabei —"

„Und meine Schülerin natürlich," setzte sie vorsichtig hinzu.

„Selbstverständlich."

Sie zählte ihm, befriedigt von dieser Lösung, das Geld auf, wobei er seine Aufmerksamkeit zwischen ihren schlanken, rosigen Fingern und ihrem, einen feinen Duft ausströmenden Haar teilte.

„Bitte, wollen Sie einmal nachzählen?" forderte sie ihn auf.

Er überzeugte sich, daß die sechsunddreißig Mark und fünfzig Pfennig wirklich schön beieinander auf

der Tischplatte lagen, und rächte sich sofort dafür, indem er ihr ein Quittungsformular ausfüllte und es ihr zusammengefaltet in das Handtäschchen schob, das an der Außenseite eine Extrafalte hatte.

„Vielen Dank für Ihre Bereitwilligkeit, Herr — Herr Oberlin!“ sagte sie, sich verneigend. „Leben Sie wohl!“

„Es wird mir stets eine Ehre sein, Ihnen gefällig sein zu dürfen!“ entgegnete er mit einem warmen Blick. „Wenn Sie wollen, können Sie auch gleich hier links durch die Seitentür gehen. Dann sparen Sie sich die Neugier da draußen.“

Das nahm sie gern an.

Mit einer tiefen Verbeugung öffnete er ihr den Ausgang.

Hatte er dabei gesagt: „Auf Wiedersehen!“ oder hatte sie es nur in seinen berechneten Augen gelesen, die sie noch auf der Straße mit einem leuchtenden Lächeln auf sich gerichtet fühlte?

Das eine wie das andere war eigentlich ein bißchen ungehörig. Aber sie brachte es nicht fertig, sich ehrlich darüber zu entrüsten, wie ihr das sonst bei Grenzverletzungen des anderen Geschlechts noch immer zu Gebote gestanden hatte.

Er war aber auch ein ganz prächtiger Mensch, dieser Detlev! Selbst auf dem Bahnhof damals hatte er sich doch eigentlich untadelig benommen! Nur —

Herrgott, jetzt nannte sie ihn in Gedanken gar beim Vornamen! Und er war ihr doch eigentlich ein Wildfremder!

Anwillig auf sich selbst langte sie zu Hause an. Seine Quittung kam ihr in die Hände. Von einer gewissen Neugier getrieben, faltete sie das Blatt auseinander, um die Handschrift zu mustern,

Es waren gutgeformte Buchstaben, aus deren kleinen Eigenheiten sie ein bißchen Verschlossenheit, aber Noblesse und Sinn für Humor herauslesen wollte. Dabei fiel ihr Blick auf zwei Worte, die der Schreiber vor das gedruckte Wort „empfangen“ mit einem Winkelhähnchen eingefügt hatte.

„Mit Vergnügen“ stand da zu lesen — vollständig untaufmännisch und auch vom Standpunkte des guten Tones aus eigentlich nicht zu billigen.

Im ersten Augenblick fühlte sie sich von dieser Reckheit ganz ernsthaft verlezt. Aber es dauerte nicht lange. Wie sie sich den artigen Klang seiner Stimme ins Ohr zurückrief und an seine guten, von heller Fröhlichkeit durchsonnten Augen dachte, mußte sie lächeln.

Seltsam, auf der Hochzeit im Harz war sie gegen ihre von respektvoller Galanterie triefenden Nachbarn nicht halb so nachsichtig gewesen, obwohl diese nur Augen für sie gehabt und keinen jungen, hübschen und eleganten Damen das Geleit zum Bahnhof gegeben hatten!

* * *

Seit der auf Gegenseitigkeit beruhenden Lösung ihres Mietverhältnisses hatte Frau Grüzmacher das obligate Schildchen wieder herausgehängt, das veränderungslustigen „Möbelherren“ die Musterung eines „Wohnzimmers mit Schlafkabinett“ nahelegen sollte.

Natürlich gab das für Lenore Lindner mancherlei unliebsame Störung. Es kamen Jünglinge, überbescheidene und dummdreiste, die sich ihre Behausung ansahen, Fragen stellten, ja sogar das Klavier aufdeckten und Altforde darauf anschlugen, um sie so langsam, aber sicher systematisch mürbe zu machen.

Auch die verflossenen Schultage waren an ihren Nerven nicht eben spurlos vorübergegangen. Irgendwie war die Geschichte mit den Aufsatzbriefen durchgesichert, und ihre Kollegen und Kolleginnen hatten einen recht ergiebigen Stoff darin gefunden, sie zu necken. Aber schon am folgenden Morgen hatte der Direktor den Besuch der Frau Konsul Wedepohl erhalten, die sich genaue Auskunft über das für sie sehr unliebsam gewordene Versehen hatte holen wollen. Das war eine nicht gerade angenehme Viertelstunde gewesen, und Lenore hatte Not gehabt, die Dobrints von allen weiteren Erhebungen der aufgeregten Konsulin zu bewahren. Einen milde genug ausfallenden Verweis seitens ihres Vorgesetzten bekam sie mit auf den Heimweg.

Da hatte ihrer am Schultor eine neue Überraschung gewartet.

Devot den Hut lüftend, war der verliebte Kräuterkörfabrikant aus den Harzbergen auf sie zugetreten, der ihr auf der Ferienhochzeit so aufdringlich den Hof gemacht hatte. Und wie eine Klette hatte er sich an sie geheftet, war ihr unentwegt zur Seite geblieben, so einsilbig und mißvergnügt sie sich auch gegeben, um dann plötzlich unverblümt mit einem ernsthaften Heiratsantrag herauszurücken.

Gerade in diesem Augenblicke aber war ihr Detlev Oberlin, den sie in diesen Tagen des öfteren hatte auftauchen sehen, wieder einmal über den Weg gelaufen, und an seinen erstaunten, gar nicht mehr lachenden Augen hatte sie wohl erkannt, daß er den etwas aufgedonnerten Harzer für eine ganz unpassende Begleitung einer jungen Dame hielt, obgleich ihn das eigentlich gar nichts anging. Und sie war rot geworden bei seinem Gruß wie der Vanillelikör, den Herr Ribben-

tropp aus Quedlinburg als galante Damenspende auf der Hochzeit damals geopfert hatte. Der Fabrikant jedoch war von diesem Erröten als einem günstigen Vorzeichen sehr erbaut gewesen und hatte entschlossen nach ihrer Hand gehascht.

Um so verblüffter war er danach über den deutlichen Korb geworden, den er hatte einheimfen müssen. Geradezu entrüstet hatte sie die Freierhand von sich abgeschüttelt.

Aber Detlev Oberlin hatte das sicher nicht mehr gesehen. Er hatte entschieden nur die Attacke beobachtet. Und das machte sie beinahe zornig — sie wußte selbst nicht weshalb.

Nun saß sie nach dem Mittagmahl an ihrem Schreibtisch und sah Rechenaufgaben durch, auch eine Arbeit, bei der sich angegriffene Nerven nicht sonderlich zu erholen vermögen.

Und wieder, wie so oft schon in diesen Tagen, klopfte es an die Thür, und Paulines brummende Stimme wurde laut: „Hier ist ein Herr, Fräulein Lindner, der das Zimmer —“

„Bitte, lassen Sie ihn eintreten!“ entgegnete sie, in ihr Schicksal ergeben.

„Bitte!“ hörte sie auch Pauline sagen. Und dann klangen ein paar zögernde Schritte auf. Der Besucher schien mitten im Zimmer zu stehen und kritisch Umschau zu halten.

Sie drehte sich nicht um. „Das Klavier gehört mir,“ sagte sie. „Alles übrige gehört der Wirtin.“

Und dann beugte sie sich wieder über ihre Rechenhefte.

„Ich hatte weder die Absicht, mich an Ihrem Instrument zu versündigen, noch das Zimmer zu mieten,“

bemerkte in diesem Augenblick mit einem leisen Anflug von Humor der Besucher.

Sie fuhr empor und drehte sich nun voll um. Das war wahrhaftig die Kompanie von Emmerich Wedepohl, die da im Zimmer stand und mit einer merkbaren Unsicherheit zu ihr herübersah.

„Ich bin es wirklich, gnädiges Fräulein!“ meinte, halb launig, halb bedrückt, Detlev Oberlin. „Ihr Blick fragt erstaunt, was ich hier will. Nun vor allen Dingen Ihnen erst Ihr Geld zurückbringen. Wir hatten ja keine Ahnung, daß Sie für den braven Dobrink in die Bresche gesprungen waren, sonst — na, Sie können sich's wohl denken! Onkel war ganz geknickt, als heute vormittag die Frau Dobrink anrückte und den ganzen Handel ans Licht brachte. Sie hat sich nämlich die Summe von ihrem Vater schicken lassen, um ihren Leichtfuß von Gatten vor bösen Folgen zu schützen.“

„In der Tat —“ entgegnete Lenore errötend und schwieg.

„Ja, hier ist das Geld,“ sagte er und ließ die Münzen leise klirrend aufmarschieren. „Wollen Sie, bitte, einmal nachzählen?“

„Ich danke. Es wird schon stimmen.“

„O, bitte — Ordnung gehört dazu. Sie wissen doch —“

„So verlangen Sie wohl gar auch eine Quittung?“ fragte sie mit einer leisen, lustigen Anzüglichkeit.

„Habe ich Sie damit verlezt?“ fragte er bedauernd.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich habe es humoristisch genommen,“ erklärte sie, von einer wachsenden Befangenheit befallen.

„Onkel Wedepohl, der sich inzwischen von der Wahrheit aller Ihrer Angaben überzeugen mußte, wird Ihnen noch schreiben, um Ihre Verzeihung zu

erhalten, und die Frau Konsul gedenkt Ihnen einen Besuch zu machen, da sie seit dem schönen Mahnbrief und seinen wunderlichen Folgen endlich Oberwasser hat und sich Ihnen tief zu Dank verpflichtet fühlt.“

„In der Tat —“ sagte Lenore wieder, wurde aufs neue rot und schwieg auch aufs neue.

„In der nächsten Woche dürfen Sie sie erwarten,“ fügte Detlev nickend hinzu.

„In der nächsten Woche wird sie mich hier nicht mehr finden.“

Ein Schatten glitt über sein Gesicht. „Ich habe es mir gedacht,“ murmelte er.

„Was haben Sie sich gedacht?“

„Daß Sie heiraten werden!“ plakte er heraus.

Daraufhin wurden ihre Augen sehr groß vor Erstaunen, bis sich plötzlich alles Blut in ihr Gesicht zu drängen schien. „Ich? Heiraten?“ stammelte sie.

„Nicht?“ rief er erleichtert. „Wirklich nicht, Fräulein Len— Lindner?“

Sie schüttelte den Kopf und senkte die Blicke.

„Aber das ist ja herrlich! Und ich hatte eine so unsinnige Angst, weil ich glaubte, dieser geschneigelte Hampelmann vorhin — oder ist es ein Verwandter von Ihnen?“ unterbrach er seine Freudenäußerungen betroffen.

„Auch das nicht!“ beschied ihn Lenore mit einem verwirrten Lächeln. Eine seltsam beklemmende Erwartung hatte sich ihrer bemächtigt, gegen die sich ihr schöner Stolz und ihr herbes, mißtrauisches Mädchen-tum vergebens wehrten.

„Dann darf also ich fragen: Willst du nicht meine Frau und mein Sonnenschein werden, du Liebe, Holde?“ bat er darauf mit zitternder Innigkeit in der Stimme und trat lebhaft auf sie zu.

Sie hatte unwillkürlich, wie um einen letzten Aufschub zu gewinnen, abweisend die Hand erhoben. „Ich weiß nicht — Herr Oberlin, ich meine auf dem Bahnhof damals — es ist noch keine drei Wochen her —“

Da lachte er hell auf voll erwachenden Übermutes, als er erkannte, weshalb sie so ablehnend die Hand erhoben hatte. „Erst bombardierst du die arme Tante Wedepohl mit Mahnbriefen — und nun bist du gar noch eifersüchtig auf sie!“

„Mein Gott,“ forschte sie, „war das die Frau Konsul?“

„Du dienen, mein gnädiges, eifersüchtiges Fräulein! — Doch nun laß mich nicht länger um Gewißheit bangen, du Einzige! Ich weiß wohl, es ist nur eine kurze Spanne Zeit, die wir uns kennen, trotzdem ist mir zu Sinne, als wäre ich als Knabe schon an deiner Seite gegangen, deine Stirnlocken wären mir schmeichelnd ins Gesicht geweht!“

Da sah sie zu ihm auf, dankbar und vertrauensvoll, denn ähnliche Empfindungen waren auch ihr durch die Seele gezogen.

„Lenore!“ jauchzte er.

Zärtlich schmiegte sie sich in seine Arme.





Neue Taschenspielerstückchen.

Von Gerd Harmstorf.

Mit 15 Bildern.

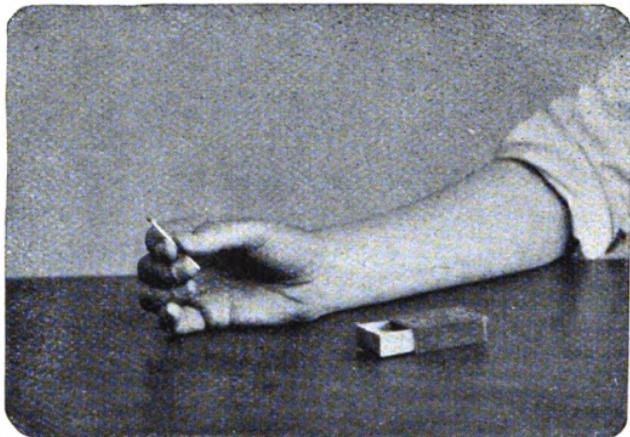
(Nachdruck verboten.)

Von Dilettanten ausgeführte „Zauberkunststücke“ büßen zuweilen selbst bei gutem Gelingen einiges von der erhofften Wirkung dadurch ein, daß die Umständlichkeit der Einleitung und der ersichtlichen Vorführungen zu hoch gespannte Erwartungen des Publikums geweckt hatte. Da es sich bei dem Mangel an einer nur durch sehr lange Übung zu erwerbenden manuellen Geschicklichkeit und dem Fehlen kostspieliger Apparate, wie sie der gewerbsmäßige Taschenspieler verwendet, doch immer nur um leicht ausführbare Tricks von vorwiegend scherzhaftem Charakter handeln kann, ist es zumeist vom Übel, derartigen Produktionen im Freundeskreise durch mehr oder weniger augenfällige Vorbereitungen das Ansehen einer richtigen „Vorstellung“ zu geben; deren harmlose Effekte zu gefährlichen Vergleichen mit den bekannten Bravourstücken von Berufsprestidigitateuren herausfordern könnten. Je vollständiger solchen Scherzen der Anschein der Improvisation gewahrt wird, einer desto beifälligeren Aufnahme dürfen sie gewiß sein.

So wollen wir denn unseren Lesern heute das Rezept zu einigen, in weiteren Kreisen bisher wohl kaum bekannten Kunststückchen geben, die den Vorzug haben, daß sie sich zwanglos mitten in der Unterhaltung mit den gerade zur Hand befindlichen Gegenständen

und scheinbar ohne alle vorbereiteten Hilfsmittel vorführen lassen. Ihr Erfinder ist ein sehr bekannter englischer Zauberkünstler, der damit seine nach dem Diner im Rauchzimmer versammelten Bekannten unterhielt.

Aber wir wollen zur Beruhigung derer, die in ihre

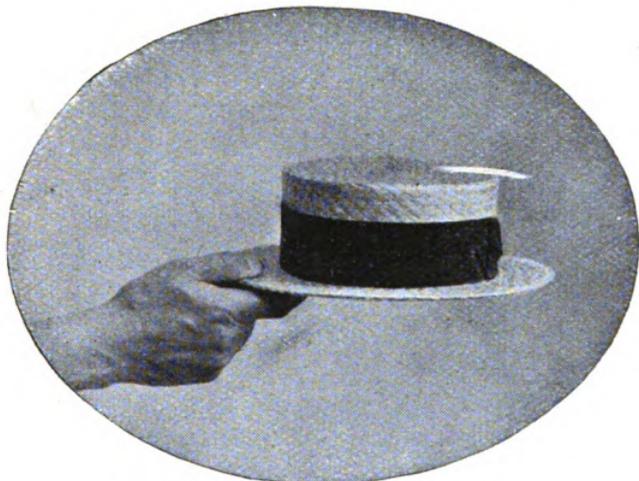


Feuer gefällig?

Fingerfertigkeit wenig Vertrauen setzen, vorweg bemerken, daß wir nur solche Tricks ausgewählt haben, die keine außergewöhnliche Gewandtheit und „Fixigkeit“ voraussetzen. Der geeignetste Boden für ihre Ausführung ist eben das Rauchzimmer, wo sich das benötigte Material: Streichhölzer und Streichholzschachteln, Zigarren, Zigarettenpapier und so weiter gewissermaßen von selbst darbietet. Es wird sich empfehlen, bei der kleinen Vorstellung ungefähr die nachstehend angegebene Reihenfolge innezuhalten, weil dabei auf eine angemessene Steigerung des Effekts Bedacht genommen ist.

Man beginne also etwa mit einem Scherz, wie er in unserer ersten Abbildung veranschaulicht ist.

Einer der Anwesenden streckt die Hand nach der Streichholzschachtel aus, um seine Zigarre oder Zigarette anzuzünden, und der verkappte Zauberkünstler kommt ihm artig zuvor, indem er ein rasch ergriffenes Hölzchen anstreicht und es ihm in der schicklichen Weise, das heißt mit dem nicht brennenden Ende, entgegenhält. Es wird nun niemals seine erheiternde Wirkung auf die übrigen verfehlen, wenn der so liebenswürdig Bediente mit höflichem Dank zugreift, um statt des vermeintlich brennenden Hölzchens einen kleinen Stumpf ohne Flamme an seine Zigarre zu führen, während der andere sich mit der zwischen seinen Fingern zurückgebliebenen Hälfte gemächlich eine Zigarette entzündet.



Das aufrechtstehende Papierblättchen.

Der Witz bei der Sache besteht lediglich in dem unbemerkten Durchbrechen des brennenden Streichholzes, das ganz leicht und geräuschlos bewirkt werden kann, wenn nach der ersten, in unserem Bilde deutlich erkennbaren Fingerhaltung der Zeigefinger ein wenig in die Höhe gerückt und dann ein hinlänglich starker Druck mit

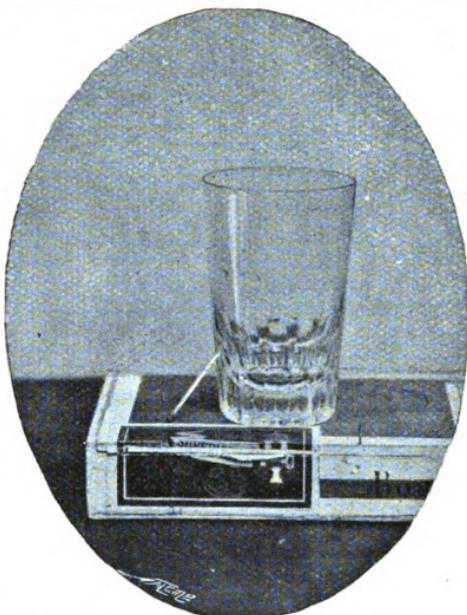
dem Daumennagel ausgeübt wird. Man braucht die Sache nur ein paarmal zu üben, um eines unauffälligen Gelingens sicher zu sein.

Nach dieser belustigenden Einleitung stellt unser Künstler die Frage, ob einer der Anwesenden imstande sei, ein Blättchen des bekannten dünnen Zigarettenpapiers auf der Kante seiner Schmalseite zum Stehen zu bringen, natürlich, ohne es vorher gefaltet oder sonstwie präpariert zu haben. Alle nach dieser Richtung hin unternommenen Versuche werden selbstverständlich ergebnislos bleiben, bis der Künstler selbst das Blättchen derart auf den flachen Kopf eines Strohhutes legt, daß es zu ungefähr einem Drittel seiner Länge über den Rand hinausragt. Bei gut berechnetem Abwärtsbewegen des Hutes wird das leichte Blättchen durch den Luftwiderstand sogleich bis zu senkrechter Stellung emporgehoben, und es läßt sich ohne sonderliche Mühe durch entsprechendes Balancieren eine kleine Weile in dieser von keinem anderen erzwungenen Lage erhalten.

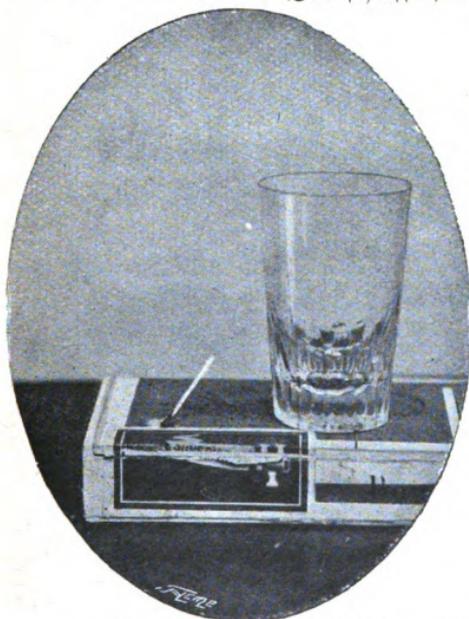
Ebensowenig Zauberei wie bei diesem Scherz ist auch bei dem folgenden im Spiele. Auf eine hölzerne Zigarrentiste stellt man ein Wasserglas oder einen Bierbecher und lehnt in der auf dem Bilde wiedergegebenen Weise ein noch unbenütztes Streichhölzchen daran, wobei nur zu beachten ist, daß der Kopf auf der Kiste ruhen muß. Jetzt stellt man den Anwesenden die Aufgabe, das Glas wegzunehmen, ohne daß das Hölzchen dadurch zu Fall gebracht wird — für alle Uneingeweihten ein vollkommen hoffnungsloses Unterfangen. Traut sich niemand ein Vollbringen zu, so entzündet der Magier mit Hilfe eines zweiten „Schweden“ das schiefstehende Hölzchen, bläst dann die auflodernde Flamme sogleich wieder aus

und rückt nun seelenruhig das Glas beiseite, weil er ganz sicher sein darf, daß das Streichholz durch den als Kitt wirkenden geschmolzenen Teil der Zündmasse in seiner den Gesetzen der Schwere scheinbar widersprechenden Neigung festgehalten wird.

Eine auf ihr unteres Ende ge-



Das schiefstehende Streichhölzchen. I.



Das schiefstehende Streichhölzchen. II.

stellte Zigarre auf dem runden Kopfe eines steifen Filzhutes im Gleichgewicht zu erhalten, wird selbst geschickten Jongleuren schwer gelingen. Für unseren Künstler aber ist es ein leichtes. Denn seine den Hut haltende rechte Hand (siehe das umstehende Bild) hat eine bereit-

gehaltene dünne Hutnadel so weit durch den Kopf gestoßen, daß sich die Zigarre auf die Spitze aufspießen läßt. Nun kann sie natürlich nicht mehr umfallen, und es bietet keine Schwierigkeiten, sie durch entsprechendes Bewegen der Nadel die merkwürdigsten

Stellungen annehmen zu lassen.



Die aufrechtstehende Zigarre.

Der einmal in Aktion getretene Hut läßt sich sehr hübsch und zwanglos auch gleich zu einem weiteren Kunststückchen benutzen, nämlich dazu, ein Geldstück durch seinen Kopf hindurch in ein darunter stehendes Glas wandern zu lassen. Die Ausführung ist ebenso einfach, als der Effekt verblüffend

zu sein pflegt. Während nämlich der Zauberkünstler den umgekehrten Hut vorsichtig auf den Rand des Wasserglases stellt, bringt er ein in der Hand verborgen gehaltenes Geldstück derart unter die rätselhafte Kopfbedeckung, daß es, nur durch das Gewicht des Hutes festgehalten, auf dem Rande des Glases ruht, mit dem größeren Teil seiner Fläche in das Innere des von dem Glasrand gebildeten Kreises hineinragend. Nun wirft unser Bosto aus möglichst beträchtlicher Entfernung eine Anzahl Geldstücke von der Münzsorte des fixierten in

den Hut, wohl darauf bedacht, weniger den Boden als eine Seitenwand des Hutkopfes zu treffen. Wie gering auch immer die dadurch herbeigeführte Verschiebung des Hutes sein mag, sie wird doch hinreichen, das eingeklemmte Geldstück seines schwachen Haltes zu berauben, und es wird klingend



Die durch einen Hut wandernde Münze. I.

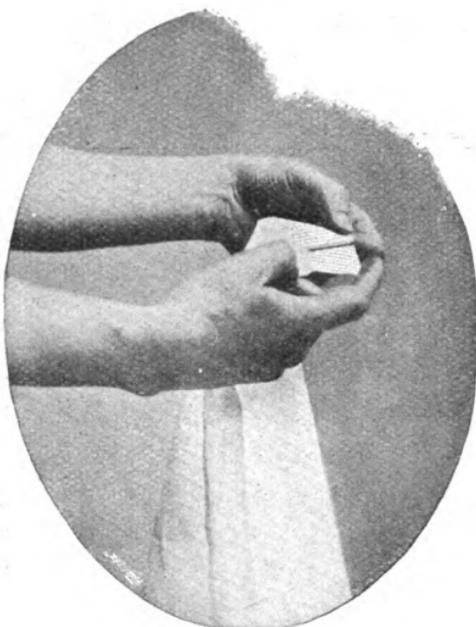


Die durch einen Hut wandernde Münze. II.

auf den Boden des Glases niederfallen. Einem Nachzählen der in den Hut geworfenen Münzen durch allzu wißbegierige Zuschauer muß der Zauberer dann allerdings vorzubeugen wissen.

Hat sich das Erstaunen über diese merkwürdige Münzenwanderung gelegt, so zieht

der Künstler sein Taschentuch heraus, breitet es vor sich auf der Tischplatte aus und ersucht jemand aus der Gesellschaft, ein beliebiges Streichhölzchen in die Mitte des Tuches zu legen. Nun faltet er letzteres derart zusammen, daß er die vier Ecken nach der Mitte



Verstecken des Streichhölzchens für den Taschentuchtrick.

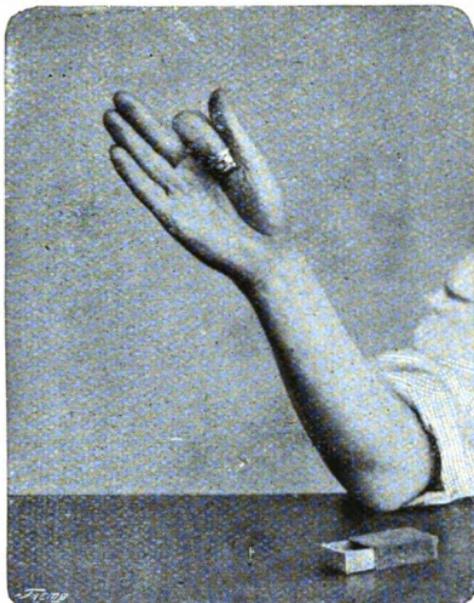
hin übereinander schlägt. Dann setzt er den Daumen der linken Hand auf das von den vier Zipseln bedeckte Hölzchen, bringt seine rechte Hand unter das Tuch und hebt es derart auf, daß es ohne jede Verschiebung der Faltung über seine emporgehaltene Linke herabhängt. Jedem der Anwesenden steht es frei, sich durch das Gefühl von dem Vor-

handensein des Hölzchens unter dem Tuche zu überzeugen, und irgend jemand, der über den Verdacht eines geheimen Einverständnisses mit dem Magier erhaben ist, wird gebeten, das Holz nach seinem Belieben in zwei oder mehr Stücke zu zerbrechen, was trotz des einhüllenden dünnen Tuches ja leicht zu bewirken ist. Nun legt unser Künstler das Tuch vorsichtig in derselben Weise, wie er es aufgenommen, auf den Tisch zurück, schlägt die vier noch immer über-

einander liegenden
Zipfel vor aller Au-
gen zurück und ent-
hüllt das völlig un-
versehrte Streich-
hölzchen, an dem
auch die schärfste

Untersuchung
nichts von einem
Knick oder einer
Bruchstelle zu ent-
decken vermag.

Daß dieser höchst
wirksame Trick nicht
ohne Vorbereitung
auszuführen ist,
liegt auf der Hand.



Der verschwundene Zigarrenring. I.



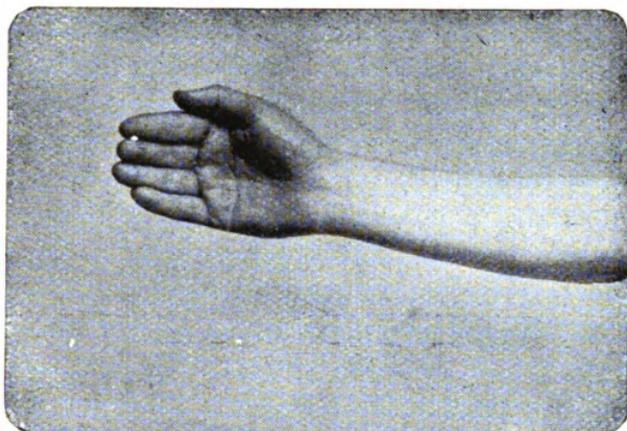
Der verschwundene Zigarrenring. II.

Aber diese Vorbe-
reitungen sind sehr
einfach, denn sie
bestehen lediglich
darin, daß ein mit
möglichst breitem
Saum versehenes
Taschentuch ge-
wählt und daß dicht
an einer der vier
Ecken ein paar
Stiche dieses Sau-
mes so weit auf-
getrennt werden,
daß das Einschie-
ben eines Streich-

hölzchens möglich ist. Wenn der Zauberer das Taschentuch ausbreitet, hat er darauf zu achten, daß die Ecke mit dem versteckten Hölzchen vor ihn zu liegen kommt und daß er sie zuerst über das in der Mitte des Tuches liegende Streichholz schlägt. Auch muß zwischen den beiden Hölzern eine Entfernung bleiben, die den Ausführenden in den Stand setzt, beim Aufheben des Tuches den zum nachherigen Vorzeigen bestimmten „Schweden“ mit den Fingern der unter dem Tuche verborgenen linken Hand zu umschließen. Was die tastenden Beobachter fühlen und was einer von ihnen zerbricht, ist natürlich das im Taschentuchsaum versteckte Hölzchen, dessen Überbleibsel auch dann nicht zum Vorschein kommen, wenn der Künstler schließlich das Tuch über dem Tische ausschüttelt, um zu beweisen, daß von einem etwaigen zweiten Streichholz nicht die Rede sein kann.

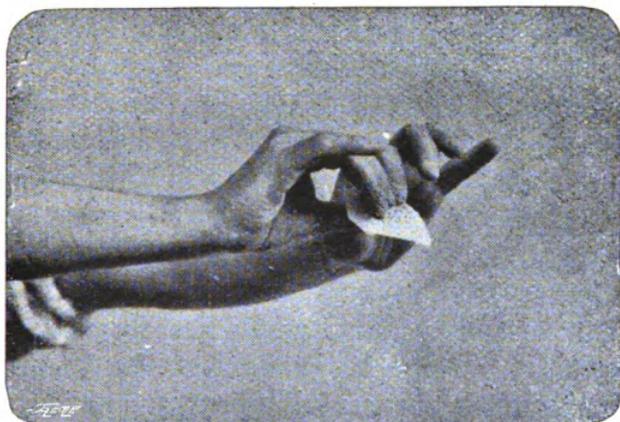
Etwas größere Geschicklichkeit als die bisher geschilderten setzt das mit einem papierenen Zigarrenring auszuführende Stückchen voraus, das durch die beiden Abbildungen auf Seite 143 anschaulich gemacht wird. Auch hier ist eine leicht zu bewirkende Vorbereitung vonnöten. Ein oder besser zwei Ringe von derselben Art, wie der Künstler es im gegebenen Augenblick von seiner Zigarre abzustreifen gedenkt, werden mit Wasser angefeuchtet, bis sich die Vereinigungsstelle des Papierbändchens ohne Verletzung lösen läßt. Dann wird das Band mit steifem Papier unterklebt und durch Vereinigung der Enden wieder zu einem Ring gestaltet, der sich nur durch seine für das Auge nicht erkennbare größere Festigkeit von den gewöhnlichen „Leibbinden“ unterscheidet. Diesen Ring schiebt der Künstler an Stelle des von der Zigarre abgestreiften auf die Spitze des Zeigefingers, um ihn durch eine

leichte, kaum wahrnehmbare Bewegung der Hand vor den Augen der Zuschauer scheinbar verschwinden und



Das zerrissene und wiederhergestellte Blättchen. I.

ebenso geheimnisvoll an seinem vorigen Platze wieder erscheinen zu lassen. Der Trick besteht in der Fähigkeit,



Das zerrissene und wiederhergestellte Blättchen. II.

die beiden oberen Glieder des Zeigefingers blitzschnell gegen die innere Handfläche zu beugen, ohne die be-

nachbarten drei Finger an dieser Bewegung teilnehmen zu lassen. Ist man dazu imstande, so bietet es wenig Schwierigkeit, den Ring dadurch abzustreifen, daß man ihn in die Hautfalte zwischen Handfläche und Daumenwurzel einklemmt. Dort bleibt er dann in Bereitschaft, um bei einer Wiederholung der oben bezeichneten Bewegung wieder auf die Spitze des Zeigefingers gestreift zu werden. Hat man zwei Zigarrenringe in der angegebenen Weise vorbereitet, so läßt sich das Kunststück dahin erweitern, daß man den von der rechten Hand verschwundenen Ring im nämlichen Augenblick an der linken wieder erscheinen läßt. Es ist dazu eben nur nötig, bei Beginn der Vorführung den zweiten Ring in der Daumenwurzelfalte bereit zu halten. Eine mehrmalige Wiederholung des Kunststückchens ist indessen nicht zu empfehlen.

Abermals erbittet sich der Zauberer nun ein Blättchen Zigarettenpapier, dessen Größe und Beschaffenheit ihm allerdings vorher bekannt sein muß. Andernfalls ist es eben nötig, sich aus seinem eigenen Vorrat damit zu bedienen. Vor den Augen der Zuschauer zerreißt er es in zwei Stücke, legt diese aufeinander, um sie abermals in der Mitte zu durchreißen, und wiederholt dies, so daß das Blättchen schließlich in acht Bruchstücke zerlegt ist. Diese rollt er ganz fest zu einem winzigen Ball zusammen, nimmt ihn zwischen Daumen und Zeigefinger, ersucht einen Anwesenden, darauf zu blasen, und entrollt nun den Papierball, um zu beweisen, daß sich die acht Stücke wieder zu einem vollständigen, unverkehrten Blättchen zusammengefügt haben.

Für die Ausführung des netten Tricks ist es erforderlich, ein bereits zu einem Kugelnchen geballtes Blatt Zigarettenpapier in heimlicher Bereitschaft zu haben.

Das Verbergen des Bällchens geschieht in der durch die erste Abbildung veranschaulichten Art mittels Einklemmen zwischen Zeige- und Mittelfinger. Ein bißchen Übung in der Kunst, den Ball längere Zeit an diesem Platze festzuhalten, ohne durch eine gezwungene Steifheit der Finger Verdacht zu erregen, dürfte vor der ersten Vorführung zu empfehlen sein. Ist das vor den Augen der Zuschauer zerrissene Blatt nun ebenfalls zu einem Rügeln zusammengerollt worden, so bringt man durch eine unmerkliche Bewegung beide Kugeln zwischen Daumen und Zeigefinger und läßt im gegebenen Augenblick das vorher bereit gehaltene Bällchen auf den Tisch fallen, während man das aus dem zerrissenen Papier hergestellte an die Stelle des ersten, das heißt zwischen die Spitzen von Zeige- und Mittelfinger befördert. Nach dem Entfalten des unverkehrten Blattes ist es dann leicht möglich, das Rügeln zugleich mit dem anderen Zigarettenpapier beiseite zu werfen. Ein im stillen Kämmerlein vorgenommener Probeversuch wird den Leser überzeugen, daß die Beschreibung den Trick viel umständlicher und schwieriger erscheinen läßt, als er es in Wirklichkeit ist.

Den Beschluß mag für diesmal ein anderes, mit zwei Blättchen Zigarettenpapier und zwei leeren Streichholzschachteln auszuführendes Kunststückchen machen. Der Zauberkünstler braucht dazu noch einen der bekannten Buntstifte, die zur Hälfte mit blauer und zur Hälfte mit roter Kreide gefüllt sind. Er versieht angesichts seines Publikums eines der Blättchen mit einem blauen und eines mit einem roten Strich, um dann auch von den beiden Schachteln die eine auf der bedruckten Seite blau und die andere rot zu markieren. Die so gezeichneten Schachteln werden umgedreht, so daß die markierte Seite auf die Tisch-

platte zu liegen kommt, und eine Minute lang mit raschen Handbewegungen hin und her geschoben, so daß es den Zuschauern selbst bei größter Aufmerksamkeit unmöglich sein würde, noch zu sagen, welches die „blaue“ und welches die „rote“ Schachtel sei



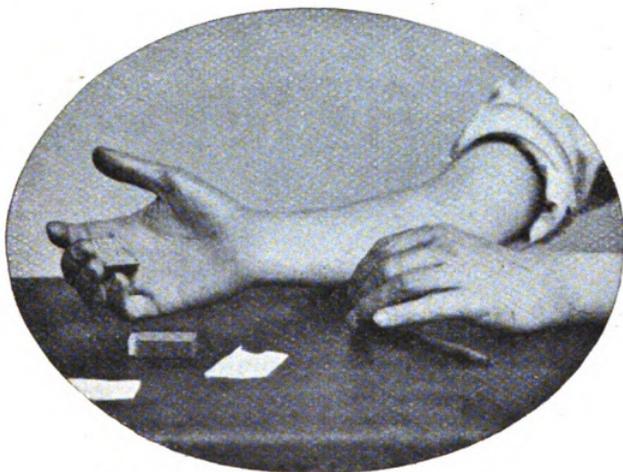
Die vertauschten Papierblättchen. I.

Nun hebt der Zauberkünstler eine der Schachteln auf, zeigt seinen Zuschauern, daß es die blau gezeichnete ist, schiebt, ohne die Schachtel aus der Hand zu geben, das Kästchen heraus und ersucht einen der Anwesenden, das blau markierte Papierblättchen hineinzulegen. Ist das geschehen, so legt er die Schachtel verkehrt auf den Tisch zurück und verfährt mit der anderen in genau derselben Weise. Darauf läßt er beide Schachteln wie vorhin ein Weilchen umeinander tanzen und bittet, einer der Zuschauer möge sie an sich nehmen. Er tritt ein paar Schritte zurück, macht aus der Ferne ein paar geheimnisvolle Bewegungen gegen die von den Händen des Zuschauers umschlossenen Schachteln hin und erklärt, daß er auf dem Wege

magischen Rapports einen Aufenthaltswechsel der Papierblättchen bewirkt habe.

Wenn nun die Anwesenden die Schachteln öffnen, müssen sie zu ihrem Erstaunen die Wahrnehmung machen, daß sich in der Tat das blau gezeichnete Papier in der roten Schachtel und das rot markierte in der blauen befindet.

Die Ausführung dieses Tricks bietet den für Zauber-
kunststücke außerordentlich wichtigen Vorteil, daß die entscheidende Manipulation schon zu einer Zeit erfolgt, wo noch niemand über die beabsichtigte Pointe der amüsanten Täuschung orientiert ist und die Aufmerksamkeit deshalb auf anderes als auf die Hantierung des Künstlers gerichtet zu sein pflegt. Zur Herbei-



Die vertauschten Papierblättchen. II.

führung dieser Täuschung aber dient die vorher ausgeschnittene Oberseite einer dritten, genau gleichartigen Streichholzschatel, die zudem auch auf ihrer unteren Fläche mit derselben Etikette beklebt werden muß. Dieses vorher zugerichtete Plättchen markiert

der Amateurbosko auf einer Seite mit einem blauen und auf der anderen mit einem roten Strich, wohl darauf achtend, daß diese Striche genau denen gleichen, die er nachher unter den mißtrauischen Blicken seines Publikums auf den Schachteln anbringt. Bevor er nun die umgedrehten Schachteln zum ersten Male durcheinander schiebt, befördert der Künstler das in der Westentasche bereit gehaltene Plättchen unbemerkt



Die vertauschten Papierblättchen. III.

in seine rechte Hand, um es dort so zwischen den leicht gebeugten Fingern festzuhalten, wie es die erste Abbildung auf Seite 148 zeigt. Dabei muß er genau wissen oder sich durch einen raschen Blick darüber unterrichten, ob es die rot oder die blau markierte Seite des Plättchens ist, die nach unten, das heißt an der Haut der Finger liegt.

Notwendig für ein Gelingen ist ferner, daß er sich nicht im Zweifel über die Markierung der verkehrt vor ihm liegenden Streichholzschachteln befindet. Zu solcher Gewißheit aber verhilft er sich leicht dadurch,

daß er vorher auf der Unterseite der einen Schachtel ein unauffälliges Bleistiftzeichen anbringt und sich einprägt, von welcher Farbe die Markierung dieser Schachtel ist. Angenommen nun, das Plättchen in seiner Hand läge zuerst mit der blau gezeichneten Seite nach unten, so muß die Schachtel, die er zuerst aufhebt, die rot markierte sein. Das Aufheben selbst bewirkt er mit der rechten Hand derart, daß die Schachtel genau auf das präparierte Plättchen zu liegen kommt, wobei übrigens die Finger der linken Hand noch ein wenig nachhelfen können, wenn sie die Schachtel mit samt dem bedeckenden Plättchen erfassen, um sie dem Publikum zu zeigen. Wenn der Künstler jetzt das Blatt mit dem blauen Strich in die anscheinend blau gezeichnete Schachtel legen läßt, so erhellt aus vorstehender Anweisung ohne weiteres, daß es in Wahrheit in die rot markierte geraten ist.

Auf den Tisch wird die Schachtel natürlich ohne die hilfreiche Platte zurückgelegt, und es erübrigt jetzt nur noch, die letztere durch eine geschickte Bewegung in der Hand umzudrehen, um mit der zweiten Schachtel dasselbe Manöver zustande zu bringen. Ein Mißlingen ist bei einiger Ruhe des Künstlers ganz ausgeschlossen, und unser Vostko darf damit eines höchst wirkungsvollen Abschlusses seiner kleinen Vorstellung gewiß sein.





Reisebriefe aus drei Jahrhunderten.

Von Rätke Damm.

—

(Nachdruck verboten.)

1.

Dem ehrbaren Michael Frohnhas, meinem freundlich lieben Hausherrn zu Händen in Frankfurt. Langenschwalbach, 20. Julius 1710.

Freundlich herzlicher Michel!

Daß doch das Scheiden so wehe tut. Ich hab' mir das Scheiden doch nicht so schwer fùrgestellet, als es mir hernach angekommen ist. Ich hab' mir unseren letzten Abschied immer noch nicht können aus dem Sinn schlagen, und keine Stunde auf der langen Reise ist verflossen, in welcher ich nicht Deiner gedacht hätte.

Möchte Gott, daß Dir die Stunden nicht so schwer werden in dem einsamen Hause. Aber die Frau Mutter wird Dich versorgen und die großen Knaben. Schreib mir, ob der Bartel und der Hannesle sehr nach mir bangen. Ich bange sehr nach den lieben Buben und getröste mich, daß das Rösle mit mir ist und die Base Ratrein.

Wie war doch die Reise so schwer und so lang! Oft konnten die Rosse den schweren Wagen nicht von der Stelle schaffen. Und der Postknecht hatte arg Bedacht, daß wir sicher führen. Die Base Ratrein hat mich getröstet in all mein großen Herzeleide, herzlicher Michel, so es doch das erstemal ist, daß ich von Dir reisen muß. Ist doch ein ander Ding, wenn Du mußt reisen. Das Reisen steht den Männern und Kauf-

herren an. Wenn Du zur Messe nach Leipzig gereißet bist, dann habe ich mein Haus also bestellet. Und wurden mir die Stunden und Tage auch lang, so hab' ich dacht, daß Du heraus mußt in Sorgen und Reize, also hat das Schicksal für die Männer bestellet. Nun aber ist es mit unserer Reize also schwer bestellet, und wenn ich nicht also fühlete, daß meine Schwachheit und Krankheit müßte durch das Gesundbad wieder gebessert werden, wär' ich gewißlich nicht von euch gegangen.

Wir haben drei Gemache in dem Hause von dem Herrn Vetter der Base Ratrein und ist ein gar stolzes, herrliches Haus mit Glasfenstern und schöne große Stuben. In der Frühe holet mich die Bademagd ab und geht es in das Bad. Es sind allhier manche schwache kranke Leute, Frauen und Männer. Ich muß zwei Stunden im Bad bleiben, dann kommt Ratrein und das Rösle und dann verlustieren wir uns in den schönen Gärten und Spazierwegen. Ist noch immer gutes warmes Wetter geweest. Wenn es regnet, so bleibet man im Zimmer oder im Saal, allwo oft Musikanten eine lustige oder traurige Musik machen.

Dazu kommen die Frauenzimmer sehr schön gepuzet, in Sammt und Seide mit Spißen und goldene Gallonen und es geschieht oft ein Unterhalten und Schäkern zwischen den fremden Männern und Frauen, daß man möchte schamroth werden. Denn ich meine, die Frauen haben alle ihren Eheliebsten daheim und die Männer ihre Frauen. Ich muß oft das Rösle wegschicken, daß sie's nicht merket.

Und nun, herzfreundlicher Michel, sei vielmals bedanket für Deine Freundlichkeit, daß Du nicht verrecknest die große Summe Gulden, die auf solche Reize aufgehet. Da muß man die Gemächer zahlen

und das Bad und die Rost und noch viel Gaben machen an die Badedienerin und die Knechte, solchergestalt die Gulden recht lose sitzen müssen, wenn man will gut aufgewartet werden. Aber es ist doch wohl eine Plag', wenn ich hätt' sollen meine Schwachheit und Krankheit und Hauptweh behalten, und kann Dir verkünden, daß das Hauptweh schon gelinder worden ist.

In drei Wochen soll ich wohl heimkehren können. Ratreins Vetter hat zu dieser Zeit einen nicht unbequemlichen Wagen nach Leipzig zu schicken und kann die Fahrt dann mit machen. Das Rösle schickt einen lieben Gedanken an den herzlieben Vater und die herzlieben Brüder. Grüße auch die Frau Mutter und sie soll strenge und gut sein mit den Buben, alldiweil ich ihnen etwas Gutes mitbringe. Es gibt hier allerlei Tand.

Nun helf Gott, daß alles wohl zugehe so daheim bei Dir als hier in der Fremd bei mir und wir mit Freuden wieder zusammen kommen und allezeit fröhlich können zusammen sein. Und mit diesem Wunsche schließt Dein getreue und herzallerliebste Hausfrau
Gertrude Frohnhaferin.

2.

An den Doctor medicinae Gottlieb Wangerow in Berlin, Auf der Neustadt, An der verlorenen Straßen Ecke im eigenen Hause.

Karlsbad in Böhmen, 20. July 1810.

Mein sehr lieber Freund!

Nach mancherley Unbequemlichkeiten, die uns das schlechte Wetter und die schlechten Wege bereitet haben, aber ohne Fährlichkeiten, Gott sei dafür Dank, bin ich mit Sophie hier angelangt, und ich hoffe, daß Du noch nicht in Ängsten gewesen bist ob meiner Reise.

Der Wagen meiner Reisegefährthin, den ich doch rechtzeitig in Halle antraf, war gut und bequem, und der Mann meiner lieben Reisegefährthin, der dorten Postmeister ist, hatte für einen sichern Postillon und einen gewandten Reisediener gesorgt, der unsere Pässe visiren ließ und in Obacht nahm, daß man uns auf den Stationen nicht inkommodire. In Dresden haben wir zwey Tage Rast gehalten, um diese schöne Stadt zu bewundern. Das alles werde ich Dir, lieber Freund, und den Kindern erzählen, wenn ich glücklich und gesund wieder bei euch sein werde.

Hier habe ich auf der Wiese eine nicht üble Stube gefunden und eine Kammer für Sophie, zwei Häuser darvon wohnt meine Reisegefährthin, da sie hat dorten auch Wagen und Pferde unterbringen lassen. Gott wolle nun geben, daß mir die Ruhr wohlbekommt.

Es sind sehr viele Menschen hier, man möchte meinen, aus aller Welt Enden, und hört man allerhand fremde und welsche Sprachen parliren. Morgens beim Trinkbrunnen und an der Mittagstafel sowie auf der Nachmittagspromenade. Die Damen, so allhier seyn, sind sehr statids und kostbar gekleidet, so daß ich oft denke, wie ich unscheinbar dagegen sei. Eine Fürstin aus Rußland geht schon am frühen Morgen ganz in Purpurseide gekleidet, wie ich unsere Königin niemals erblickt habe, und trägt so viel Edelgestein an sich, daß es alles funkelt und blitzt. Es sind allhier aber Leute, so schon vielerorts gereist sind, die sagen, das sey gar keine Fürstin, sondern ein Fürst habe sie gekauft von einem Freund für viele Rubel. Ihr Mann, der Fürst, ist auch gar nicht mit ihr, und auf der Promenade, wo sie immer mit einer alten Duenna erscheint, ist sie umschwärmt von drey oder vier jungen Cavalieren, die sind um sie wie die Motten um das Licht. Und sie

lacht und scherzt und treibt ein muthwillig Spiel mit ihnen.

Am Tage meiner Ankunft sah ich auch auf dem Spaziergange nach dem Brunnen die Frau Bürgelin mit ihren Töchtern aus der Werderstraße in Berlin, denen es doch so ärmlich geht. Dafür ist das Karlsbad doch so theuer, daß man sich wundern muß, woher der Meister Bürgel das Geld nimmt, und die verheirathete Tochter, so jetzt in Potsdam wohnt, trägt einen indischen Shawl, der gewiß bei Rundes an dem Schloßplatz fünfhundert Thaler gekostet hat, weiße Palmen auf einem orangefarbenen Spiegel.

Um die zweite Tochter ist immer ein junger Herr, der aus Wien sein soll, er wäre so übel nicht, wenn er nicht ausähe mehr wie gelb Pergament als wie Menschenhaut. Ich für meinen Theil möchte nicht, daß unsere Sophie, die sich hier sehr gut gefällt, einen solchen Adoreur fände und ihm Avancen machte.

Du kannst mir den Creditbrief, lieber Freund, bald zusenden, damit ich nicht in Geldverlegenheit komme, werde aber so gut als möglich sparen. Ist doch hier anders als zu Hause in Berlin, denn Jeder, der bedient, sieht scheel um ein großes Douceur. Die Brunnenmägde und die Badediennerinnen, die Aufwärter bey Tische und die Mägde im Gasthause. Da gehen viele Thaler auf. Schreibe mir bald, wie es daheim geht, Dir und den Kindern, und ob sie der Mamsell Köller auch gehorchen und sittsam aus der Schule gehen. Mein Herze verlangt oft nach euch allen und wird mir Abends schwer, wenn ich an euch denke, wie weit ich nun bin. Grüße Dorel und August und Friß und ich bringe ihnen etwas Schönes mit aus Sprudelstein oder Bergkrystall.

Und nun, mein sehr lieber Freund, sey Du und die

Rinder Gott befohlen. Und gedenkt eurer getreuen Gattin und Mutter

Elisabeth Wangerow.

P. S. Denke Dir, lieber Wangerow, soeben kommt unsere Logiswirthin mit einer großen Neuigkeit. Heute Nacht ist die russische Fürstin heimlich entflohen, sie ist nämlich weder Ruffin noch Fürstin gewesen, sondern eine gänzlich obskure Person, schön von Gestalt und Antlitz, die ihre Schmucksachen und Edelgestein hat Gott weiß woher. In Brüssel hat sie einen Diamanthändler bestohlen, und da sie ihr bis hierher auf der Fährte gewesen, hat sie sich heimlich davongemacht. Was werden nun die Motten sagen, daß ihr Licht so erloschen ist? Wahrscheinlich hat sie hier nur Abenteuer gesucht. Es ist schamlos, daß Jemand ein schönes Gesicht zu so desolaten Abentüren gebraucht.

E. W.

3.

Herrn Direktor Wilhelm Wendeboom, Berlin W 36,
Kurfürstendamm 412, I.

Heiligendamm, 20. Juli 1910.

Mein lieber Willi,

meinen Gruß durch das Telephon, gleich nach meiner Ankunft, und die beiden Postkarten hast Du hoffentlich erhalten. Ich benütze einen Regenvormittag zum Schreiben, denn wenn es gutes Wetter ist, wäre man dumm, im Zimmer beim Schreiben zu sitzen. Übrigens habe ich das Prädikat „dumm“ doch verdient, denn ich hätte Waldemars Vorschlag, sein Auto zu der kurzen Reise zu benützen, annehmen sollen, anstatt mit der vorfintflutlichen Eisenbahn zu fahren. Na — sie hat mich ja auch hier abgeliefert, und ganz lieblich nutete der letzte Teil der Reise, die elegante kleine Dampfbahn, an und der kleine poetische Bahnhof im

Weltfrieden dieses köstlichen Fleckchens Erde — Heiligendamm. Die Inländer und hier Heimathberechtigten sagen „der heilige Damm“. Und sie sind nicht in Heiligendamm, sondern „am Damm“. Du weißt, ich war erst etwas böse, daß mich der Doktor nur in ein Ostseebad schicken wollte. Eigentlich ist doch Ostsee keine Reise für uns moderne Menschen. Und ich hatte Furcht vor dem Jahrmarktreiben eines kleinen Bades — ich, die ich bisher nur in Weltbädern war. Aber hier ist alles schön, wenn auch sehr eigenartig. Stil: klassisch. Dieses klassische, säulengetragene Kurhaus, diese stolze Burg Hohenzollern, diese lieblichen Villen und fürstlichen Cottagen, diese Ruhe und Stille — dieser mit Steinen besäte Strand, dieser hochgebaute Wald auf der Düne, dieser Gespensterwald und die beiden stimmungsvollen Rappellen! Komm, lieber Willi, selbst und sieh, wie schön das ist.

Auf der Promenade große vornehme Einfachheit, abends im Kursaal viel sehr schöne Toiletten und viel Exklusivität. — Aufsehen erregen einige „bedeutende“ Tennisspieler und -spielerinnen, einige sehr schöne Gräfinnen und Baronessen, ferner zwei süddeutsche Millionärinnen, auf deren Spuren eine Schar von ungefähr acht feudalen Kavalieren wandelt.

Du fragst, ob ich Anschluß fand. Im allgemeinen bin ich ja nicht für Anschluß, aber — —

Nun, in unserer Pension ist eine junge, frische Blondine vom Saalestrande, die die Blicke ihrer schönen Augen zwischen einem sehr forschenden Hamburger und einem weniger forschenden, aber vielleicht reicheren New Yorker Börsenmann teilt. Die Mutter der jungen Dame ist der Typus jener Mütter, die man in den Zeitschriften und Geschichten immer als „gewesen“

nennen hört, nämlich die händeringend einen Schwiegersohn suchende.

Man denkt, wenn man die Artikel und Geschichten von heutzutage und von den modernen Frauen liest, diese Art sei nunmehr ausgestorben, und man singt ein Loblied auf die moderne „tüchtige“ Mutter der „Persönlichkeitstöchter“, die die Interessen dieser Töchter kennt und ehrt — natürlich stets Interessen des Berufs, nur nicht des Mannes. Jede Mutter, so denkt man, strebt heut nach der berühmten Tochter ohne Mann, nicht nach dem Schwiegersohn. Aber Frau Londemann ist ein Exemplar der alten Schule, und Herta ist auch keine „Persönlichkeit für Studium und Beruf“, sondern sucht hier einen Mann. Wenn ich nur wüßte, ob ihr der Hamburger oder der New Yorker besser gefällt? Aber vielleicht — gefällt ihr noch ein Dritter besser. Ein Südwester Oberleutnant, der sich hier von den Strapazen dreijährigen „Drübenfeins“ erholt. In Zivil natürlich. Ich habe ihn nur einmal in Uniform gesehen, als abends Tanz und Konzert im Kursaal war. Er heißt Herr v. Kettenbach — wie mir Emma Gerling sagt, die in Brunshaupten ist und die ich hier einmal traf — aus alter Familie, aber sehr arm. Darum ist er ja „drüben“ gewesen, weil es ein höheres Gehalt dort gibt. Ich glaube nur, Mama Londemann ist mehr fürs Praktische, also für die Börse. Denn Herta braucht gewiß jährlich ein kleines Vermögen für ihre Toilette. Sie sieht immer sehr reizend aus — neueste Mode, jeden Tag ein anderes Kleid.

Das reine Gegenstück von Fräulein Londemann ist Fräulein Therese Solbring von irgend einem kleinen Gut in Pommern, auf dem sie wohnt, und das ein alter Onkel ihr bewirtschaftet. Beide in einem Alter, aber Fräulein Therese ist stiller und ernster.

Wahrscheinlich auch sehr arm und aus kleinen Verhältnissen, denn ihre Toilette ist mehr als einfach, immer dasselbe graue Kleid, immer derselbe blaue Hut. Aber sie ist eine junge Dame „mit Interessen“, indem sie sich — schreckliche Idee! — um ihren Garten und um ihren Hühnerhof, ja, wie sie mir einmal erzählte, selbst um ihre Schweinezucht kümmert. Eine Art Quenna ist mit hier, ihre alte Erzieherin, deren Erscheinung und Anzug geradezu vorsintflutlich sind. Sie leben auch sehr einfach, nie sieht man sie nachmittags oder abends noch auf der Terrasse sitzen, also leben sie hier für ihren „Pensionspreis“ mit einem Zimmer in der zweiten Etage.

Mir scheint aber — du weißt, lieber Willi, ich beobachte dergleichen kleine Geschichten zu gerne und heiße bei meinen Bekannten in Berlin nicht umsonst die Verlobungsseherin —, daß der Südwester die reiche junge Sächsin nicht will, ich glaube vielmehr bemerkt zu haben, daß er Freude an Fräulein Therese Solbrings Unterhaltung findet. Er ist anscheinend auch vom Lande, da mögen es auch wohl die gleichen Interessen sein. Sie kann nämlich auch reiten, spricht von ihrem „alten Gaul“, den sie reitet, und hat Pferdeverstand. Man hört das, wenn die beiden die Pferde des großherzoglichen Marstalls beurteilen, die viel hier zu sehen sind. Entweder die Herrschaften reiten oder die Stallleute bewegen die Tiere.

Aber schließlich, ein armer Leutnant wird sich doch keine arme Frau nehmen. Ich höre Dich sagen: Aber die Liebe! Ja, mein guter Willi, Du bist eben ein ungeheurer Idealist mit Deinem ständigen Einwurf: „Kind, die lieben sich nun einmal!“ Wir, bester Willi, lieben uns, weil wir zusammen aufwuchsen, die Äcker grenzten nachbarlich zusammen, und alles andere

stimmte. Ich hoffe, ich hätte Dich auch geliebt, wenn Du arm wärst — vielleicht ein armer Dichter in der Dachkammer, obgleich ich, Du weißt es, überhaupt nicht für „lebendige“ Dichter schwärme, weder für reiche noch für arme.

Ich eile zum Schluß, denn heute abend ist Tanz im Kurssaal. Zu dumm, daß ich mein rosa Paillettenkleid nicht hier habe! Zu meiner dunklen Samttoilette kann ich nicht gehen, die Damen, auch die aus Doberan, sind alle sehr elegant.

Deine Josephine.

N. S. Der Brief blieb liegen, ich hatte keine Marke und der Oberkellner auch nicht. Und ich kann Dir gleich noch eine Neuigkeit mitteilen, eine Verlobung, aber nicht die erwartete. Oberleutnant v. Kettenbach hat sich gestern mit Fräulein Solbring verlobt, und Frau Peterssen, die es mir heut erzählte, fügte gleich hinzu: „Man kann ihm das Glück gönnen, eine nette Braut, die so schwerreich ist.“ Die kleine Solbring hat also doch Geld! Wer hätte das gedacht!

Frau Peterssen meinte, die Theresse wäre eben klug und ließe sich, wo sie fremd ist, nicht merken, daß sie viele Güter und große Eisenwerke in Schlesien besitzt, ein Vermögen von Millionen.

Na, also da haben wir eine romantische Liebesverlobung. In das arme Mädchen verliebt sich der Kriegsmann — das reiche kriegt er. Und die beiden Börsenfrißen aus Hamburg und New York sind auch abgereist — ganz früh. Herta Londemann hat sie gestern brüskiert. Sie haben nicht getanzt. Als nun Londemanns beim Heimgehen am Tisch der Herren vorüberkommen, und diese zum Gruß aufstehen, grüßt Mama mit der Miene einer beleidigten Königin, und Herta sagt laut: „Patentekel!“

Du siehst, auch hier in diesem altherwürdigen Ort gibt es moderne Romane.

Hoffentlich entspinnt sich noch ein neuer. Sonst wird es mir zu langweilig. Kannst Du nicht Sonnabend wenigstens für zwei Tage kommen? Das wäre zu schön! Du kannst mir mein ockerfarbenes Atlaskleid mit dem Goldnetz holen lassen und mitbringen, es kommt Sonnabend Einquartierung, Husaren und Luftschifferabteilung — hier ganz was Neues. Und dann ist Ball im Kurssaal. Da möchte ich hingehen, und Du kommst mit. In diesem himmlisch altmodischen Saal muß es sich zu schön tanzen. Und ich tanze so gern! Also telephoniere. Amt Doberan 300. Ich erwarte Dich bestimmt.

Josephine.





Aus Europas jüngstem Königreich.

Von W. Helmuth.

Mit 15 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Als im Jahre 1852 Danilo I. das von ihm beherrschte Land der Schwarzen Berge unter der Zustimmung Rußlands zum unabhängigen erblichen Fürstentum erklärte, ließen sich's die Mächte Europas schwerlich träumen, daß sie kaum sechs Jahrzehnte später vor die Notwendigkeit gestellt werden würden, das winzige Karstländchen als Königreich anzuerkennen, und Nikolaus I., der am 13. August 1860 nach der Ermordung seines Oheims Danilo als neunzehnjähriger Jüngling den Fürstenthron bestieg, war damals sicherlich selbst von derartigen hochfliegenden Hoffnungen weltenweit entfernt. Umfaßte doch das von ihm beherrschte Gebiet, dessen Umfang heute auf ungefähr 9000 Quadratkilometer berechnet wird, zur Zeit seines Regierungsantritts noch nicht die Hälfte dieses Flächenraumes, und war doch der Zuschnitt seiner Residenz wie seiner Hofhaltung nichts weniger als königlich.

Aber in diesen fünfzig Jahren sind mit dem kleinen Fürstentum gewaltige Veränderungen vorgegangen, und Nikolaus I. hat sich als ein ebenso tatkräftiger wie kluger und diplomatischer Monarch erwiesen, der jede günstige Gelegenheit zu seinem Vorteil auszunützen verstand. Vor allem war es seine unerschütterliche Freundschaft für Rußland, die sich ihm trefflich

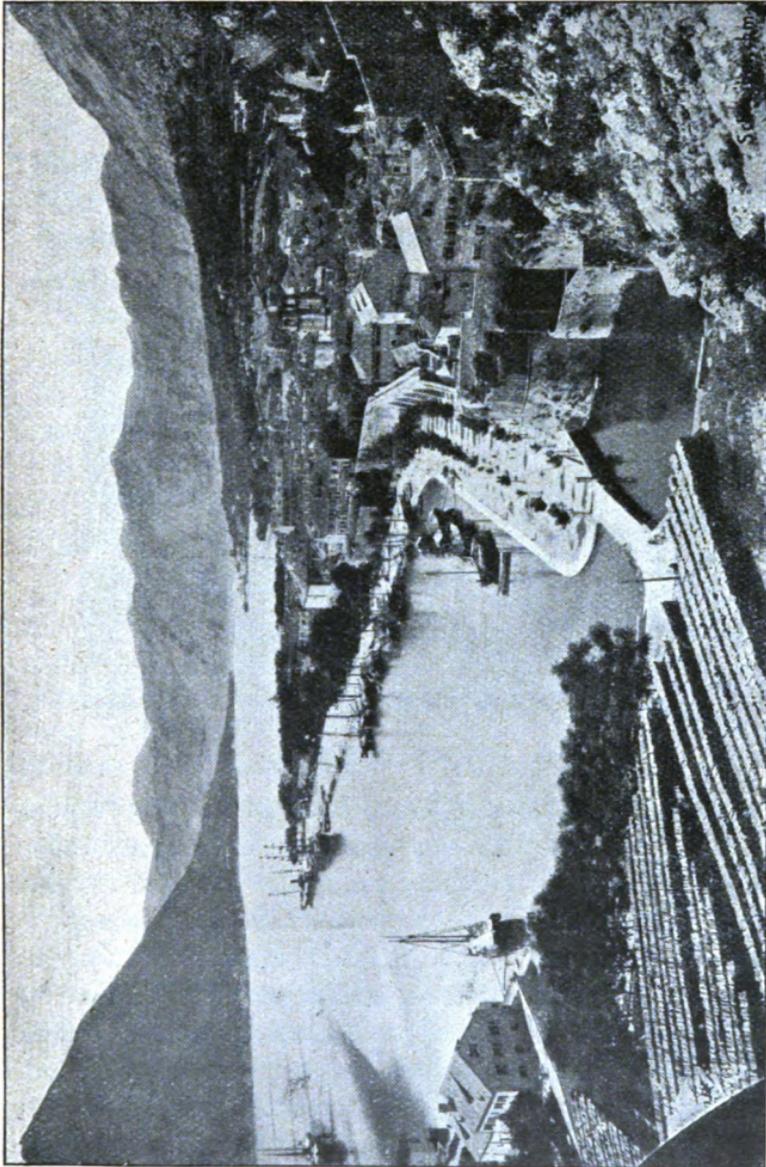
bezahlt machte und ihm den nötigen Rückhalt für sein oft recht anmaßliches Auftreten den übrigen europäischen Großmächten gegenüber gewährte. Die



König Nikolaus mit Prinz Mirko und einem Enkelkind.

wertvollen Dienste, die er als tapferer Bundesgenosse während des russisch-türkischen Krieges geleistet hat, sind ihm von seinem mächtigen Freunde mit wahrhaft kaiserlicher Dankbarkeit gelohnt worden.

Der Wille des Zaren wollte ihm nach dem Frieden von San Stefano den Fortbesitz aller von ihm gemachten Eroberungen sichern, und wenn auch durch den



Gr. Reforest in Cattaro phot.

Cattaro.

Berliner Vertrag dies Zuwachsgebiet später ganz erheblich eingeschränkt wurde, so blieb doch immerhin

noch eine reichliche Verdoppelung des bisherigen Umfanges von Montenegro übrig, und es wurde ihm überdies in Antivari der lange ersehnte Zutritt zum Meere eröffnet.

Dazu kam, daß das persönliche Ansehen des montenegrinischen Fürstenhauses durch die Anknüpfung verwandtschaftlicher Beziehungen zu den ältesten europäi-



A. Peer in Klagenfurt phot.

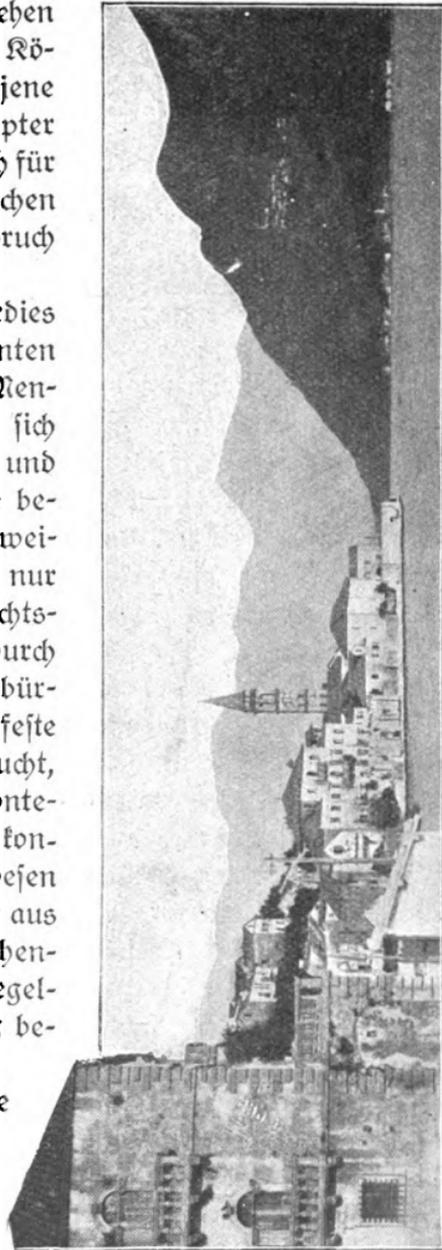
Cattaro von Westen.

schen Herrscherfamilien eine stete Steigerung erfuhr. Von seinen neun Kindern wurden die beiden ältesten Töchter die Gemahlinnen russischer Großfürsten, der Erbprinz Danilo vermählte sich mit der Prinzessin Jutta von Mecklenburg, die nach ihrem Übertritt zur orthodoxen Kirche den Namen Milika annahm, eine dritte Tochter, die schöne Prinzessin Helene, bestieg als Gattin Viktor Emanuels III. den italienischen Königsthron, während sich eine vierte mit dem Prinzen Franz Joseph von Battenberg „begnügen“ mußte. Unter solchen Umständen mußte es am Ende begreiflich erscheinen, daß Fürst Nikolaus in bezug auf Titel und Würden hinter seinen Balkannachbarn in Belgrad und Sofia

nicht dauernd zurückstehen mochte, und daß er die Königskrone, mit denen jene ihre erlauchten Häupter geschmückt hatten, auch für seinen montenegrinischen Eisentopf in Anspruch nahm.

Hatte er doch überdies in den letzten Jahrzehnten seiner Regierung das Menschenmögliche getan, sich als ein aufgeklärter und von modernem Geiste befeelter Potentat zu erweisen. Er hatte nicht nur der sehr primitiven Rechtspflege seines Landes durch die Einführung eines bürgerlichen Gesetzbuches feste Normen zu geben versucht, sondern er hatte Montenegro sogar zu einem konstitutionellen Staatswesen gemacht, das in seiner aus 61 Mitgliedern bestehenden Skupschtina eine regelrechte Volksvertretung besitzt.

Ohne erhebliche Konflikte zwischen dem Monarchen und diesem Parlament ist es freilich bisher noch



Gr. Zeferevič in Cattaro phot.

Perasto.

in keiner Legislaturperiode abgegangen, und wer die Geschichte des Landes wie die bisherigen Gepflogenheiten seiner Beherrscher kennt, wird sich nicht weiter darüber wundern, daß die Nachgiebigkeit der Skupstinaabgeordneten vielleicht häufiger durch den Gedanken an die schrecklichen Gefängnisse von Niksic und Podgoriža als durch politische Überzeugung bestimmt wird. Jedenfalls gehorchte die Skupstina nur einem sehr deutlichen Wink von oben, wenn sie dem Landesherrn die untertänige Bitte vortrug, anläßlich seines fünfzigjährigen Regierungsjubiläums die Würde und den Titel eines Königs anzunehmen, und Fürst Nikolaus hatte für die Durchführung seines ehrgeizigen Planes hier ohne Zweifel leichteres Spiel gehabt als bei einigen europäischen Mächten, die nicht durchweg geneigt waren, noch einen zweiten Serbentönig auf der Balkanhalbinsel anzuerkennen. Sein diplomatisches Geschick hat jedoch auch diese Schwierigkeit glücklich überwunden, und bei der fünfzigsten Wiederkehr des Tages seiner Thronbesteigung durfte der Herr der Schwarzen Berge mit gerechtem Stolz auf sein erfolgkröntes Lebenswerk zurückblicken.

Daß mit der Erhebung Montenegros zum Königreich die Residenz Cetinje sich nun auch plötzlich mit königlichem Prunk erfüllen werde, steht freilich nicht zu erwarten. Dazu fehlt es vorderhand noch an den unerläßlichen Vorbedingungen. Wer von der 17 Kilometer westlich gelegenen dalmatinischen Seestadt Cattaro nach Cetinje kommt, der wird mit Erstaunen wahrnehmen, daß die Hauptstadt Montenegros noch um ein sehr beträchtliches selbst hinter den allerbescheidensten Vorstellungen und Erwartungen zurückbleibt. Zwar ihre Lage in einem von schroffen Felsgruppen umschlossenen, freundlichen Tale kann anmutig

und malerisch genannt werden; aber man glaubt doch viel eher ein stattliches Dorf als eine fürstliche oder gar königliche Residenz vor sich zu haben.

In der Tat zählt Cetinje nur ungefähr dreitausend Einwohner und besteht im wesentlichen aus einer breiten Hauptstraße, von der kurze Nebengassen abzweigen. Eine einzige breite Querstraße führt nach der einen Richtung hin zu dem stets von lebhaftem Treiben erfüllten Marktplatz und nach der anderen zum „Residenzschloß“, einem bescheidenen, einstöckigen Hause, in dessen Nähe sich in einem sonderbaren, langgestreckten Gebäude sämtliche Regierunsämter befinden.

Die fremden Gesandtschaften, deren es wohl ein Duzend in Cetinje gibt, sind durchweg in winzigen Häuschen mit überhängendem Ziegeldache und lächerlich kleinen Fenstern untergebracht, und man begreift beim Anblick dieser „Paläste“ leicht, daß ein diplomatischer Posten in der montenegrinischen Hauptstadt nicht zu den meistbegehrten gehört.

Von Sehenswürdigkeiten hat Cetinje nichts weiter aufzuweisen als ein im Jahre 1478 gegründetes Kloster, um das herum allgemach die Stadt entstanden ist, und die Kula, ein turmartiger Bau, auf dem einst die



E. Kaiserer in Cetinje phot.

Bucht von Cetinje.

Köpfe der erschlagenen Türken aufgepflanzt wurden. Das am Fuße eines steilen Felsens gelegene Kloster ist dreimal, in den Jahren 1683, 1714 und 1785, von den Türken niedergebrannt, aber jedesmal ziemlich getreu in seiner ursprünglichen Gestalt wieder auf-

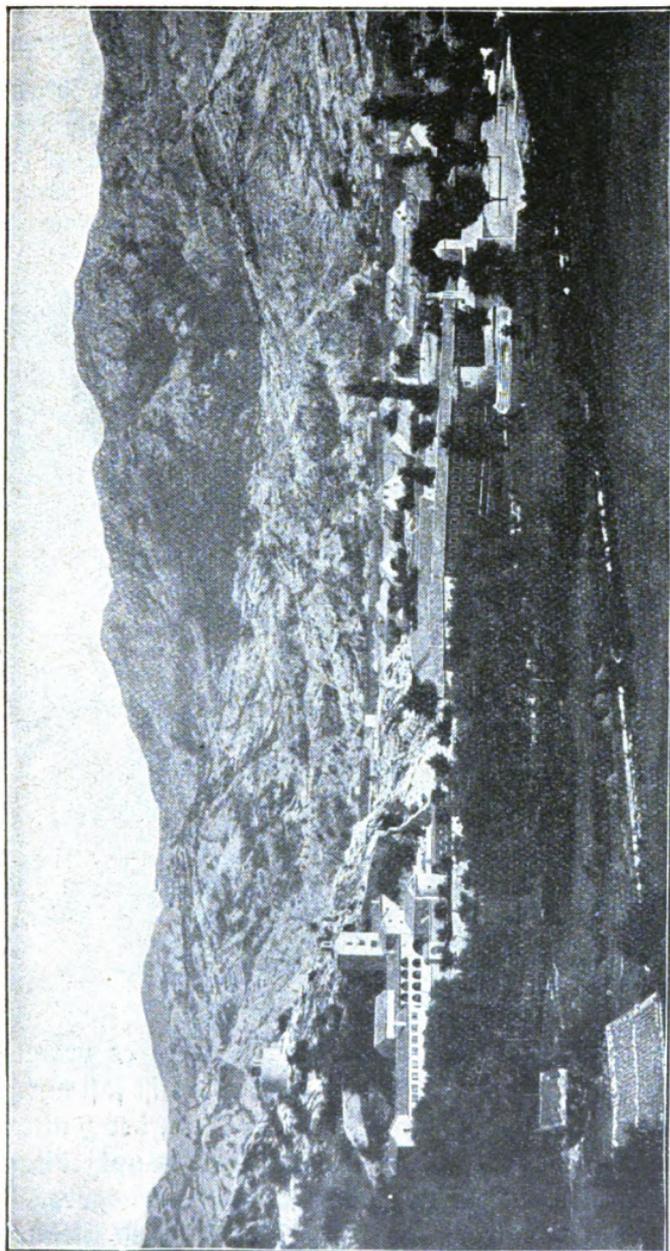


Budua.

F. Raschitz in Cattaro phot.

gebaut worden. Es enthält die sterblichen Überreste des Vladika Peter I., Danilos I. und des Großwoiwoden Mirko. Hier wohnen der Metropolit und der Archimandrit, die höchsten Würdenträger der orthodoxen Kirche.

Wer nach Cetinje gekommen ist in der Hoffnung, von



В. Моревт и Гатаре рѳот.

Getinje.

hier aus das Land bequem nach allen Richtungen hin durchstreifen zu können, der mag sich auf eine ärgerliche Enttäuschung gefaßt machen, denn für den Vergnügungsreisenden ist Montenegro vorläufig noch ein



J. Raforest in Gaitaro phot.

Das Schloß und seine Umgebung.

sehr ungeeignetes Angriffsobjekt und wird es voraussichtlich auch für alle Zukunft bleiben. Es ist fast durchweg unwegsames Gebirgsland. Die Zeta, der zentrale Fluß des Landes, zerlegt es in zwei Hauptgebirgsmassen. Die westliche, die eigentliche Ernagora, ist eine steinige, wasserarme Karsthöhebene mit ziemlich gleichbleibender Meereshöhe von 600—1000 Meter,

die sich nur am Westrande im Lovćen (č sprich tsch) bis zu 1759 Meter erhebt, um dann äußerst steil zu dem schmalen dalmatinischen Küstensaum abzufallen.

Auch in dem östlichen Bergland herrscht der Charakter der Hochebene und der Karsttalf vor. Aber tiefe Flußtäler scheiden hier die einzelnen gewaltigen Klöze voneinander, und auf ihnen erheben sich zum



Montenegriner.

Teil Kettengebirge mit einzelnen wild zerklüfteten Gipfeln. Die höchsten von ihnen sind die Cirova Pećina (2528 Meter) und der Rući Rom (2490 Meter). Der längste Fluß Montenegros ist die Morača, die die

einzig große Ebene des Landes am Nordende des Sees von Stutari durchfließt, von rechts die Beta und von links die aus Albanien kommende Ejevna aufnimmt. Diese Flüsse bilden mit der Rjeka und Crmniza das innere Flußsystem Montenegros, das sich in dem großen See von Stutari sammelt und aus ihm als Bojana zum Adriatischen Meere abfließt.

Der Bodengestaltung entsprechend bewegen sich die klimatischen Verhältnisse des Landes zwischen den stärksten Gegensätzen. Auf den Hochflächen sind die Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht, Sommer und Winter außerordentlich groß. In der fieberschwangeren Umgebung des Stutarisees gedeiht eine vollkommen südliche Vegetation von Orangen, Feigen, Oliven, Oleander, Lorbeer und so weiter, in den östlichen Bergen gibt es vielfach unabsehbare Urwälder und üppige Alpenwiesen, auf dem westlichen Hochplateau dagegen nur sehr spärliches Kulturland.

Die Bevölkerung ist im ganzen recht dünn gesät, man rechnet nur 25 Seelen auf den Quadratkilometer. Sie ist serbischen Stammes, aber zumal im Süden stark mit albanesischem Blute gemischt, und sie unterscheidet sich in mancher Hinsicht sehr zu ihrem Vorteil von den Bewohnern des eigentlichen Serbien. Von hohem und kraftvollem Wuchs, sind die Männer infolge einer von frühester Jugend geübten Abhärtung befähigt, unglaubliche Strapazen mühelos zu ertragen, und eine heldenmütige Tapferkeit, die in wahrhaft antiker Todesverachtung vor keinem Wagnis zurückschreckt, macht sie zu den besten Kriegerern Europas. Dabei sind sie äußerst mäßig in ihren Lebensgewohnheiten, zuverlässig und gastlich. Auch ihr hochentwickeltes Ehrgefühl könnte in die Liste ihrer Vorzüge eingereiht werden, wenn es nicht leider zumeist bis zu jenem Grade krankhafter



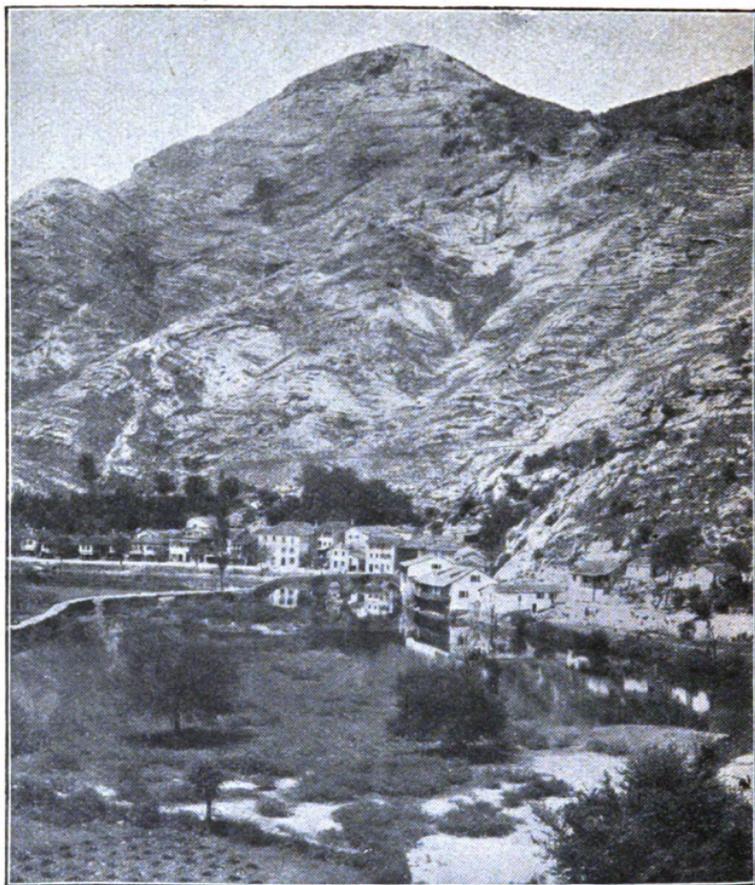
V. Rinfret in Gattara phot.

Tal von Njefa.

Empfindlichkeit gesteigert wäre, den man als Händelsucht zu bezeichnen pflegt.

Eine in Europa ziemlich vereinzelt dastehende so-

ziale Einrichtung ist die noch in voller Reinheit erhaltene patriarchalische Organisation nach Stämmen und Geschlechtern. Der Älteste führt das Regiment über die



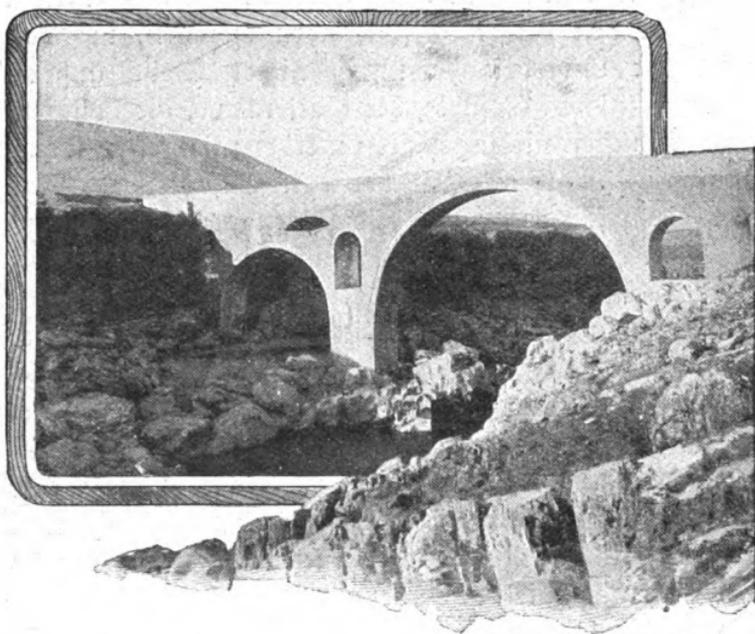
Njeka.

F. Laforest in Cattaro phot.

Familie. Mehrere Familien bilden eine Bruderschaft und mehrere Bruderschaften ein Dorf oder einen Stamm, deren etliche sich wiederum zu einem Bezirk zusammenschließen.

Joseph Beckmann schreibt über die Eigenart dieser

Einrichtung: „Familie und Verwandtschaft stehen dem einzelnen näher als die große Allgemeinheit. Daher war und bleibt der Stamm die kriegerische Einheit der Montenegriner. Sie benennen sich nach dem Gebiete, welches sie bewohnen, und folgen einem gewählten Heerführer (Voivode, Herzog), dem der Fahnenträger



F. Rajoreit in Cattaro phot.

Brücke über die Morača.

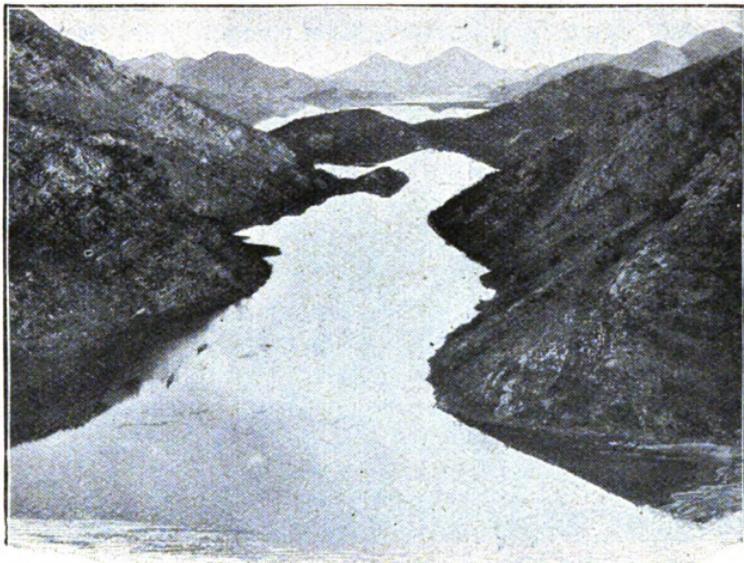
(Bajraktar) beigegeben ist. Noch in den sechziger Jahren unterschied man sechs große, territorial getrennte Stämme, deren stärkster an 5000 Flinten ins Feld zu stellen vermochte. Heute ist der Bestand der Stämme mehr nominell und die Wahl der Voivoden nur eine Formsache, da sie stets nach Wunsch und Willen des Fürsten vorgenommen wird.

„Dieses Fortbestehen der ursprünglichen sozialen
1911. IV.

Einrichtungen hat seine guten und seine schlimmen Seiten. Das Zusammenleben in der Geschlechtsgemeinschaft, die zuweilen bis zu zweihundert männliche Köpfe zählt, erhält die alten Sitten und Gebräuche unberührt, und es entsteht eine überaus strenge Auffassung der Moralphlichten und des Ehrbegriffes, die sich namentlich in allen Dingen, die den Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern angehen, in übertriebener und beinahe unnatürlicher Weise äußern. Die bräutlichen Gefühle, die Gattenliebe, die Witwen- trauer müssen niedergehalten werden; sie gelten wenig und müssen zurücktreten vor den Gefühlen und vor der Pflicht, welche man den Eltern und Geschwistern schuldet. Dabei legt man auf Außerlichkeiten ein unglaublich großes Gewicht. — Auch in anderen Dingen kommen diese seltsamen Begriffe von Ehre und Moral zur Geltung. Sie sind eben der Ausfluß einer Gemeinschaft, die durch das Band gemeinsamer Abkunft und eines gemeinsamen Geschlechtsnamens aus der einem Mitglied angetanen Unbill die Sache der ganzen Sippe macht. Sie begründet die Solidarität in Freud und Leid. Daraus der furchtbare Auswuchs der Blutrache, die in den vergangenen Zeiten und noch bis in die letzten Jahrzehnte hinein die Stämme in unausgefetzter Feindschaft und Blutvergießen erhielt, wodurch manchmal der Staat an den Rand des Verderbens gebracht wurde.“

Einen auffallenden und nicht eben erfreulichen Gegensatz zu dem stattlichen Außern der montenegrinischen Männer bildet übrigens die Erscheinung der Frauen. Das beinahe sklavische Abhängigkeitsverhältnis, in dem sie nicht nur zu dem Gatten, sondern auch zu allen männlichen Mitgliedern der Sippe stehen, hat ihrer Gestalt wie ihren Gesichtszügen seinen unver-

kennbaren Stempel aufgedrückt. Sie sind fast durchweg von kleiner, unscheinbarer Figur, entbehren schon in der Jugend des weiblichen Liebreizes und pflegen sehr früh zu altern. Auch ihre geistige Regsamkeit ist gering, und sie stehen in dieser Hinsicht weit hinter den Männern zurück. Im Gegensatz zu der malerischen Kleidung des



Der Skutarisee. F. Laforest in Cattaro phot.

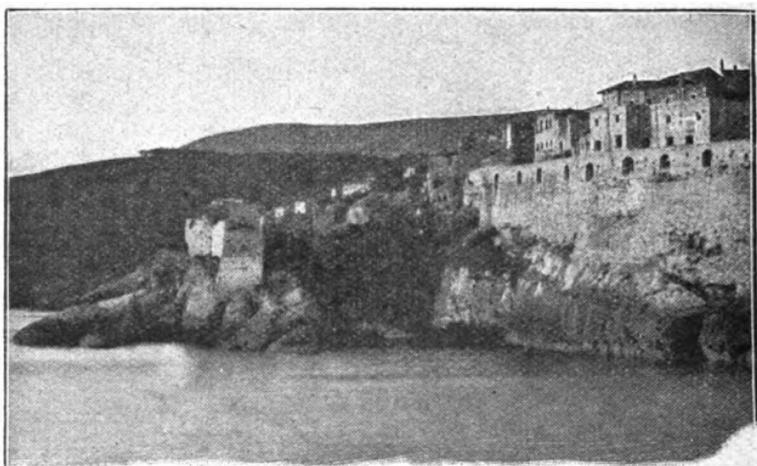
stärkeren Geschlechts tragen sie sich sehr einfach, und ihre Gewänder sind vorwiegend von schwarzer Farbe.

Unter den geschlossenen Siedlungen sind die wichtigsten Städte und Marktflecken: Podgoriža mit 6600, Dulcigno mit 5000, Nikšić (sprich Nikschiti) mit 3500, Rjeka mit 1550, Antivari und Danilovgrad mit je 1150, Kolasin und Vir mit je 1000 und Andrijeviža mit 900 Einwohnern.

Der Besitz des vielumkämpften Podgoriža bildete eine der wichtigsten Gebietserweiterungen, die Montenegro durch den Berliner Kongreß zugestanden

wurden. Freilich war während des Türkenkrieges der größte Teil der Stadt in einen wüsten Trümmerhaufen verwandelt worden, und das alte türkische Viertel weist noch heute die Spuren jener Zerstörungen auf. Daneben aber ist ein neues Viertel mit sauberen Häusern und breiten Straßen entstanden, das einen recht freundlichen Eindruck macht.

Auf einer sehr schönen, aber wegen ihrer starken



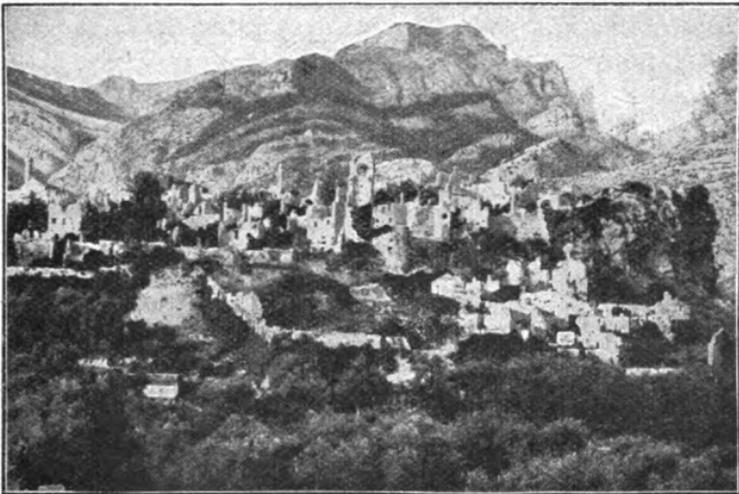
Dulcigno.

H. Beer in Klagenfurt phot.

Steigung nicht fahrbaren Straße gelangt man von Cetinje in ungefähr drei Stunden nach Rijeka, dessen Häuser meist den ansprechenden dalmatinischen Bautypus aufweisen. Auch die Bevölkerung ist aus Montenegrinern und Albanesen gemischt, welche letzteren meist Handelsleute und Gewerbetreibende sind.

Von Rijeka führt die Straße weiter nach dem einzigen Rüstplatz Montenegros, dem für größere Fahrzeuge nicht hinlänglich tiefen, aber sicheren Hafen Antivari. Seit 1908 kann man einen Teil des Weges sogar mit der Eisenbahn zurücklegen, denn am 1. No-

vember jenes Jahres wurde mit der Strecke Virbazar-Antivari der erste Schienenweg in Montenegro eröffnet. Antivari selbst liegt nicht unmittelbar am Meere, sondern ungefähr fünf Kilometer landeinwärts. Es ist eine alte türkische Festung, die ebenso wie Dulcigno und Spizza nach einem sehr hartnäckigen Bombardement von den Montenegrinern erobert wurde. Die



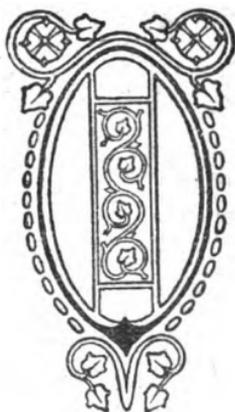
H. Raforest in Cattaro phot.

Der zerstörte Teil von Antivari.

noch heute vorhandenen Trümmer der zerstörten und niedergebrannten Gebäude gewähren einen überaus trostlosen Anblick, und ziemlich ärmlich mutet der neu entstandene Teil der Stadt an, der für alles andere eher als für einen erfreulichen Wohlstand seiner Bewohner spricht.

Recht malerisch wirkt dagegen die von hohen Felswänden umschlossene Bucht, die den Hafen von Antivari bildet. Der Schiffsverkehr ist vorläufig noch sehr gering, und nach einer montenegrinischen Kriegsflotte wird der Reisende, der hier von dem Lande der

Schwarzen Berge Abschied nimmt, vergebens Umschau halten, obwohl Nikolaus I. in den bewegten Tagen der österreichischen Annexion von Bosnien und der Herzegowina in seinem Protest an die Großmächte ausdrücklich erklärte, daß er die Bestimmungen des Berliner Vertrages, die dem Fürstentum die Unterhaltung von Kriegsschiffen verbot, nicht länger als bindend anerkenne.





Tapfere Schweizerinnen.

Von H. Giersberg.

Mit 8 Bildern.

□ □

(Nachdruck verboten.)

Die sogenannte Frauenfrage, deren Erörterung in unseren modernen Großstädten die Gemüter des schönen Geschlechts neuerdings zuweilen bis zu fanatischer Leidenschaftlichkeit erhitzt hat, ist innerhalb der ländlichen Bevölkerung noch kaum jemals zu einem Gegenstand besonderer Aufregung oder zum Anlaß für revolutionäre Gelüste geworden.

Die Erklärung dafür ist nicht schwer zu finden. Alle auf tiefgehende Reformen in der sozialen Stellung des weiblichen Geschlechts gerichteten Bestrebungen haben ihre Ursache ja zuallermeist in jener durchgreifenden Veränderung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse, die sich allmählich im städtischen Leben vollzogen hat. Im Mittelalter oder selbst in den ersten Jahrhunderten der neuen Zeit würde man ihnen von seiten der Frauen ebensowenig Verständnis entgegengebracht haben, wie es nach der immer wiederholten Klage der Frauenrechtlerinnen noch heute bei der Mehrzahl der Männer der Fall ist. Damals lag der Schwerpunkt der Produktion im Familienhaushalt. Nicht nur die Rohprodukte des Ackerbaues wurden zumeist selbst gewonnen, sondern auch viele wichtige gewerbliche Tätigkeiten wie das Baden, Schlachten, Spinnen, Weben und so weiter wurden im Haushalt verrichtet. Das Wirkungsgebiet der Frau war demgemäß so weitumgrenzt, daß es ihr kaum jemals

an Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Kräfte innerhalb des Familienkreises fehlte. Ihr soziales Verhältnis zum Manne und zur Allgemeinheit war dadurch auf die natürlichste Weise bedingt, und ein Bedürfnis,



Schnitterinnen.

Phot.: Jullien Frères.

sich auf anderen Gebieten in einen immer bedenklichen Wettkampf mit dem stärkeren Geschlecht einzulassen, war ebensowenig vorhanden als ein aus solchem Kampfe naturgemäß entspringender Wunsch nach Gleichberechtigung im öffentlichen Leben.

Für die ländliche Bevölkerung nun bestehen diese naturalwirtschaftlichen Verhältnisse ja zumeist noch heute. Dort ist die Frau auch jetzt noch sicher, innerhalb des Familienhaushalts den Platz zu finden, der nach ihrem eigenen Dafürhalten der Eigenart und den Fähigkeiten ihres Geschlechts angemessen ist. Sie ist die Arbeitsgenossin und Gehilfin des Mannes geblieben, statt zu seiner Mitbewerberin und Rivalin

im Kampf ums Dasein zu werden, und sie leidet deshalb auch nicht unter der Empfindung eines Mißverhältnisses zwischen den ihr auferlegten Pflichten und den ihr zugestandenen Berechtigungen.

Je größer der Wert ihrer Leistungen im Familienhaushalt ist, desto sicherer pflegt auch ihre Stellung innerhalb dieses Kreises zu sein, und wer sich bei der Beurteilung ländlicher Verhältnisse nicht durch die Anlegung eines falschen, dem städtischen Leben entnommenen Maßstabes beirren läßt, der wird namentlich dort, wo die Landbevölkerung zu harter Arbeit gezwungen ist, eine für beide Teile durchaus befriedigende Stellung der Geschlechter zueinander antreffen.

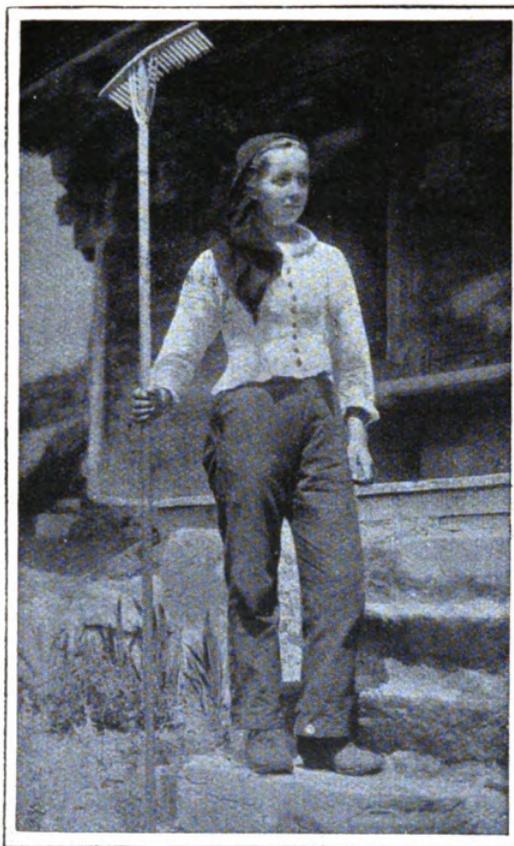


Phot.: Jullien Frères.

Arbeitspause.

Es ist gewiß nicht uninteressant, zu sehen, wie diese Gleichstellung da und dort auch in Außerlichkeiten zur Erscheinung kommt. Wo man in einer städtischen Ehe das Überwiegen des weiblichen Einflusses kennzeichnen

will, pflegt man zu sagen, daß die Frau „die Hosen an hat“. Aber man begegnet außerhalb des Faschings kaum jemals einer Frau, auf die sich dies kühne



Phot.: Jullien Frères.

Eine Dorfschönheit.

Bild anders als symbolisch anwenden ließe. In manchen ländlichen Gegenden aber kann man zu seiner Überraschung die Wahrnehmung machen, daß sich die Frau oft und gerne in männliche Kleidung stecken, und wenn auch der Ursprung dieser Gepflogenheit selbstverständlich nicht in demonstrativen Herrschgelisten des zarteren Geschlechts zu su-

chen ist, so kann man doch ganz sicher sein, daß in solchen Gegenden nichts von jener fürchterlichen „Knechtung des Weibes“ zu bemerken ist, von der unsere begeisterten Vorkämpferinnen der Frauenemanzipation uns so betrübliche Dinge zu erzählen wissen.

Der Einfluß der Kleidung auf unser Seelenleben ist tatsächlich viel größer, als es uns gemeinhin zu klarem Bewußtsein kommt. Der Mann im Sonntagsgewand pflegteinanderer zu sein als der im

Werktagskleide, und der jugendliche Barbiergehilfe, der auf dem Maskenball eine Offiziersuniform anlegt, fühlt sich unfehlbar für die Dauer einiger Stunden von höherer Selbstschätzung und gesteigerter Unternehmungslust erfüllt. Das sind Beob-



Phot.: Jullien Frères.

Auf dem Weg zum Markte.

achtungen, die man täglich sowohl an anderen wie an sich selber machen kann, und es ist darum auch nichts Verwunderliches oder Übertreibendes in unserer oben ausgesprochenen Behauptung.

Eine Frau, die Männerkleidung anlegt, sei es auch

aus keinem anderen Grunde, als weil sie ihr bei der Art ihrer Beschäftigung bequemer und zweckdienlicher erscheint, wird damit beinahe immer zugleich eine



Phot. Jullien Frères.

Waschfrau.

Steigerung des Bewußtseinsverfahren, dem Manne als Mitarbeiterin ebenbürtig zu sein, undes ist durchaus sicher, daß eine Frau in Männerhosen sich weniger leicht unterjochen und knechten läßt als eine in Unterröcken.

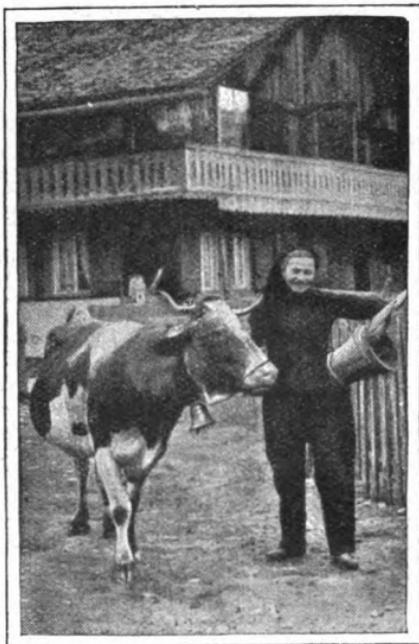
Ich will mich für die Richtigkeit dieser Hypothese nicht auf jene Beispiele berufen, die gewissermaßen nur verein-

zelte Ausnahmen darstellen, wie auf die halb männlich gekleideten Frauen und Mädchen in den belgischen Bergwerken oder auf die oft so grotesk anmutenden „schönen“ Sennerinnen Tirols, die ihrem Tagewerk der Bequemlichkeit halber gerne in weiten Leinen-

hosen nachgehen. Ich verzichte darauf, obwohl ich auch sie für mich sprechen lassen könnte, indem ich den zweifelnden Leser aufforderte, besagte Sennerinnen auf ihre weibliche Demut und Unterwürfigkeit hin zu studieren. Sehr viel schlagender und beweiskräftiger erscheinen mir vielmehr die Beobachtungen, die ich gleich manchen anderen entdeckungslustigen Reisenden in einigen abgelegenen Gegenden der Schweiz zu machen Gelegenheit hatte, und die ich durch die beigelegten Naturaufnahmen zu illustrieren versuche.

Um die Schweizer Landbevölkerung und ihre eigenartigen Lebensgewohnheiten kennen zu lernen, muß man freilich von der großen Touristenheerstraße abweichen und darf sich manche mühselige Wanderung in stille, weltferne Hoch-

täler nicht verdrießen lassen. Da wird man dann beinahe überall den Eindruck empfangen, daß die Schweizer Bauern und Hirten nicht zu denen gehören, denen der liebe Gott das tägliche Brot ohne ihr Zutun in den Mund wachsen läßt. Die Kargheit des Bodens und die Besonderheit der klimatischen Verhältnisse zwingt sie vielmehr zu steter und harter Arbeit, von



Phot.: Jullien Frères.

Ruhmagd.

deren Mühsal sich der Landmann in der fruchtbaren Tiefebene kaum eine Vorstellung machen kann.

Darum hat sich die Schweizer Bevölkerung auch von jeher in einzelnen Berghütten und Bauernhöfen, in winzigen Dörfern, Weilern und Flecken ansiedeln müssen, so daß das Land mehr als 3000 selbständige



Phot.: Jullien Frères.

Auf der Weide.

Gemeinden aufweist, von denen nur 54 mehr als 5000 Einwohner haben.

Das produktive Land nimmt in der Schweiz noch nicht ganz 75 Prozent des Gesamtareals ein, und davon entfallen auf eigentliches Ackerland nur 16 Prozent, während das übrige sich auf Weideland, Alpen, Wiesen und Wald verteilt, die 0,9 Prozent Nebland nicht gerechnet. Durch Bodenbeschaffenheit und Witterungsverhältnisse beschränkt, erzeugt der Ackerbau nicht einmal in der verhältnismäßig ertragreichsten

Hochebene eine dem Bedarf genügende Menge von Getreide, und der Landmann ist zur Fristung seines Daseins vornehmlich auf die Viehzucht angewiesen, die aus den angeführten Gründen ebenfalls um vieles mühseliger ist als die Viehzucht in der Ebene.

Da kann naturgemäß kein Familienhaushalt ohne eine der männlichen

Tätigkeit beinahe gleichwertige Mitarbeit des weiblichen Geschlechts bestehen, und es gibt Gegenden, wo die Arbeit der Frau sogar ohne allen Zweifel die wichtigere und ertragreichere ist. Solche Gegenden nun, solche einsame, weltabgelegene Hochtäler sind es vor allem, wo die Frau im buchstäblichsten Sinne des Wortes „die Hosen an zu haben“ pflegt, und wenn man schon bei der Betrachtung un-



Phot.: Jullien Frères.

Junge Mädchen auf dem Felde.

serer Bilder den Eindruck gewinnen muß, daß sie ihr gar nicht so übel anstehen, so kommt man angesichts der lebendigen Wirklichkeit gewiß noch viel weniger in Versuchung, Anstoß daran zu nehmen.

Ob wir die meist gut gewachsenen, frischen und kräftigen Frauen und Mädchen als Schnitterinnen im Getreidefelde, ob wir sie bei der Heumahd oder

im Ruhstall mit männlicher Gewandung angetan sehen, niemals fühlen wir uns von ihrer ungewohnten Tracht wie von einer lächerlichen Maskerade oder von einem Verstoß gegen die Gebote weiblicher Sitte angemutet. Aus der gebieterischen Notwendigkeit der Teilnahme an harter Männerarbeit erwachsen, ist die Gepflogenheit der männlichen Kleidung nichts anderes als ein bezeichnendes Charakteristikum für die soziale Stellung der Frau, die sich auch im Familienleben auf die erfreulichste und wohlthuendste Weise offenbart.

Haben wir erst einmal einige Tage oder Wochen inmitten dieser urwüchsigen, biederen, arbeitsamen und ordnungsliebenden Bergbevölkerung zugebracht, so finden wir sicherlich auch nichts Befremdliches mehr darin, wenn wir einer zu Markt gehenden älteren Frau mit der Tabakspfeife im Munde begegnen oder einer auf ungesatteltem Pferde im Herrensitz dahertrabenden Matrone, die eine Stunde später ihren hausfraulichen oder mütterlichen Pflichten sicherlich in echt weiblichem Geiste nachkommen wird.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein Eisenbahnabenteuer. — Es mag ungefähr fünf oder sechs Jahre her sein. Ich saß an einem heißen Augusttage im Wartesaal des Buchananstreet-Bahnhofs zu Glasgow und erwartete die Ankunft des Mittagzuges, der mich heim nach Cairngorm führen sollte.

Es war ein sehr heißer Sommer, und die Spalten der Tagesblätter berichteten täglich über durch Hitzschlag hervorgerufene Erkrankungen und Todesfälle.

Im Wartesaal war außer dem Büfettfräulein und meiner Wenigkeit niemand weiter anwesend, falls man nicht die unzähligen Fliegen hinzunehmen will. Um die Zeit nützlich hinzubringen, langte ich nach der Zeitung, denn bis zum Abgange des Zuges blieb mir noch eine Viertelstunde.

Natürlich waren die Spalten wieder mit Hiobsposten über die große Hitze gefüllt. In London waren dreißig Personen dem Hitzschlage erlegen, in Glasgow waren gar zwei Menschen durch die Hitze irrsinnig geworden. Wie ich noch darüber nachdachte, wie gräßlich es wäre, auf solche Weise den Verstand zu verlieren, fiel mein Blick auf das Wörtchen Cairngorm. Die Notiz lautete: „An die Einwohner der Stadt Cairngorm! Heute abend wird sich der berühmte spanische Professor der höheren Magie Abra Cadabra erlauben, in der städtischen Singspielhalle eine seiner wunderbaren Zaubervorstellungen zu veranstalten. Anfang acht Uhr. Um zahlreichen Besuch bittet der Veranstalter.“

„Wird auch was Rechtes sein,“ dachte ich, denn ich hatte nie viel für reisende Taschenspieler übrig und war jetzt schon fest entschlossen, die Vorstellung nicht zu besuchen. Ich war Bürgermeister des Städtchens, spielte eine tonangebende Rolle, und wenn ich die Vorstellung nicht besuchte, hielten sich wohl auch die übrigen Honoratioren fern.

„Nach Cairngorm und Ardivallah!“ rief draußen der Portier.

Ich legte die Zeitung weg, erhob mich und trat auf den Bahnsteig hinaus. Der Zug donnerte in die Halle, und ich suchte mir ein Wagenabteil zweiter Klasse aus.

Das Abfahrtsignal wurde gegeben, langsam begannen sich die Räder zu drehen, da stürmte noch atemlos ein verspäteter Reisender auf mein Abteil los, riß die Tür auf und ließ sich mir gegenüber keuchend in die Rissen fallen.

Eine Weile saßen wir uns schweigend gegenüber.

„Dieser Zug fährt doch nach Cairngorm?“ nahm der Fremde das Gespräch auf.

Ich beantwortete die Frage nur mit einem bejahenden Kopfnicken, denn ich knüpfe nicht gern Reisebekanntschaften mit fremden Menschen an.

„Sie wollen auch nach Cairngorm?“ spann mein Reisegefährte das Gespräch weiter.

„Jawohl,“ erwiderte ich kurz. „Ich bin der Bürgermeister von Cairngorm.“

Der Fremde stieß nur ein leichtes „Ah!“ aus, über dessen Bedeutung ich mir weiter keine Gedanken machte.

Alles war still um uns her. Ich schloß die Augen. Mein Reisegenosse tat desgleichen. Er schien bald eingeschlafen zu sein; wenigstens hielt er die Augen geschlossen, wie ich durch einen verstohlenen Blick feststellte.

Diese Entdeckung gab mir Mut, mein Gegenüber näher ins Auge zu fassen. Seiner Kleidung nach gehörte er entschieden den besseren Ständen an. Das scharfgeschnittene Gesicht hatte eine südlich bräunliche Farbe, und seine schlanken, wohlgepflegten Hände schmückten ein paar kostbare Ringe.

Besondere Beachtung verdiente auch seine Krawattennadel; sie bestand aus dem ganz aus Diamanten zusammengesetzten Buchstaben „N“ und einer darüber angebrachten Krone.

Ein kostbares Stück war es. Ich bin in solchen Sachen Kenner und lasse mich nicht durch Nachahmungen täuschen.

Wenn ich noch hinzufüge, daß er eine quer über die weißseidene Weste gehende schwergoldene Uhrkette trug, daß seine

Füße in tadellosen Lackstiefeln stecken, wird man verstehen, daß meine Prüfung durchaus zu seinen Gunsten ausfiel.

Da der Fremde plötzlich eine Bewegung machte, wandte ich schnell den Kopf nach dem Fenster, denn es war ja nicht nötig, daß er sich beobachtet sah. Wir hatten jetzt ungefähr ein Drittel der Fahrt hinter uns. Bis zur Ankunft in Cairngorm, der ersten Station, die der Zug berührte, konnte noch reichlich eine halbe Stunde vergehen.

Ich fühlte mich nun schon gar nicht mehr so abgeneigt, mit dem Fremden ein Gespräch zu beginnen, denn einerseits war an Schlafen bei dieser Hitze doch nicht zu denken, und dann packte mich auch die Neugier, zu erfahren, was der vornehme Reisende in meiner stillen Vaterstadt wollte.

Unwillkürlich wandte ich ihm das Gesicht zu, senkte aber sofort wieder den Blick, denn unsere Augen hatten sich zufällig getroffen.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber ein unbehagliches Gefühl, von dem ich mir im ersten Augenblick keine Rechenschaft ablegen konnte, überfiel mich, als des Unbekannten Blicke so fest auf mir ruhten.

Er hatte große dunkle, fast schwarze Augen, in denen es wie verborgenes Feuer loderte.

Da begann er plötzlich halblaut zu sich selbst zu sprechen. Er zog einen der prächtigen Brillantringe vom Finger und ließ ihn in der Sonne blitzen. Da er seine Stimme etwas erhob, konnte ich jedes seiner Worte deutlich verstehen.

Unterdrückte Trauer tönte aus seinen Worten, als er murmelte: „Du bist mir sehr teuer, mein lieber Ring. Der König von Spanien machte dich mir zum Geschenk.“ Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann mit düsterer Entschlossenheit fort: „Nichtsdestoweniger hast du jetzt deine Schuldigkeit getan und mußt fort!“

Dieses sagend hob er langsam den Ring zwischen den Fingerspitzen und schleuderte ihn zum Wagenfenster hinaus.

Wie gebannt hingen meine Augen an seiner Hand und folgten jeder ihrer Bewegungen. Rein Zweifel, er hatte ein Vermögen zum Fenster hinausgeworfen.

Ehe ich meine Gedanken noch recht zu sammeln vermochte, begann er schon wieder, die Krawattennadel hervorziehend: „Auch du bist ein köstliches Andenken. Zar Nikolaus von Rußland überreichte dich mir einst persönlich in Peterhof. — Doch es hilft nichts, auch du mußt fort!“

Wieder erhob er die Rechte, und ich glaubte noch zu sehen, wie die lange goldene Nadel glitzernd durch die Luft flog.

Ein kalter Schweiß trat auf meine Stirn, und ich fühlte das ungestüme Pochen meines erregten Herzens. Kein Zweifel, jener Unglückliche war, ein Opfer der Hitze, wahnsinnig geworden, und ich war verurteilt, mehr als eine halbe Stunde hier allein mit ihm im Wagen zu verweilen.

Verzweifelt suchten meine Augen nach der Notbremse. Sie befand sich am entgegengesetzten Ende des Wagens, und um sie zu erreichen, hätte ich an dem Herrn vorbei müssen. Gewiß würde er sich auf mich, den Waffenlosen, gestürzt haben, falls ich Miene machte, seiner Gesellschaft zu entweichen.

Mein Reisegefährte schien gar nicht zu bemerken, welchen Eindruck sein Benehmen auf mich machte. Ruhig zog er die dicke goldene Uhr, löste die schwere Kette und betrachtete beide Gegenstände wehmütig.

„Hollands junge Königin verehrte euch mir,“ flüsterte er, „und ich habe große Stücke auf euch gehalten. Aber ihr müßt den anderen folgen!“

Wieder hob er den Arm, und Uhr nebst Kette flog auf Nimmerwiederssehen davon.

Mit einer Art mit Grauen gemischter Neugier beobachtete ich sein Tun. Zuletzt wich das lähmende Furchtgefühl ganz dem spannenden Erwarten: was wird nun wohl an die Reihe kommen?

Der Wahnsinnige schien jetzt so ziemlich alles, was wertvoll war, zum Fenster hinausgeschleudert zu haben. Er blieb einen Augenblick in Nachdenken versunken sitzen. Aber dann bligte es in seinen dunklen Augen auf, und von einer neuen Idee erfaßt, zog er seine wohlgefüllte Börse hervor.

Wie um sich noch einmal an ihrem Inhalte zu erbauen, öffnete er sie, und ich konnte erkennen, daß sie bis oben voll Goldstücke war.

„Um Gottes willen,“ dachte ich, „er wird doch nicht das schöne Geld fortwerfen!“

Aber schon murmelte er verächtlich: „Du erinnerst mich nur an meiner Hände Arbeit und bist kein Fürstengeschenk. — Ach, Gold ist nur Schimäre!“

Rasch näherte er seine Hand dem offenen Fenster. Schon wollte ich aufspringen und ihm in die Arme fallen, da befand ich mich noch zu rechter Zeit, daß ich es ja mit einem Wahnsinnigen zu tun hatte, und daß mir eine unbesonnene Bewegung vielleicht das Leben kosten konnte.

Schlaff sanken mir die Arme am Körper nieder. Ich mußte ruhig zusehen, wie auch die umfangreiche Börse zum Fenster hinausflog.

„Laß den Narren!“ dachte ich. „Wenn er sein Eigentum mit Gewalt los sein will, so mag er!“

Plötzlich durchzuckte mich ein jäher Schreck. Hatte der Wahnsinnige nicht schon alle seine Kostbarkeiten, ja sogar sein Bargeld geopfert? — Wie, wenn er Vergnügen an diesem eigenartigen Spiel fand und sich nach anderen Wertfachen umsah.

Ich zitterte in Gedanken daran. Ich führte eine größere Summe mit, und meine Uhr war ein kostbares Erbstück meines Vaters.

Scheu glitt mein Blick nach der Westentasche. Warum hatte ich Unglücklicher auch vergessen, meinen Rock zuzuknöpfen? Wenn der Herr die blanke Kette sah, erwachte seine seltsame Leidenschaft sicherlich von neuem.

Vorsichtig tastete ich mit der Hand nach unten und schloß die untersten Rockknöpfe. Mein Gegenüber hatte es nicht bemerkt, sondern saß bewegungslos und starrte auf die Spitzen seiner Lackstiefel.

Sehnsüchtig sah ich mit schnellem Seitenblick zum Fenster hinaus, aber die vorüberfliegende Landschaft verriet mir, daß noch mehr als eine Viertelstunde vergehen würde, ehe Cairngorm und damit das Ende meiner verzweifelten Situation erreicht war.

Tiefes Schweigen herrschte im Abteil, und ich glaubte mein

Herz klopfen zu hören. Immer weiter rollte der Zug durch die sonnenbeschienenen Fluren, immer näher rückte der Augenblick meiner Erlösung.

Schon erblickte ich von ferne die Türme Cairngorms, da begann mein Gegenüber plötzlich wieder zu sprechen. Mit dem Tone eines verzogenen, weinerlichen Kindes stieß er hervor: „Und ich kann den Ring doch nicht missen! Was wird der König sagen, wenn ich sein Geschenk nicht mehr habe. — Es muß wieder her!“

Ungestüm streckte er die Hand zum Fenster in die offene Luft hinaus — ich hätte beschwören mögen, daß sie leer war.

Im nächsten Augenblick bligte der Solitär wieder an seinem Finger.

Genau so ging es mit der Uhr, der Krawattennadel und der Börse. Er griff einfach mit der Hand in die Luft hinaus und hielt die vorhin fortgeworfenen Gegenstände wieder zwischen den Fingern.

Ich habe gewiß nicht besonders geistreich ausgesehen, denn plötzlich wandte er sich mit einem leichten Lächeln an mich.

„Nur eine Probe, Herr Bürgermeister! — Mein Name ist — ah, Sie werden es ja wissen, Sie haben ja meine Visitenkarte in der linken Brusttasche!“

In diesem Augenblick rollte der Zug in die Bahnhofshalle von Cairngorm. Mein Reisegefährte machte eine artige Verbeugung, öffnete die Tür und war wie der Blitz verschwunden.

Ganz betäubt blieb ich sitzen, und unwillkürlich tastete meine Hand nach der linken Brusttasche.

Ein länglicher, harter Gegenstand, der vorhin nicht darin gewesen war, steckte in der Tasche. Ich zog ihn heraus — und meine Überraschung war nicht gering, als ich erkannte, daß es eine zierlich geflochtene Zigarrentasche war, die in sauberer Goldprägung die Worte trug: „Zur Erinnerung an Abra Cadabra.“

Einen Augenblick war ich verblüfft. Dann aber stieg ich lachend aus.

Am Abend saß ich in der Vorstellung, der halb Cairngorm auf meine Empfehlung hin beiwohnte.

W. G. S.

Wie die Franzosen vor vierzig Jahren über die Deutschen dachten. — Als vor vierzig Jahren die Gewitterwolken aufstiegen, die sich dann in dem deutsch-französischen Kriege entluden, waren die Franzosen in einer unglaublichen Täuschung über die deutschen Verhältnisse befangen. Diese Verblendung hat aber sicher nicht wenig dazu beigetragen, daß Frankreich von dem deutschen Ansturm völlig überrascht wurde und sich Niederlage an Niederlage schloß. Deshalb ist es jetzt, da die Erinnerung an unsere Siege von neuem gefeiert wird, von besonderem Interesse, auf die Vorstellungen, die sich die Franzosen vor und während des Krieges von uns machten, zurückzublicken und die Zeitungsstimmen aus dieser Periode, sowie die Ansichten und Berichte führender Männer an uns vorüberziehen zu lassen.

Völlig unklar war man sich über die Bundestreue der deutschen Fürsten und die Gesinnung der Bevölkerung in den einzelnen deutschen Landesteilen. Vom Großherzog von Baden meldete im Juli 1870 die Zeitung „Charivari“, daß er zwar von Bismarck beherrscht werde, aber das badische Volk verabscheue die Preußen und werde voraussichtlich abfallen. In der „Patrie“ hieß es sogar, daß in Karlsruhe ein Aufbruch ausgebrochen sei, weil die Regierung nicht zu Frankreich hielte. Andere Zeitungen, wie der „Gaulois“, berichteten, die badischen Soldaten hätten von den Preußen mit Kolbenstößen in die Eisenbahnwagen gedrängt werden müssen, und die badischen Frauen bewürfen die preussischen Truppen mit Steinen. Zudem wüte eine Hungersnot, so daß 700 Badener die Grenze überschritten hätten, um dem Hungertod zu entgehen. Die württembergischen Soldaten wiederum sollten sich selbst verwunden, um nicht in das Feld rücken zu müssen. Von Bayern wurde versichert, daß es niemals Preußen unterstützen und sein Heer zur Befriedigung des preussischen Ehrgeizes hergeben werde. Ferner sollte sich der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz geweigert haben, gegen Frankreich zu marschieren. In Hannover sollten nach einer Mitteilung des „Gaulois“ alle kriegstüchtigen Männer außer Landes gebracht worden sein, weil man einen Aufstand befürchte, und die eingezogenen

Hannoveraner würden nur als Reserve aufgestellt. Ebenso unzuverlässig sollte Schleswig-Holstein sein.

Nicht besser ging es nach den französischen Zeitungen in Berlin zu. Der „Figaro“ schrieb, daß in einer Woche 200 Menschen aus Kriegsfurcht gestorben seien. Mehrere Monate nach dem Ausbruch des Krieges meldeten dann die Pariser Zeitungen, 3000 Frauen seien in langen Trauerkleidern unter die Fenster der Königin gezogen und hätten den Ruf erhoben: „Frieden! Frieden!“ Allein in Berlin seien 14,000 Frauen zu Witwen und 29,000 Kinder durch den Krieg zu Waisen gemacht. Die Unzufriedenheit wachse immer mehr und wende sich mit Drohungen gegen die Königin. Verschiedentlich seien Personen, die sich an dieser Bewegung beteiligt hätten, sofort hingerichtet worden. Ferner hätten die letzten Aushebungen Aufstände verursacht. Die Redakteure von Zeitungen, die die furchtbaren Verluste veröffentlicht hätten, seien ins Gefängnis geworfen worden. Endlich habe sich eine geheime Gesellschaft unter dem Namen „Die Rächer der Waisen“ gebildet, die das Wiedervergeltungsrecht an dem König, Bismarck und Moltke üben wolle.

Eine sehr geringe Meinung hatte man von der Tüchtigkeit des deutschen Heeres. Geradezu drollig ist die Schilderung, die Ch. Hugo, der Sohn des bekannten Dichters Viktor Hugo, kurz nach der Kriegserklärung in der Zeitung „Rappell“ gab. „Als ich vor einigen Jahren in Trier war,“ berichtet er, „sah ich ein preußisches Regiment vorbeimarschieren. Es sieht sich lächerlich, wild und beunruhigend an. Die Pickelhaube bringt uns zum Lachen. Nichts Fremdartigeres und Spahhafteres gibt es als ein so schreckliches, mit Blikableitern behelmtes Regiment. Man glaubt, bei einem Kriegstarnival zu sein. Der Soldat ist ein als Kriegsgott ausgestaffierter Harlekin. Vor dem Regiment schreitet der Stabstrompeter. Es ist ein buntschedig gepuhter, tänzelnder Bursche, der wie wahnsinnig in ein Blechinstrument bläst. Hinter dem Stabstrompeter kommt die Musik mit ihren Pfeifen, Hörnern und flachen Trommeln. Es ist ein höllisches Orchester. Alles Lärmen und Toben klingt wütend in einer wirren Sinfonie zusammen. Hinter

der Musik marschirt der Oberst, eine ganz unmögliche Gestalt. Er trägt eine andere Uniform als die des Regiments; sie ist verbrämt, vergoldet und bestickt. Daran schließen sich seine Adjutanten, hochfahrende und unbärtige junge Herren. Nach dem Stabe ändert sich das Schauspiel. Das Gepränge muß der Zucht weichen. Der Hauptmann ist ein Veteran von fünfzig Jahren. Ein langer, grauer Bart bedeckt Mund und Kinn. Er ist in seiner straffen, bis an den Hals zugethüpften Uniform wie in einer Säbelscheide eingeklemmt. Hinter dem Hauptmann rückt die Kompanie in drei Gliedern heran. Die Soldaten bewegen sich wie Maschinen. Sie sind blaß und erschöpft, im Gehorsam verknöchert und durch die Disziplin betäubt. Hinter jeder Kompanie geht der Unterleutnant, der das Auge stets beobachtend auf die Mannschaften richtet. Wenn ein Knopf fehlt, setzt es nach der Rückkehr in die Kaserne Hiebe. Kein Wort wird in den Gliedern laut, kein Blick schweift zu den Fenstern empor. Die Hauptleute, Leutnante und Soldaten sind wie aus Holz geschnitzt. Sie tragen nichts von dem Selbstbewußtsein des menschlichen Willens zur Schau.“

Noch schlechter wurde die Landwehr beurteilt. Von ihr behaupteten französische Zeitungen, wie der „Gaulois“ und die „France“ im Juli 1870, daß sie sich in völliger Zerrüttung befände und, da die Verpflegung mangelhaft sei, von Raub und Plünderung lebe. Die Landwehrleute seien durchweg Feiglinge, die die Gewehre wegwürfen und nur den Wunsch hätten, gefangen zu werden. Deshalb gäben sie auch an der Grenze ihre Waffen an die Zollhäuser ab, die so zu kleinen Arsenalen würden.

Gänzlich unbrauchbar sollte der Landsturm sein. Im „Figaro“ wurden die Landsturmmänner folgendermaßen geschildert: „Es sind Greisenhäupter. Sie marschieren leicht vorgebeugt, und ihr Kopf wackelt unter dem Helm. Diejenigen, welche noch Haare haben, zeigen sie mit Stolz, die keine mehr haben, tragen dafür eine schwarzseidene Mütze. Von Zeit zu Zeit bleiben sie auf dem Marsche stehen, um in die Tabakdose zu greifen. Man erfaßt die Priese, beriecht sie, schnupft und niest, alles auf Kommando. Dann setzt das Bataillon

den Marsch fort. Bald aber macht man wiederum halt. Auf Kommando werden die Brillen von der Nase genommen und die Taschentücher herausgezogen. Mit den Tüchern pußt man die Brillengläser und zugleich die feuchte Nase. Darauf wird nach Griffen das Tuch wieder in die Tasche gesteckt und die Brille aufgesetzt.“

Als dann aber an den deutschen Siegen nicht mehr zu zweifeln war, suchte man wenigstens die Ehrenhaftigkeit der deutschen Truppen herabzusehen. Besonders erbittert war man auf die Alanen. Das „Journal de Paris“ berichtete über sie: „Die Alanen sind Freibeuter, die keinem General folgen, sondern sich auf eigene Kosten ausrüsten und unterhalten. Sie kämpfen nur des Gewinnes wegen. Niemals trifft man unter den Alanen auf einen Menschen von guter Erziehung oder auf einen Offizier, der Aussichten auf Beförderung hat. Sie rauben bei uns, und der Kampf ist die Bedingung ihrer Existenz. Deshalb löst man sie nach der Beendigung eines Krieges auch sofort wieder auf.“

Einen gewissen Trost schien man darin zu finden, daß man über König Wilhelm die unsinnigsten Gerüchte verbreitete. Ende August teilte die Zeitung „National“ ihren Lesern mit: „Der König Wilhelm ist geistesgestört! Die heftigen Gemütsbewegungen über die Kämpfe, in denen die Blüte des preußischen Adels niedergemäht wurde, hatten bereits vorher seinen Verstand erschüttert, der nun den fürchterlichen Schreckensszenen, die die Vernichtung der Kavallerie in den Steinbrüchen von Saumont mit sich brachte, nicht mehr gewachsen war. Der Zustand des Königs ist möglichst lange verheimlicht worden. Bismarck ist in aller Eile zur Königin Augusta gereist, um sie über den entsetzlichen Schlag zu unterrichten, ist dann aber schnellstens in das Hauptquartier zurückgekehrt, damit er die Rückreise des Königs nach Preußen verhindere.“

In ähnlicher Weise äußerte sich der „Figaro“. „Ein Brief,“ hieß es da, „gibt uns neue Einzelheiten über den schon gemeldeten Irzsin des Königs von Preußen. Danach handelt es sich um ein Familienleiden, dessen Ausbruch durch die

Niederlagen herbeigeführt wurde. Man versichert uns, daß König Wilhelm durch Heidelberg gekommen und von zwei höheren Offizieren nach Berlin geleitet worden ist. Sein zur Tobsucht neigender Irrsinn hat sich zuerst durch sonderbare Launen, wie die Abschiebung des Generals v. Steinmetz nach Preußen, bemerkbar gemacht. Der Kronprinz soll nur noch die Ankunft des Generals v. Manstein abwarten, um sich nach Berlin zu begeben und dort den irrsinnigen König zu pflegen. Die von Bismarck benachrichtigte Königin hatte den General v. Löwenfeld ins Hauptquartier gesandt, der nur die Tatsache des Irrsinns bestätigen konnte.“

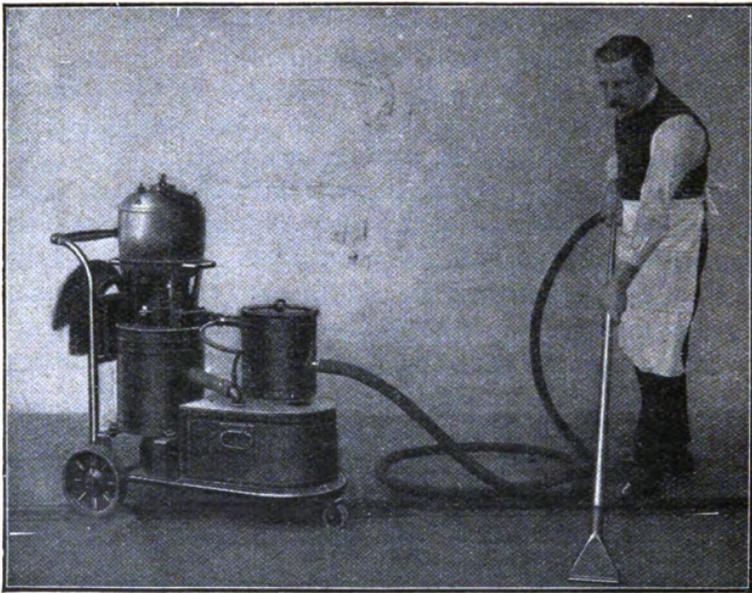
Allmählich, als die deutschen Truppen in die größeren Städte einrückten und man sie in ihren Quartieren beobachten konnte, wurden die Urteile gerechter und anerkennender. „Der schwere, regelmäßige Schritt,“ bemerkte ein Beobachter von einem einziehenden Regiment, „bei dem sich alle Beine wie von einer Feder geschnellt gleichmäßig heben und senken und bei dem sich alle Arme gleichzeitig bewegen, verleiht der ganzen, von Bajonetten starrenden Truppe ein unwiderstehliches, kriegerisches Aussehen.“

Erstaunlich kam den Franzosen der Appetit der deutschen Soldaten vor. Namentlich erschien ihnen die Landwehr unerfättlich. „Eine Schweinefettsuppe, ein Stück Schweinefleisch mit Kartoffeln, ein Stück Käse und eine Elle Blutwurst“ war erforderlich, um den Hunger der Landwehrleute zu stillen. Dazu wurde dann „ein Salat mit Essig genossen, so sauer, daß er Felsen spalten konnte“.

Großen Eindruck machte die Bildung der Deutschen. „Ich wußte schon,“ äußerte sich darüber der Militärarzt Monod, „vor dem Kriege, wie hoch die Durchschnittsbildung in Deutschland war, aber ich ahnte nicht, wie sehr die allgemeine Bildung den Geist dieses Volkes entwickelt hatte. Fast alle Soldaten hatten Notizbücher, worin sie Bemerkungen über den Feldzug eintrugen. Dazu lasen sie gern und konnten alle schreiben. Mit fast allen konnte ich interessant plaudern, und die Genauigkeit der mir gegebenen Antworten bewies mir, daß der kritische Geist, der den Ruhm der deutschen Wissenschaft ausmacht, in alle Schichten eingedrungen war.“

Endlich sei noch das Lob erwähnt, das dieser Beobachter den deutschen Ärzten und Krankenpflegern erteilt. „Bei den Mitgliedern der deutschen Feldlazarette haben wir fast brüderliche Gefühle angetroffen. Sie waren stets bereit, uns mit allen Kräften zu helfen, und ihre Aufopferung kannte keinen Unterschied zwischen den Soldaten der beiden Völker.“ Th. S.

Neue Erfindungen. I. Entstäubungspumpe. — Die Entstäubungspumpe dient zur Fortnahme des Staubes



Entstäubungspumpe.

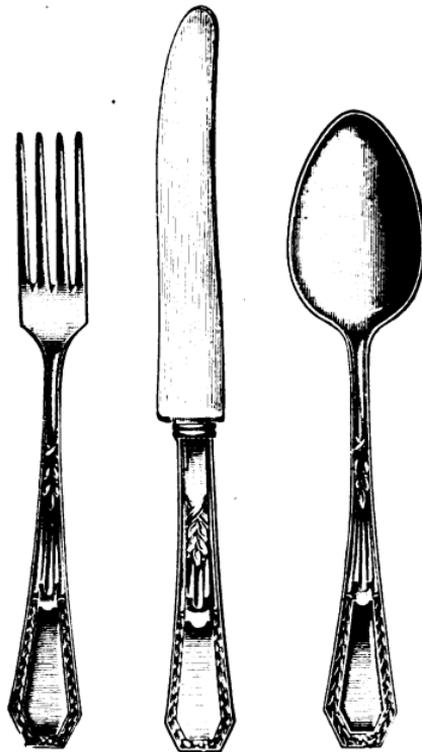
aus unseren Wohnräumen und muß als eine bedeutungsvolle Errungenschaft der Technik bezeichnet werden, denn die bisherigen Reinigungsmethoden haben sich als ungenügend, unhygienisch, unwirtschaftlich und lästig erwiesen, da sie das Abnehmen, Reinigen und Wiederanbringen von Portieren und Vorhängen, das Transportieren und Klopfen von Teppichen und Möbeln erfordern und diese durch raue Behandlung einer starken Abnützung aussetzen. Der Lärm, den das Klopfen der Teppiche verursacht, macht sich besonders unangenehm bemerk-

bar, außerdem ist das Aufwirbeln des Staubes, das Abstauben der Möbel überhaupt keine Reinigung, da der in die Luft gejagte Staub sich bald wieder senkt und den früheren Zustand wiederherstellt.

Mit der Entstäubungspumpe der Siemens-Schudert-Werke in Berlin SW 11 fallen alle diese Nachteile fort. Die Pumpe arbeitet geräuschlos und saugt den Staub in sicherer und vollständiger Weise aus Teppichen und Möbeln, aus allen Ecken und Winkeln und erstreckt sich auch auf solche Stellen, die bei dem früheren Verfahren einer Reinigung unzugänglich waren; es findet kein Aufwirbeln des Staubes statt, und die Reinigung ist daher in hygienischer Beziehung die denkbar vollkommenste.

Die Wirkung der Pumpe ist ganz außerordentlich, denn sie saugt durch die Öffnung des Staubsaugers einen Luftstrom ein, der sämtliche auf seinem Wege lagernden Staubteile mit sich reißt und feste Körper in einem Siebtreisel, durch den der Staub selbst ungehindert hindurchgeht, zurückhält. Die Pumpe ist fahrbar und wird von einer einzigen Person bedient.

II. Besteckmuster Louis XVI. — Es ist bekannt, daß in feineren Kreisen auf ein stilgerechtes Besteck, das zur



Besteckmuster Louis XVI.

Wohnungseinrichtung paßt, immer mehr Wert gelegt wird. Diesem Rechnung tragend, hat die

Industrie sich bemüht, Tafelbestecke zu schaffen, die sowohl in künstlerischer Auffassung, als auch durch Verwendung nur besten Materials geradezu erstklassige Fabrikate darstellen. Wir erwähnen hier die bekannten Ausführungen: Fadenumster, Spatenmuster, Perstrand- und Perlenmedaillonmuster, Bestecke mit Schildverzierung, in Empireform, mit modernem Flächenmuster, Blumenmuster, Ährenmuster, Renaissance- und Rokokoſtil usw., die, ausgeführt in Solinger Stahl und Silber, ideale Tafelbestecke darstellen.

Als ein neues Muster muß das umstehend abgebildete Tafelbesteck im Stil Louis XVI. betrachtet werden, das die Firma Ed. Deetjen in Straßburg in den Handel bringt. Dieses Muster bietet den außerordentlichen Vorteil unübertroffener Stabilität und erscheint in sanitärer Hinsicht durch die chemisch reine Silberauflage besonders empfehlenswert, der jede fremde Beimischung fehlt und die dem massiven Silber, das ein Fünftel Kupfer enthält, deshalb entschieden vorzuziehen ist. Die doppelte Handpolitur, die unter schärfster Kontrolle hergestellt wird, bietet Gewähr für ein unbedingt tadelloses Fabrikat, ebenso die Messerklingen, hergestellt aus feinstem Solinger Stahl; auch ist dafür Sorge getragen, daß die Befestigung der Klingen durch ein neues Verfahren derartig ist, daß ein Herausgehen oder Loderwerden selbst bei längerem Liegen in kochendem Wasser gänzlich ausgeschlossen ist.

Ein Menschenfreund als Henker. — Frank C. Johnston aus New Orleans übte zwanzig Jahre lang in den Südstaaten den Beruf des Henkers aus. Er war eine eigenartige Persönlichkeit, die nur durch Menschenliebe zu jenem graußigen Berufe getrieben wurde, dessen Obliegenheiten die Mitwelt meist mit einem dunklen Schauer erfüllen.

Johnston stammte aus guter Familie. Er bezog die Universität, um Theologie zu studieren, und war einst Zeuge einer Hinrichtung, bei der der Henker seiner nervösen Erregung nicht Herr werden konnte. Mit zitternden Händen versuchte er vergeblich seines Amtes zu walten und quälte den Hinzurichtenden entsetzlich. Johnston wurde von Mitleid ergriffen und erbot sich, den Leiden des Verurteilten ein kurzes Ende

zu machen. „Ich erhängte,“ so erzählt er in seinen „Erinnerungen“, „den Neger, und ich glaube, ich erwies ihm damit den besten Dienst.“

Er beobachtete nun das Treiben der in den Südstaaten wirkenden Henter, die mit kümmerlicher Kenntnis ihres Amtes die von der Gesellschaft zum Tode Verurteilten dreifache Qualen erdulden ließen; er begann die Hinrichtungsmethoden systematisch zu studieren und überwand mit eiserner Willenskraft das Grauen und den Widerwillen, die ihn immer wieder zu übermannen drohten. Sein Urteil über die besten Hinrichtungsarten und sein Eingreifen bei der Erhängung jenes Negers in Mississippi hatten seinen Namen im Süden der Union bald bekannt gemacht, und nun empfing er zahlreiche Anfragen, in denen die Justizbehörden ihm antrugen, die Hinrichtungen zu übernehmen. „Ich ging lange mit mir zu Räte, aber schließlich überwand ich meine Abneigung und beschloß im Interesse der armen Teufel, die doch nun einmal gewaltsam sterben sollten, das Amt auf mich zu nehmen.“

Seitdem hat Johnston dreiundvierzig Hinrichtungen vollzogen, einige Male in Florida, zumeist jedoch in Louisiana und Mississippi. „Ich kann sagen, daß ich fast immer meinen Beruf mit bestem Erfolg ausübte. Nur einmal brach dem Verurteilten nicht sofort das Genick. Es war der Neger Jack Pierre, der einem Polizisten die Gurgel abgeschnitten hatte und außerdem wegen Abschachtung eines kleinen Jungen zum Tode durch den Strang verurteilt war. Es war seine eigene Schuld, wenn die Hinrichtung bei ihm nicht ordnungsgemäß verlief, denn beim Anlegen der Schlinge warnte ich ihn zweimal, sich nicht zu bewegen. Im letzten Augenblick aber bewegte er sich doch, und die Schlinge rutschte vom Rücken zum Hinterkopf hinauf. Er hat übrigens nicht gelitten, denn er war sofort bewußtlos.“

Für jede Hinrichtung empfing Johnston dreihundert bis fünfhundert Dollar, je nach Umfang der Reise und der Arbeit, die ihm bei Errichtung des Galgens oblag. Aber nie verwendete er einen Cent des durch das graufame Amt verdienten Geldes für sich. Seinen Reinerdienst wendete er vielmehr wohlthätigen Stiftungen und der Unterstützung Bedürftiger zu.

„Wenn ich ein Honorar annehme, so geschieht es nur, um meine eigenen Auslagen und die in meinem Berufe verlorene Zeit zu decken.“ Denn Johnston betonte ausdrücklich, daß er sein Henkersamt nicht als einen Beruf betrachte; er verfügte über eine Anzahl von Pferden und Wagen, deren Vermietung ihm ein völlig ausreichendes Einkommen zum Unterhalt seiner Familie sicherte.

In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit philosophischer Lektüre; er hat auch einen automatischen Galgen erfunden, bei dem der Henker vorher ein Uhrwerk einstellt und so gewissermaßen nur mittelbar den Tod des Opfers herbeiführt.

Aber wenn auch Johnston den Tod durch den Strang für den mildesten und schmerzlosesten hielt und von der elektrischen Hinrichtung nichts wissen wollte, so war er doch der Vorkämpfer einer anderen Todesart, die er erfunden hatte, um den Verurteilten die Schrecken der letzten Stunden zu mildern. Denn in den umständlichen Vorbereitungen zur Hinrichtung sieht er nur Überbleibsel barbarischer Zeiten und eine überflüssige Folter für die Unglücklichen, die nach dem Spruch der Richter sterben sollen. Er hat eine Zelle konstruiert, die unauffällig mit Gas gefüllt werden kann, und als das Ideal der Hinrichtung sieht er dieses Verfahren an, bei dem die Todeskandidaten im Schlafe, ohne Schmerz und ohne Bewußtsein, ins Jenseits eingehen — durch einen kleinen Handgriff, der Gas in die Zelle des Schlafenden einströmen läßt. O. v. B.

Die Fabel vom philosophischen Storch. — Ein Storch grübelte viel über die im Reiche der Vögel bestehende Ungleichheit. Ihn ärgerten die Enten, die im schmutzigen Tümpel unter ihm lebten, die Adler, die auf den wilden Felsen horsteten, und die Nachtigallen, die im Gebüsch ihre Nester bauten. Endlich kam er zu dem Schluß, daß die Erziehung allein die Ursache dieser Mißstände sei. So flog er denn umher und bat sich von der Ente, dem Adler und der Nachtigall je ein Ei aus, um, wie er sagte, einen für die Vogelwelt wichtigen Versuch zu machen, durch den die Gleichheit aller fliegenden Geschöpfe gesichert würde.

Dann brütete er seine Pflegebefohlenen sorgfältig aus. Und siehe: das kleine Entchen war kaum flügge, so flog es davon, stürzte sich kopfüber in den Tümpel und begann lustig zu schwimmen, der kleine Adler flog hinauf in die Felsen und kam nicht wieder, die Nachtigall aber starb, denn sie konnte die Storchnahrung nicht vertragen.

Der Storch klapperte nun in tiefen Gedanken. Daß er sich geirrt haben könne, gab er nicht zu, war er doch ein weiser Mann, und so sagte er, unbelehrt durch den Mißerfolg seiner genialen Probe: „Das Prinzip ist dennoch richtig, ich muß nur nach einer neuen Methode suchen. Ehe nicht alle Vögel Störche sind, ist ein Fortschritt im Vogelreich unmöglich.“

So sinnt der Philosoph heute noch auf die neue Methode.

E. E.

Schießvorschrift im sechzehnten Jahrhundert. — Unsere modernen Repetiergewehre, bei denen wenige Griffe genügen, um sie zu laden und abzufeuern, lassen es nicht ahnen, mit welcher Umständlichkeit der Gebrauch der Handfeuerwaffen verknüpft war, die zuerst im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts allgemeinen Eingang in die europäischen Heere fanden. Es war die Muskete, der noch heute unsere Musketiere ihren Namen verdanken.

Die Muskete hatte ein Luntenschloß. Das Luntenschloß war mit einem drehbaren Hahn versehen, in dessen Mundhöhle ein Stück der brennenden Lunte geklemmt wurde. Durch einen Druck am Abzuge wurde die Lunte auf das Zündloch gebracht. Die Muskete hatte eine Länge von sechs Fuß. Als Kaliber wählte man acht bis zehn Kugeln aufs Pfund. Die Lunte wurde in einem Luntenverberger getragen, einer blechernen Röhre von Fußlänge, die ringsum mit kleinen Löchern durchbohrt war, damit die Lunte nicht erlosch. Zum Auflegen der Muskete bediente man sich beim Schießen einer Gabel von vier Fuß Länge. Sie war unten zugespitzt, so daß sie leicht in den Boden gestossen werden konnte. Die Gabel hing mit einer Bandschleife an dem linken Handgelenk des Mannes. Sie wurde beim Abfeuern mit der linken Hand gehalten. Außerdem trug der Musketier noch an der linken Seite

den hölzernen Ladestock und die Pulvertasche. Die Kugeln stecken in dem Bandelier.

Die Schießvorschriften, die Johann Jakob v. Wallhausen, der Obristwachtmeister der Stadt Danzig, am Ende des sechzehnten Jahrhunderts herausgab, lauten nun folgendermaßen: Um nach dem Abfeuern wieder zu laden, hebt der Musketier die Muskete mit der Gabel, auf der sie lag, auf und bringt die Muskete an seine rechte Seite, indem er zugleich die Gabel mit der linken Hand hält. Er hebt sodann die Muskete zum Mund, bläst stark in die Pfanne, nimmt die Muskete vom Mund zurück, faßt sie mit der linken Hand, ergreift mit der rechten die Pulverflasche, schüttet auf die Pfanne, klopft und schließt sie, bläst die verlorenen Pulvertörner ab, umfaßt sie mit der rechten Hand unterhalb des Abzuges, bringt sie mit einem Schwung an die linke Seite, hält sie und die Gabel mit der linken Hand fest, greift mit der rechten nach der Pulverflasche, schüttet das Pulver in den Lauf, tut eine Kugel hinein, einen Pfropf darauf, steckt den Ladestock hinein und zieht ihn wieder heraus. Dann faßt er die Muskete mit der rechten Hand und bringt sie senkrecht an die rechte Seite, während mit der linken Hand die Gabel senkrecht an die linke Seite genommen wird. Aus dieser Stellung wird die Muskete fertig gemacht.

Der Musketier streckt zu diesem Zweck die Muskete zur rechten Seite hinaus, bringt mit der linken Hand die Gabel nach rechts, ergreift zugleich mit der Linken die Muskete in der Mitte ihrer Länge, läßt die Mündung nach vorn sinken, nimmt mit den drei ersten Fingern der rechten Hand die Lunte, setzt sie in den Hahn, hebt die Muskete bis an den Mund, bläst die Lunte an, erfäßt mit der Rechten die Muskete dicht beim Abzug, läßt sie mit der Gabel so weit herabsinken, daß diese senkrecht auf dem Boden zu stehen kommt, und nimmt nun Stellung zum Abfeuern. Dabei drückt er den Kolben fest gegen die rechte Brust, neigt den Oberleib etwas vor, setzt das linke Bein mit gebogenem Knie vor, neigt die Gabel gegen sich, zielt und gibt Feuer.

Th. S.

„Sah ein Knab' ein Nüslein stehn.“ — Eine wohl fast in allen Gauen unseres Vaterlandes bekannte Lieberperle besitzen

wir in dem Goetheschen Liede „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“. Ist nun auch der Dichter dieser Strophen jedermann bekannt, so kennen doch wohl nur die wenigsten den Meister, der uns durch seine Komposition das Gedicht zu dem schönen Volksliede gemacht hat, zu dem es geworden ist. Es ist der Lehrer **Heinrich Werner**, dessen Lebensgang im folgenden kurz geschildert werden soll*).

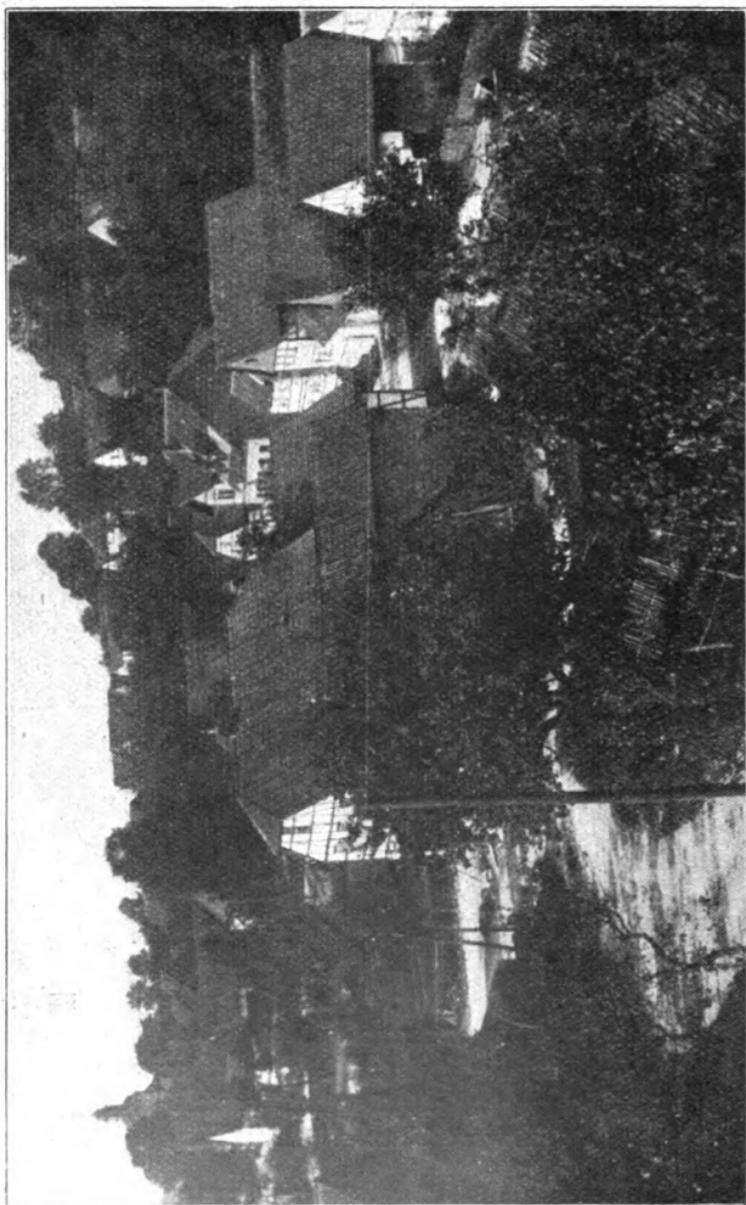
Heinrich Werner wurde am 2. Oktober 1800 in dem auf der Höhe des Ohmgebirges gelegenen Dörfchen Kirchohmfeld im Kreise Worbis geboren. Seine Geburtsstätte war das damalige alte einstöckige Schulhaus, in dem sein Vater, der Lehrer und Kantor **Simon Werner**, seit vielen Jahren die Jugend Ohmfelds heranzubildete. Gleich seinem Vater widmete sich der junge Werner dem Lehrerberufe.



Heinrich Werner.

Da aber zu damaliger Zeit die Lehrerbildungsanstalten, die Seminare, noch nicht so verbreitet waren wie heute, so besuchte Heinrich Werner anfangs das Gymnasium zu Braunschweig. Nachdem er im Jahre 1822 in Erfurt als Freiwilliger seiner Militärpflicht genügt hatte,

*) Das Lied wurde ja mehrfach, unter anderen auch von Schubert, komponiert, die Werne'sche Melodie ist aber allein ins Volk eingedrungen, und sie wird heute überall gesungen, so weit die deutsche Zunge klingt.



Kirchhofsfeld, die Geburtstätte Heinrich Berners.

machte er im Herbst desselben Jahres vor der dortigen Schulprüfungskommission das Volksschullehrerexamen. Die außergewöhnliche musikalische Begabung Werners, ein Erbstück seines Vaters, ließ in ihm allmählich den Entschluß reifen, sich ganz der Musik zu widmen. Im Jahre 1826 legte er in Braunschweig die Musiklehrerprüfung ab und nahm fortan dort dauernd seinen Wohnsitz. Als Musik- und Gesanglehrer verschaffte er seinem Namen bald einen guten Klang, und verschiedene Kompositionen trugen ihm nicht nur äußere Ehren, sondern auch ein schönes Stück Geld ein. So schrieb er mehrere Messen für Singstimmen und gab auch eine Lieder-sammlung heraus.

In diese Zeit (1827) fällt auch seine volksbekannte Komposition von „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“, durch die sein Name der Nachwelt erhalten bleiben sollte. Leider ließ sein Gesundheitszustand viel zu wünschen übrig. Er fing bald an zu kränkeln, und im Jahre 1833 trat die Krankheit so heftig auf, daß er seinen Beruf nicht mehr ausüben konnte. Am 3. Mai des genannten Jahres starb Werner im kaum begonnenen Mannesalter. Auf dem Petrifriedhofe zu Braunschweig hat der Komponist unseres schönen Volksliedes vom „Heideröslein“ seine letzte Ruhestätte gefunden.

Dem Komponisten ist in seinem Geburtsort Kirchohmsfeld unlängst ein Denkmal gesetzt worden. Jos. Gottlieb.

Der herzogliche Hirschfänger. — Der Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg († 1733) verlor eines Tages auf der Jagd seinen Hirschfänger. Scharen von Jägern und Bauern durchsuchten Wald und Feld nach der Lieblingswehr des Fürsten, aber sie ward nicht gefunden. Eine Summe von hundert Gulden oder eine Gnade anderer Art wurde dem redlichen Finder zugesagt.

Eines Morgens erschien an der Wache vor dem Schlosse ein Bäuerelein, das vorgab, den kostbaren Hirschfänger gefunden zu haben. Der Wachposten, dem der Mann zur rechten Stunde kam, erklärte ihm, er könne ihn nur einlassen, wenn er ihm ein Viertel des Fundpreises überlasse. „Nur von mir hängt es ab,“ sagte er, „dir den Zugang zum Herzoge zu gestatten

oder dich, als Betrüger in Verhaft nehmen zu lassen, der wahrscheinlich den Hirschfänger gestohlen hat.“

Das Bäuerlein, das nicht so einfältig war, als der Soldat dachte, stellte sich, als sinne er nach, dann gab er dem Ansinnen des Postens nach, worauf ihm dieser die Schloßpforte öffnete.

Auf der Treppe im Schlosse begegnete ihm ein Schreiber, der mit einem Bündel Papiere unter dem Arm die Treppe herunterkam und ihn mit den Worten anrief: „Woher, guter Freund?“

Der Mann belehrte ihn über den Zweck seines Besuches.

„Zum Herzoge willst du?“ fragte der Schreiber gedehnt. „Zu dem haben Leute deiner Art keinen Zutritt.“

„Aber, Herr, ich habe doch den Hirschfänger des Herzogs gefunden. Hundert Gulden Belohnung oder sonst eine Gnade hat er darauf gesetzt,“ sagte der Bauer.

„Und wenn du das ganze Herzogtum gefunden hättest, so kannst du den Herzog nicht sprechen,“ erwiderte der Schreiber.

„Aber einen Vorschlag will ich dir machen, denn nur ich bin imstande, dir den Zugang zum Herzoge zu verschaffen. Verstehst du mich? Ohne meine Fürsprache kannst du nicht vorgelassen werden, ja du wirst am Ende noch mit einer derben Prügel-suppe heimgeschickt, denn ihr Leute versteht das Hofleben nicht. Gibst du mir aber ein Viertel ab von der Belohnung, die du erhältst, so will ich dafür sorgen, daß du sogleich vorgelassen wirst.“

„Das will ich gern tun,“ erwiderte der Bauer.

Sofort eilte der Schreiber mit dem Bauern die Treppe hinauf bis ins Vorzimmer des Herzogs.

Hier gebot aber der Kammerdiener den beiden, ihm erst den Zweck ihres Kommens mitzuteilen, ehe er sie melde.

Da erzählte der Bauer zum dritten Male, was ihn herführe. Der Diener machte ein sehr ernstes Gesicht und sagte dann, er könne ihn nur zum Herzog führen, wenn er mindestens die Hälfte der Belohnung erhalte.

Das Bäuerlein war sofort bereit, das zu tun, und wurde nun in der Tat zum Herzog geführt, dem er den Hirschfänger überreichte.

Der Herzog war sehr erfreut, redete in leutseligster Weise

zu dem Manne und forderte ihn auf, sich eine Gnade auszubitten, wenn er noch etwas Besseres wisse als die ausgefekten hundert Gulden.

Der Bauer schien verlegen, doch als ihn der Fürst wiederholt aufforderte, sich eine Gnade auszubitten, da bat er untertänig um — fünfundzwanzig Prügel.

Bei dieser Bitte brachen die Hofherren, die zugegen waren, in ein lautes Gelächter aus. Der Herzog, überaus erstaunt, maß den drolligen Bauer vom Scheitel bis zur Sohle und forderte ihn noch einmal auf, sich eine Gnade auszubitten.

Der Bauer beharrte auf seinem Wunsche.

„Nun, jeder nach seinem Geschmack!“ rief da der Herzog und befahl, den Profosen herbeizurufen, damit dieser dem Bäuerlein auf der Stelle die selbstverlangte fürstliche Gnade auszahle.

„Ein Wort, durchlauchtigster Herzog,“ sprach da der Bauer, „sei mir noch zu reden vergönnt. Mich trifft nämlich gar nichts von Eurer Gnade. Eurem Schreiber mußte ich ein Viertel, dem Soldaten, der unten Posten steht, ein weiteres Viertel und Eurem Kammerdiener im Vorzimmer sogar die Hälfte abtreten. Sonst hätten sie mich nicht vorgelassen.“

Jetzt lachte auch der Herzog aus vollem Halse, ließ die drei Sünder sofort herbeiholen und ihnen ihre „Belohnung“ vollwichtig auszahlen. Der Soldat und der Schreiber bekamen jeder sechs, der Kammerdiener, der sich „mindestens“ die Hälfte ausbedungen hatte, dreizehn wohlgemessene Prügel. Dem Bauern aber ließ er die hundert Gulden überreichen, mit denen dieser vergnügt schmunzelnd abzog. C. E.

Ampelpflanzen im Zimmergarten. — Daß bei der in neuester Zeit sehr in Aufnahme gekommenen Bepflanzung von Veranden und Balkonen die Pflege von Blumen und Blattpflanzen in Ampeln ein wenig in Rückstand gekommen ist, ist bedauernswert, denn gerade Ampeln als Fenster schmuck in leuchtendem Flor, überrant mit Zweigen, die nach allen Seiten hin herabhängen, gewähren im Zimmer, namentlich im Winter, einen oft überraschend schönen Anblick. Auch der Einwurf, daß Ampelpflanzen im Sommer wegen ihrer Ge-

bundenheit an das Zimmer verkümmern, fällt weg, wenn man dafür sorgt, daß die Ampeln während des Sommers in Veranden, Lauben und Laubengängen aufgehängt werden.

Häufig wird der Fehler begangen, daß man in das Gehäuse der Zimmerampeln direkt Pflanzen einsetzt. Damit schädigt man nicht bloß die Ampelwände, sondern man entzieht auch der Pflanze die ihr notwendige Luft, die durch die Wände eines porösen Blumentopfes, in den die Pflanze eingesezt werden muß, aus- und eintritt. Der bepflanzte Blumentopf wird in die Ampel gestellt. Auch darin wird häufig gefehlt, daß man den Topf zu dicht mit Blumen bepflanzt. Wenn dann die üppige Blatt- und Knospenentwicklung beginnt, fehlt es den Zweigen an Platz, und die überwuchernde Vegetation gewährt einen unschönen Eindruck. Man setze auch bei kleinen Zimmerampeln nur eine Blumenart ein. Stehen mehrere Blumenarten beieinander, so kommt es bei der Verschiedenartigkeit der Lebensbedingungen der Pflanzen sehr häufig vor, daß die eine Blumenart verkümmert oder von der anderen überwuchert wird.

Häufig tritt der Fall ein, daß die herabhängenden Zweige im Wachstum nachlassen oder dünn und unscheinbar werden. Man kann diesem Übelstande oft schon dadurch Abhilfe schaffen, daß man die Spitzen beschneidet, wodurch ein erhöhter Austrieb neuer Zweige veranlaßt wird. Verlangt man von einer Pflanze starken Zweigetrieb und Blätteransatz, so muß man ihr auch durch Zuführung reicher Erdnahrung und Dung die erforderliche Lebenskraft geben. Das ist in erster Linie auch bei den Ampelpflanzen erforderlich. Eine Hauptsache bei der Pflege ist außerdem ein ruhiger Standort. Die Pflanze, und namentlich die Hängepflanze, baut ihre Zweige nach der Einwirkung des Lichtes in einer Weise, wie es der beste Dekorateur nicht fertig bringt, und gerade bei hängenden Zweigen liegt die Schönheit in der ungezwungenen Haltung dieser wie der Blätter.

Es gibt wohl selten einen Zimmergarten, in dem nicht die anspruchslose, aber immergrünende und sich rasch und weit verzweigende *Tradescantia* zu finden ist. Die grünblättrige

Tradescantia albiflora besitzt in der *Goeschkei* eine gelbbunte und in der *guianensis foliis variegatis* eine weißbunte Abart. Überraschend schön sind auch *zebrina* mit silberglänzenden Längsstreifen und *multicolor* mit weißen, silbernen, violetten, roten und braunen Linien. Häufige Bewässerung in einem reichlich sandigen Standort sind die Erfordernisse ihrer Pflege. Werden alte Exemplare kahl und gelb, dann bildet man aus Stecklingen neue Pflanzen. Sie wachsen ungemein schnell an und überholen im Wachstum bald die Mutterpflanze.

Sehr beliebt als Ampelpflanze ist seit alters her auch der aus Japan stammende Steinbrech (*Saxifraga sarmentosa*). Die langen Ausläufer tragen erdbeerartige Blattrosetten, deren Stiele und Blättchen eine rötliche Färbung besitzen. Die reizenden rotbunten Blüten unterdrückt man am besten so lange, bis sich ein langer Behang gebildet hat, damit die Kraft der Pflanze den Ranten zugeführt wird. Der Steinbrech liebt nahrhafte, lockere, mit etwas Heideerde vermischte Lauberde.

Zu den neueren, sehr zierlichen Ampelgewächsen gehört auch der Horn- oder Lotustlee (*Lotus peliorhynchus*), der von den Kanarischen Inseln stammt. Die zierlichen, silberweiß belaubten Zweige hängen über den Rand der Ampel herab und bedecken sich im Mai mit zahlreichen scharlachroten Blumen in lockeren Dolden. In einer leichten, sandigen Mistbeeterde kultiviert, zeigt sich der Hornklee als eine der schönsten und dankbarsten Ampelzimmerpflanzen. Während des Winters beansprucht er einen hellen Platz in der Nähe des Fensters und eine sehr mäßige Bewässerung.

Sehr beliebt ist in neuerer Zeit auch das Efeupelargonium (*Pelargonium peltatum*) als Ampelpflanze geworden, nachdem es bereits als Topf- und Teppichbeetpflanze Verwendung gefunden hatte. Es stammt vom Kap der Guten Hoffnung und läßt sich sehr leicht aus Stecklingen heranziehen.

Eine allerliebste Ampelpflanze ist auch die indische Erdbeere (*Fragaria indica*). Sie treibt nicht bloß lang herabhängende Zweige, sondern trägt auch bei guter Nahrung und hellem Standort kleine, zierliche Früchte, die einen anmutigen Anblick gewähren. Es werden drei bis vier Pflanzen in den

Topf gesetzt. Für den Sommer würden sich auch die rankenden Arten der Kapuzinerkresse, Winden (*Ipomoea* und *Convolvulus*) und die wohlriechenden Wicken (*Lathyrus odoratus*) als Ampelpflanzen eignen. Rdt.

Aus eigener Kraft. — Einer der merkwürdigsten Männer, die England je hervorgebracht hat, ist zweifellos Lord Calbot. Er gehörte dem englischen Hochadel an, lebte zur Zeit Friedrichs des Großen und genoß zwar eine ausgezeichnete Erziehung, verdankte aber doch seine Würden und Reichtümer lediglich seiner Geburt. Erst fünfundzwanzig Jahre alt war er bereits General, da er schon in der Wiege infolge eines Privilegs Oberst eines Kavallerieregiments war, achtete aber seinen militärischen Rang, als nicht persönlich verdient, gar nicht. Ebenso wenig bildete er sich auf den ihm nur wegen seiner Angehörigkeit zu einem der ältesten Aristokratengeschlechter verliehenen höchsten englischen Orden, den Hosenbandorden, etwas ein und hielt auch sein ungeheures Vermögen für eine Zufälligkeit, die ihm selbst gar keinen besonderen Wert verleihe.

Sequält von dem Gedanken, was wohl aus ihm geworden wäre, wenn er ohne die Vorzüge seines alten Namens seine Laufbahn von unten auf hätte beginnen müssen, entschloß er sich, seine persönlichen Fähigkeiten zu erproben und sich aus eigener Kraft emporzuarbeiten. Ohne das geringste von seinem Plane zu verraten, bat er um einen mehrjährigen Urlaub. Nur das Geld für die notwendigsten Ausgaben in der Tasche, verließ er, nachdem er seine Besitzungen sicheren Händen anvertraut hatte, sein Vaterland, landete in Holland, reiste nach Wien und ließ sich unter dem angenommenen Namen Lewington für das in Brünn stehende Infanterieregiment, das damals der spätere kaiserliche Feldmarschall Browne befehligte, als Gemeiner anwerben.

Calbot machte nun, stets unter dem Namen Lewington, und ohne daß seine wahre Herkunft entdeckt wurde, alle drei Feldzüge gegen Friedrich den Großen mit, zeichnete sich aber überall durch sein Benehmen wie durch große Tapferkeit so vortrefflich aus, daß er schnell befördert und nach der Schlacht bei Prag zum Obersten seines alten Regiments ernannt wurde.

Als Generalleutnant wurde er bei einem unbedeutenden Vorpostengefecht verwundet und mußte seinen Abschied nehmen. Jetzt gab er sich der Kaiserin Maria Theresia zu erkennen und lehrte dann, nachdem er aus eigener Kraft und durch seine eigenen Verdienste seinen hohen Rang erreicht hatte, in sein Vaterland zurück, wo er bald mit der Reorganisation des englischen Heeres betraut wurde und nach einem arbeitsreichen, zufriedenen Leben als Oberbefehlshaber der englischen Armee starb.

W. R.

Wie wurden die Musikinstrumente erfunden? — Das erste musikalische Instrument, das die Menschheit besaß, war ohne Zweifel der Schallstock. Die Beobachtung, daß einzelne Hölzer klingen, ergab sich von selbst, und es bedurfte zur Beschaffung eines Schallstockes nur der Auswahl unter den verschiedenen Hölzern. Jrgend eine Bearbeitung war nicht nötig. Schon die höher stehenden Affen schlagen zu ihrem Vergnügen mit Stöcken auf andere Gegenstände und freuen sich über die Geräusche, die sie dadurch hervorrufen. So schlagen die Schimpansen gern mit Stöcken auf andere Holzstücke. Von einem jungen Gorilla berichtet Falkenstein, ein Teilnehmer der Loangoexpedition: „Ein eigentümliches, fast kindisch zu nennendes Vergnügen gewährte es ihm, durch Klopfen an hohle Gegenstände Töne hervorzubringen.“ Der Schallstock, den noch heute die Australneger, bekanntlich eines der am meisten zurückgebliebenen Naturvölker, gebrauchen, ist ein dicker, keulenförmiger Stock aus hartem Holz, der angeschlagen einen starken Klang von sich gibt. Der Schallstock gewährte zugleich den Vorteil, beim Gesang und Tanz den Takt einzuhalten. Er blieb daher auch dann noch in Brauch, als man schon andere Musikinstrumente verwendete.

Eine ebenso lange Geschichte haben die Kastagnetten. Schon die Natur bietet sie in der Form der sogenannten Klappersteine dar, die meist aus Mergelkugeln bestehen und einen losen Kern besitzen, der beim Schütteln ein klapperndes Geräusch hervorrufft. Ferner gibt es Früchte, deren Kerne, wenn sie trocken geworden sind, klappern. Es lag nun sehr nahe, diese Naturklappern in Ton nachzubilden. Dies ist auch in sehr früher

Zeit geschehen. So hat man in Gräbern aus der Steinzeit Klappern aus Ton und verschiedentlich in Form von Eiergestalten aufgefunden. Schliemann grub auf der Ruinenstätte des alten Troja Klappern mit Metallstücken aus, und in Peru ist in einem vorgeschichtlichen Grabe eine Seeschnecke aufgefunden worden, die mit Kieselsteinen gefüllt war.

In die graue Vergangenheit weist auch der Ursprung der Pauke und Trommel. Ein hohler Baumstamm, auf den zufällig mit einem Stock geschlagen wurde, gab die Urform der Pauke. Noch heute haben in Afrika zahlreiche Stämme derartige Lärmpauken. Wieso man auf den Gedanken geriet, den hohlen Stamm mit einem Fell zu überziehen und auf dieses zu schlagen, lassen uns die Australier ahnen. Ihre Frauen nehmen bei den Tänzen der Männer ihren Mantel aus Opossumhaut von der Schulter, spannen ihn straff und schlagen darauf. Legte man nun eine straff angespannte Mantelhaut über die Öffnung eines hohlen Baumstamms, so war damit die Pauke erfunden. Trommeln sind nur verkleinerte Pauken. Man verstand bei ihnen bald, die Holzteile durch Tonwände zu ersetzen. Eine solche tönernerne Trommel aus dem Ende der Steinzeit ist in der Provinz Sachsen ausgegraben worden.

Die Blasinstrumente, wie Pfeifen und Flöten, gingen aus spielenden Versuchen mit dem Rohrschaft des Pfeiles und den hohlen Knochen hervor, die man als Halschmuck trug. Bei irgend einer Spielerei wurde aus dem hohlen Rohr oder Knochen ein pfeifender Ton entlockt, der nun der Anstoß wurde, derartige Pfeifinstrumente absichtlich herzustellen. Pfeifen sind aus der Steinzeit vielfältig bekannt. Die Saiteninstrumente entsprangen dem Bogen. Ist der Pfeil abgeschossen, so schwirrt die Sehne von selbst. Homer sagt von dem straff gespannten Bogen des Odysseus: „Lieblich tönte die Sehne und hell wie die Stimme der Schwalbe.“ Die geigenähnliche Gora der Buschmänner ist im wesentlichen noch gegenwärtig ein stärker gekrümmter Bogen. Th. S.

Streit mit den Stiefeln. — Napoleon I. war außerordentlich rechthaberisch. Bei Meinungsverschiedenheiten schrieb er

laut und stampfte dabei heftig mit den Füßen auf. General Bernadotte, der nachmalige König von Schweden, hatte mehrfach darunter zu leiden und schwieg daher später bei ähnlichen Fällen unverbrüchlich, was aber dem Kaiser auch wieder nicht paßte.

Gelegentlich eines Kriegsrates rief der Kaiser, über das plötzliche Verstummen des Generals abermals unangenehm berührt: „Warum reden Sie nicht? Ich sehe es Ihnen an, daß Sie Einwendungen zu machen haben!“

„Allerdings, Sire!“ gab Bernadotte zur Antwort.

„Nun, weshalb äußern Sie denn Ihre Ansichten nicht?“

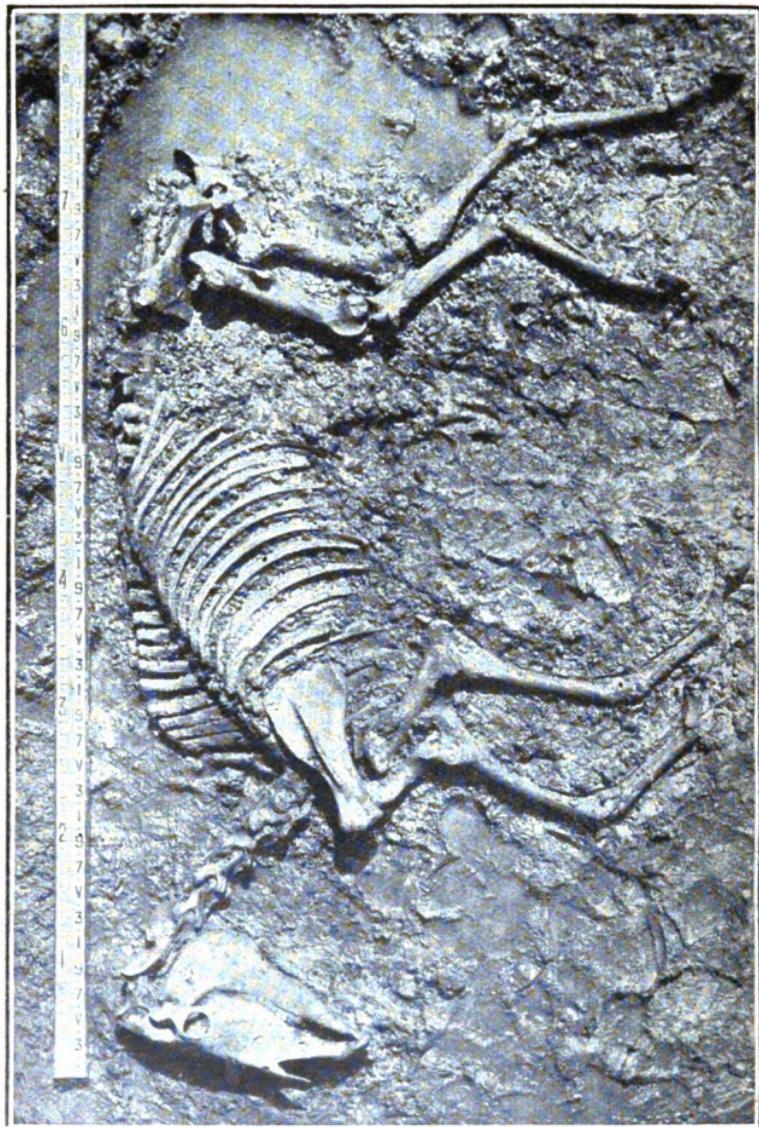
„Weil ich keine Lust habe, mit den Stiefeln Eurer Majestät zu disputieren!“

C. T.

Die Urgeschichte des Pferdes. — Die Entwicklungsgeschichte des Pferdes ist dadurch interessant, daß sich seine allmähliche Umformung von seinen ältesten Ahnen bis zu seiner jetzigen Gestalt fast lückenlos nachweisen läßt. Bereits in den untersten Schichten des Tertiärs sind in Europa und Nordamerika Reste von pferdeartigen Tieren aufgefunden worden. Diese Tiere, die zum Teil nicht größer als ein Fuchs waren, besaßen bei einigen Gattungen noch vier Zehen, während andere Gattungen sogar noch mit einer verkümmerten fünften Zehe ausgestattet waren. Auf sie folgten in den mittleren Schichten des Tertiärs in Nordamerika pferdeartige Tiere, bei denen bereits die vierte Zehe an den Hinterbeinen zurückgegangen war und zugleich an den dreizehigen Füßen die Mittelzehe eine besonders starke Entwicklung aufwies. Die beiden Seitenzehen trugen noch Hufe und berührten beim Gang den Boden.

Im europäischen oberen Miozän sind dann zwar noch die Seitenzehen mit Hufen vorhanden, aber sie reichen nicht mehr bis zum Boden hinab. An diese Entwicklungsstufen schlossen sich nun Tiere, die die Gestalt zierlicher, dreizehiger Pferde besaßen, nur mit der verstärkten Mittelzehe auftraten und dadurch eine größere Schnelligkeit und Ausdauer erlangten.

Im oberen Pliozän endlich traten die ersten eigentlichen Pferde auf. Die verkümmerten Seitenzehen haben die Hufe völlig eingebüßt. Von dieser Periode an verschmelzen die



Ein Pferde skelett aus der älteren Steinzeit.

Seitenzehen mehr und mehr mit dem Mittelfußknochen der Mittelzehe, bis sie zuletzt, wie in der Gegenwart, in den sogenannten Griffelbeinen nur noch schwache Spuren hinter-

lassen. Im Verein hiermit erlitten auch die Schenkelknochen Umformungen, indem namentlich das Ellenbein und Wadenbein zurückgebildet wurden, während die Gesamtgröße des Körpers eine stetig steigende Zunahme erfuhr.

In Nordamerika starben die vordem weitverbreiteten Pferde, wohl infolge einer großen Seuche, später vollständig aus. Dagegen erhielten sie sich in Europa, Asien und Afrika. Sehr günstig waren für sie die weiten Steppen, die nach den Eiszeiten Mitteleuropa bedeckten. In dieser Periode, in die die ältere Steinzeit fällt, gehörten die Pferde zum Jagdwild des Menschen, ja sie wurden vielleicht sogar bereits gezähmt. Unsere Abbildung zeigt das Skelett eines Pferdes aus der älteren Steinzeit, das 6 Fuß unter der Erdoberfläche bei Bishop's Stortford unweit London ausgegraben wurde. Infolge des Vordringens des Waldes wich dann die große Masse der Pferde nach Osten zurück, während die zurückbleibenden, die der Zähmung durch den noch auf tiefer Stufe stehenden Menschen fortdauernd unterworfen wurden, mehr und mehr entarteten. Th. S.

Ein sonderbarer Zweikampf. — Der kanadische Farmer Elias Spring besaß ein Landgut auf einer Insel im Sacoriver, von der aus er eine Brücke auf das Ufer hinüberzubauen wünschte, wobei er aber auf die Besizung seines Nachbarn Dennet gekommen sein würde. Das Flußbett war nicht sehr breit, aber reißend, und einige Meter weiter abwärts befand sich ein ansehnlicher Wasserfall. Die gütlichen Verhandlungen mit Dennet zogen sich in die Länge, denn ohne eine ansehnliche Vergütung wollte dieser nicht einwilligen, daß die beabsichtigte Brücke auf seinem Besiztum ende. Schließlich gerieten die Verhandlungen ganz ins Stocken, und Spring, ein gewalttätiger Mensch, beschloß, auch ohne Einwilligung seines Nachbarn den Brückenbau zu beginnen und durchzuführen.

Spring begann also den Bau, aber in der Nacht machte sich Dennet mit seinen Leuten an die Arbeit und zerstörte, was am Tage gebaut worden war. Dies wiederholte sich mehrere Nächte, wodurch Spring in eine hochgradige Erregung versetzt wurde und seinem Nachbarn eröffnen ließ, er würde ihm persönlich Genugtuung geben müssen, wenn er sich noch einmal

unterstehe, seine Bauarbeiten zu zerstören oder irgendwie zu hindern. Diese Drohung schreckte aber den Nachbar keineswegs ab, denn auch er war ein harter Kopf, und als Spring wieder baute, zerstörte Dennet die Arbeit abermals bis auf einen Balken, den er in der Nacht nicht zu beseitigen vermochte. Dieser Balken reichte von der Insel bis auf seine Besizung herüber.

Spring forderte nun Dennet zu einem Zweikampf auf Leben und Tod, und Dennet antwortete: „Schlagen mag ich mich nicht, ich mache dafür aber einen anderen Vorschlag. Ich will ein mit Pulver gefülltes Faß und ein brennendes Talglicht darauf auf die Mitte des Balkens stellen. Ihr setzt Euch an die eine Seite und ich an die andere Seite des Fasses. Wer von uns beiden nun auf seinem Plage aushält, bis das Licht das Pulver erreicht und die Explosion erfolgt, der hat gesiegt.“

Spring nahm diesen Vorschlag ohne Bedenken an. Der schwache Balken bog sich unter ihnen, als sie auf ihm hingingen, das Pulverfaß in der Mitte über der unten brausenden Flut hinstellten, das brennende Licht hineinsteckten und sich niedersezten, um das Niederbrennen abzuwarten. Hunderte von Menschen standen an beiden Ufern und erwarteten in atemloser Spannung den Ausgang dieses seltsamen Zweikampfes.

Spring, ein großer, schwerer Mann, wurde allmählich unruhig, rückte auf seinem Sitze hin und her und sah bald hierhin, bald dahin. Endlich, als die Flamme des Lichtes nur noch ein Fingerglied lang vom Pulver entfernt war, konnte er es nicht mehr aushalten, stand schnell auf und lief auf seine Insel.

Dennet, der die ganze Zeit die größte Kaltblütigkeit und Ruhe gezeigt hatte, nahm nun vorsichtig das brennende Licht vom Fasse, warf es ins Wasser hinunter und ging in entgegengesetzter Richtung davon.

Vom Bau einer Brücke war nun nicht mehr die Rede. E. E.

Von der Republik San Marino. — Die heute noch mitten in Italien selbständig regierte kleine Republik wollte einst der spanische Minister Alberoni dem Kirchenstaate einverleiben. Doch der wüthige Papst Benedikt XIV. wollte davon nichts

wissen und sagte: „Alberoni ist wie ein Feinschmecker, der nach einem auserlesenen Mittagsmahle ein Stückchen groben Käse verlangt!“

Napoleon I., der so viele Veränderungen auf der Landkarte von Europa vornahm, ließ sich durch die ihm wie ein Wunder erscheinende Bewahrung der Selbständigkeit jenes kleinsten Freistaates derart imponieren, daß er es geradezu für seine Pflicht ansah, sie zu achten und unangetastet zu lassen. Als er den Marinoten bei einem Besuche zwei Kanonen schenkte, leisteten sich die selbstbewußten Republikaner eine artige Großsprecherei. Sie zogen die Geschütze im Triumphzuge auf den Gipfel ihres Berges und erklärten: „Nun wollen wir alle Heere Europas zurücktreiben, wenn sie es wagen sollten, unsere Freiheit anzugreifen!“ E. A.

Chinesischer Humor. — Der Chineser ist für Humor sehr empfänglich, und eine witzige Bemerkung zu rechter Zeit hat auch schon im Reiche der Mitte das Entstehen manchen Streites verhindert. Gute Witze gehen auch dort von Mund zu Munde. Um sie indessen zu verstehen, ist eine genaue Kenntnis chinesischer Sitten und Anschauungen erforderlich. Ein paar dieser Geschichten sei uns gestattet hier mitzuteilen.

Der Mann, der gern Pfandleiher werden wollte. Es war einmal ein Mann, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, eine Pfandleihe aufzumachen. Er fragte daher einen Bekannten, wieviel Geld wohl zu solch einem Unternehmen nötig sei. Dieser antwortete: „Um einen großen Pfandladen aufzumachen, würdest du vielleicht Hunderttausende von Taels gebrauchen, für einen kleinen aber würden schon zehntausend genügen.“

„Würde ich wirklich so viel gebrauchen?“ fragte der Mann enttäuscht. „Ich sollte meinen, daß ich mit einem Ladentische und ein paar Pfandscheinen auch auskomme.“

Die Überzeugung, daß er für sein neues Unternehmen nicht mehr brauche, wurde immer mächtiger in ihm, und mit einem Ladentische und ein paar Pfandscheinen als gesamtes Betriebskapital machte er in der That sein Laden auf.

Nach einiger Zeit kam auch jemand zu ihm, der ein Gewand

verpfänden wollte. Der neue Pfandleiher setzte auf seinen Schein eine genaue Beschreibung des zu verpfändenden Gegenstandes, vergaß auch nicht den Betrag zu erwähnen, für den er verpfändet worden war, reichte den Schein dem Kunden und nahm das Gewand in Empfang. Damit war aber der Kunde noch nicht zufrieden, und er fragte, wie es denn nun mit dem Gelde stünde.

Da erwiderte ihm der sonderbare Pfandleiher gelassen: „Lieber Freund, wenn ich dir jetzt das Geld gebe, mußt du es mir doch wieder zurückgeben, wenn du dein Pfand einlösen willst. Um nun der Mühe des Inempfangnehmens und Zurückzahlens des Geldes enthoben zu sein, ist es das beste für uns beide, wenn wir nichts weiter tun, als daß du mir die Zinsen zahlst, wenn du dein Pfand wieder einlösen willst.“ —

Der langweilige Geschichtenerzähler. Ein Passagierboot, das bereits voll war, war im Begriff, vom Ufer abzustößen, als in größter Eile ein Mann gelaufen kam und mitgenommen werden wollte.

„Wir haben keinen Platz, können dich also nicht mitnehmen,“ antworteten die Bootsleute.

Aber er war nicht so leicht loszuwerden. „Wenn ihr mich mitnehmt,“ rief er, „will ich euch eine Geschichte erzählen.“

Die Passagiere wurden aufmerksam. „Wir haben nichts zu tun,“ sagten sie zueinander, „und die Fahrt ist recht langweilig. Wenn er uns eine Geschichte erzählt, vergeht die Zeit rascher.“

Man erlaubte also dem Mann, an Bord zu kommen. Die Passagiere drängten sich noch enger zusammen, so daß der Ankömmling noch Unterkommen fand, und man bat ihn um seine Geschichte.

Ohne Zaudern begann er: „Der große Feldherr Chao-Chao führte einst achthundertdreißigtausend Mann nach dem Süden des Jantsekiang. Auf dem Wege mußten sie über einen Fluß, über den als Brücke nur ein einziges Brett lag. Einer nach dem anderen ritt hinüber.“

Hier machte der Erzähler ein Geräusch mit den Füßen, das das Trampeln der Hufe nachahmen sollte. Das machte

er so lange, bis seine Zuhörer ungeduldig wurden und ihm zuriefen: „Erzähl doch deine Geschichte weiter.“

„Du mußt warten, bis sie über die Brücke sind,“ gab er zur Antwort. „Wenn achthundertdreißigtausend Männer und Pferde über eine Brücke müssen, die nur aus einem Brette besteht, so geht das nicht so rasch. Sie müssen dabei vorsichtig sein, sonst fallen sie ins Wasser.“

Und ruhig machte er sein „Tapptapptapp“ weiter. Abermals baten seine Zuhörer um eine Fortsetzung der Geschichte, aber er ließ sich nicht drängen. „So rasch kommen sie über die Brücke nicht,“ sagte er, „sie müssen langsam und vorsichtig gehen.“

So fuhr er denn mit seinem „Tapptapptapp“ fort. Das Boot erreichte seinen Bestimmungsort, und die Geschichte fand nie ihr Ende, denn Chao-Chaos Heer hatte noch lange nicht die Zeit gehabt, das eine Brett zu überschreiten. —

Der seßhafte Gast. Jemand besuchte gern seine Freunde, und sobald er ihr Haus betreten hatte, war es sehr schwer, ihn wieder hinauszubekommen. Einmal war jemand, den er mit seinem Besuche beehrt hatte, seiner Gesellschaft müde geworden, wußte aber nicht, wie er ihn loswerden sollte, da er ihn doch nicht gut gehen heißen konnte. Er trat also ans Fenster und betrachtete den Himmel. „Die Wolken ziehen sich zusammen,“ sagte er, „es wird bald regnen.“

Sein Gast erwiderte: „Wenn es nach Regen aussieht, so kann ich jetzt noch nicht gehen, denn der Regen könnte mich ja unterwegs überraschen.“

Der unglückliche Wirt, dem sein Plan gescheitert war, zermartete sich sein Gehirn nach einem anderen, und abermals trat er zum Fenster und schaute nach dem Himmel. „Die Wolken haben sich verzogen,“ erklärte er, „und es wird wohl gar nicht regnen.“

Mit unerschütterlicher Ruhe erwiderte hierauf sein Gast: „Wenn es nicht regnen wird, brauche ich mich auch nicht zu beeilen. Ich bleibe also gerne noch länger, wenn es dir angenehm ist.“

J. E.

Ein Schlingen legender Pilz. — Auf dem Pferdemeist wächst ein kleiner Pilz, der den wissenschaftlichen Namen

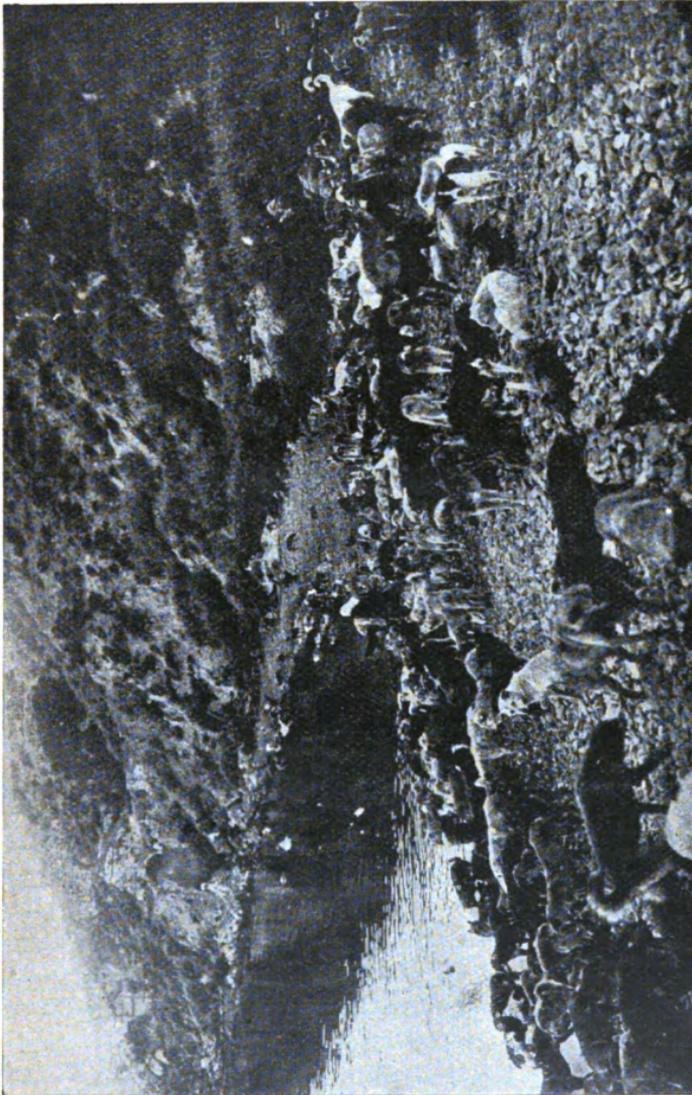
Arthrobotrys oligospora führt. Seine weißen Schlauchfäden durchwuchern den Pferdemist, zerfetzen ihn und saugen die Zerfetzungsstoffe als Nahrung ein. Ist aber der Mist stark ausgeüht und dadurch die Nahrung knapp geworden, so wachsen aus den Schlauchfäden seitlich kurze Zweige heraus, die sich nach den Schlauchfäden zu umkrümmen und mit ihnen zusammenwachsen. Es bilden sich auf diese Weise zahllose winzige Schlingen.

In dem Mist leben nun in großer Anzahl Nematoden oder Fadenwürmer, die zwei bis fünf Millimeter lang werden. Die Würmchen geraten bei ihren Wanderungen auch in die Schlingen hinein, die gerade so groß sind, daß die Würmchen hineinpaffen. Suchen sie sich durch lebhafte Bewegungen aus den Schlingen zu befreien, so ziehen sich diese nur immer enger zusammen. Es gelingt deshalb keinem einzigen Würmchen zu entchlüpfen.

Unmittelbar, nachdem sich eines der Tierchen in einer Schlinge gefangen hat, treibt nun die Schlinge einen Seitenzweig, der die hornige Haut des Fadenwurmes durchdringt und in seinem Körperinnern zahllose kleine Seitenäste entwickelt. In dem Maße, wie sich die Pilzfäden vermehren, nehmen auch die Bewegungen des Würmchens an Kraft ab, bis sie schließlich ganz aufhören und das Würmchen stirbt. Jetzt zerfetzen die Pilzfäden den toten Körper, indem sie das Gewebe in eine fettige Masse umwandeln. Dieses Fett wird von den Pilzfäden allmählich aufgesaugt, so daß von dem Würmchen nur noch die hornige Haut übrigbleibt. Th. S.

Zwanzigtausend Hunde zum Tode verurteilt. — Eine gewisse Sehenswürdigkeit bildeten noch vor kurzem in Konstantinopel die Straßenhunde. Zu Dutzenden lungerten diese herrenlosen Tiere, die allen möglichen Rassen und Kreuzungen angehörten, in den Nebenstraßen und Gassen der türkischen Hauptstadt herum, wo sie eine Art von Sanitätspolizei ausübten. Alle Abfälle, die man, wie es in der Türkei üblich ist, auf die Straße geworfen hatte, wurden von ihnen durchstöbert und die Knochen und Speisereste verschlungen. Gegen die Menschen waren die Hunde im allgemeinen nicht bössartig,

doch störten sie durch ihr nächtliches Geheul und ihre gegenseitigen Raubalgereien um die aufgefundenen Überbleibsel.



Die verbannten Straßenhunde erwarten den Wärter.

Dieser Belästigungen wegen beschloß die jungtürkische Regierung, die Straßenhunde zu beseitigen. Sie wurden mit

eisernen Zangen eingefangen und darauf in Booten nach der unbewohnten kleinen Insel Orias, die unweit Konstantinopels im Marmarameer liegt, gebracht. Auf diese Weise wurden über zwanzigtausend Hunde in die Verbannung geschickt.

Anfänglich wurden sie von Wärtern auf Kosten der Regierung auskömmlich gefüttert und auch mit Trinkwasser versorgt. Aber schon damals behagte ihnen der Aufenthalt auf Orias wenig. Sie litten unter den zahllosen Mücken und Fliegen und fanden vor den glühenden Sonnenstrahlen keinen Unterschlupf. Jetzt aber ist ihr Zustand noch beklagenswerter geworden. Theils um Geld zu sparen, theils aus angeborenem Schlandrian füttert man sie gegenwärtig nur hin und wieder und noch dazu völlig unzureichend. Sowie ein Wärter mit dem Boot eintrifft und einige armselige Brodstücke auf den Strand wirft, entsteht um diese unter den Hunden ein blutiges Ringen. Die stärkeren treiben die schwächeren zurück oder würgen sie ab. So ist schon eine große Anzahl von Hunden in diesen Kämpfen gefallen oder verhungert. Da man die Fütterung in absehbarer Zeit zweifellos ganz einstellen wird, sind auch die jetzt noch überlebenden zum Tode verurteilt. Th. S.

Junggesellenleiden. — Von alters her ist man mit den Junggesellen nicht allzu zart umgegangen. Der weise Plato achtete unverheiratete Männer einer Geldstrafe würdig, in Sparta trieb man die Junggesellen zu festgesetzten Zeiten in den Tempel des Herkules, wo sie von den noch unverheirateten Mädchen mit Stöcken geschlagen wurden. Kaiser Augustus zog bei Besetzung von Ämtern die Familienväter den Unverehelichten vor und befreite Familien mit drei Kindern und darüber von Steuern, die statt dessen den Junggesellen aufgelegt wurden.

Auch in modernen republikanischen und kolonialen Niederlassungen ist man hie und da ähnlich verfahren. Als zum Beispiel im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Franzosen von Kanada Besitz ergriffen, zogen zuerst nur Männer hinüber. Nachdem sich diese angesiedelt hatten, schickte die französische Regierung ihnen ein paar Schiffsladungen voll Mädchen nach, die geneigt waren, sich mit ihnen zu verheiraten.

Nicht alle Ansiedler aber erwiesen sich als ehelustig. Da übte die Regierung einen Druck in dieser Beziehung auf sie aus und suchte sie durch hohe Besteuerung und durch Beschränkungen in ihrem Gewerbe, sowie in ihrer Bewegungsfreiheit zur Heirat zu drängen. Dagegen wurden die Verheirateten auf alle Weise bevorzugt. Nicht allein, daß sie sich im Besitze einer netten Frau sahen, ihr Hausstand wurde auch mit möglichst viel Behagen umgeben, und sie erhielten für jedes Glied der anwachsenden Familie regelrechte Prämien.

Die Stadtbehörden von Eastham in dem puritanischen Kolonialstaate Massachusetts suchten am Ende des siebzehnten Jahrhunderts dadurch die Junggesellen zur Eheschließung zu treiben, daß jeder unverheiratete Mann jährlich drei Krähen oder sechs Amseln schießen oder sonstwie erlegen und als Beweis deren Köpfe vorlegen mußte. Erst wenn sie statt dessen ihre Heiratsurkunde vorweisen konnten, waren sie von dieser Aufgabe befreit. C. D.

Kuriose Heilbäder. — Seit Jahrhunderten haben Ärzte und Laienheilkünstler die merkwürdigsten Stoffe aus dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreich zu Bädern verwendet, in die der leidende Kranke trotz Grausen und Ekel seinen Leib tauchen mußte.

Besondere Heilkraft wurde dem frischen Menschenblut zugeschrieben, weil es alle Kraft- und Lebensstoffe des Körpers enthalten sollte. Bäder aus Rinderblut galten schon bei den alten Ägyptern als Heilmittel gegen Ausatz. Die ägyptischen Könige ließen öfters Rinder schlachten und Blutbäder sich bereiten. Noch vom König Ludwig XI. von Frankreich († 1483) wurden solche grauenhaften Bäder benützt.

Auch der Tiere Blut oder blutige Teile dienten zur Herstellung von Heilbädern. Professor Larrey ließ 1754 einen arg gequetschten Mann in die frisch abgezogene Haut eines Hammels hüllen, „wodurch alsbald Schweiß und rettender Schlaf eintrat“.

Sehr beliebt waren bis in die neuere Zeit Fleischbrühebäder. Möglichst fettes Fleisch wurde gekocht, und in dieser mit Wasser verdünnten oder auch unverdünnten Fettbrühe badete man. 1577 riet ein Arzt, bei Wahnsinnigen Abkochungen

von Ziegenfüßen anzuwenden, auch die Abkochungen ganzer Tiere, zum Beispiel Füchse und Hunde, seien sehr heilsam. Doktor Forest (1687) lobte bei Knochenbrüchen die Abkochung fetter Tiere und gegen Lähmungen die Brühe von einem Fuchse oder mehreren Kaninchen, die lebend in kochendes Wasser oder Öl geworfen wurden, „damit die Lebensgeister sich der Flüssigkeit mitteilen könnten“. Wem solche Bäder zu teuer kamen, kochte nur Hammelfüße ab und bereitete sich davon ein Fleischbrühebad.

Aus dem Tierreich zog man noch andere Vertreter zur Herstellung von Bädern heran, wie Ameisen, Quallen, Medusen und vielerlei Seegewürm.

Eine Mittelstufe zwischen tierischen und pflanzlichen Bädern bilden die lange Zeit angewendeten Speisebreibäder. Das Material dazu bestand aus dem Mageninhalt frisch geschlachteter Rinder in lebendwarmem Zustande. Noch 1860 wurden zum Beispiel im Gumpendorfer Schlachthause bei Wien eigene Badekabinette hierfür eingerichtet, jedes Kabinett mit zwei Wannern, von denen eine für das Reinigungsbad bestimmt war. Ärzte und Patienten rühmten in Wort und Schrift ihre heilsame Wirkung bei Rheumatismus und Sicht. In der „Österreichischen Zeitschrift für praktische Heilkunde“ 1860, Nummer 36 schreibt Doktor Eckstein: „Über die Spezifität der Speisebreibäder kann um so weniger ein Zweifel rege werden, als viele mit sehr chronischen Leiden behaftete Kranke, die bereits innere und äußere Mittel vergebens versuchten, in jener Anstalt Genesung fanden, und gerade bei solchen Kranken wurde die genaueste unbefangenste Beobachtung fortgesetzt, und die günstigen Erfolge mußten mich von den souveränen spezifischen Wirkungen dieser Bäder überzeugen. Bei so hartnäckigen, lange dauernden und lange kurierten Krankheiten kann die Heilung keine zufällige sein, sonst gäbe es keine positive Überzeugung in der praktischen Medizin.“

Übrigens bildeten diese Halbmistbäder schon einen kulturellen Fortschritt, denn früher hatte man reine Mistbäder ärztlich verordnet und allgemein angewandt. Hauptsächlich wurde Ruhdung dazu benützt, den man mit Dampf erwärmte.

Auch Vogelguano genoß in dieser Hinsicht großen Ruf. Er wurde gekocht, filtriert und dann dem warmen Badewasser zugesetzt, das davon eine schöne goldgelbe Farbe erhielt. Die meiste Anwendung und Anerkennung fand der Vogelguano bei Hautkrankheiten. Vielfach schrieb man den verschiedenen Vogelarten spezifische Heilwirkung gegen bestimmte Krankheiten zu.

Eine wichtige Rolle bei der Herstellung von Heilbädern spielen von jeher die Pflanzen. Die wissenschaftliche Medizin und die Laienheilkunde hat sich ihrer stets bedient zu den mannigfachsten Kurzwecken. Frische Kräuter und Kiefernnadeln, Heu und Treber (Weintrester), Tannenzapfen und Laubblätter — alles ward und wird noch zur Herstellung von Bädern benützt. Dabei schreibt der Volksglaube den Pflanzen gewisser Gegenden noch besondere Heilkraft zu.

Eine eigenartige Stellung nehmen die Laubbäder ein, da sie Trockenbäder sind. Der Patient wird im Bett auf einer Wolldecke liegend mit Blättern von Birken, Erlen oder dergleichen etwa zwei Zentimeter hoch bedeckt und mit Decken belegt. So bleibt er ungefähr eine Stunde liegen, wobei, namentlich wenn vorher heißer Tee getrunken wurde, heftiger Schweiß ausbricht. Oder es werden frische Birkenblätter erwärmt, in einen Sack getan, und in diesen kriecht der an „Ziehen“ Leidende bis zum Halse hinein. Dies ist in vielen Gebirgsgegenden noch jetzt ein beliebtes Schwitzmittel.

Hierher gehören auch die in älteren Zeiten gerühmten Bäder aus Pflanzenölen. Das Einölen der Haut wurde ja stets in kosmetischer Absicht angewandt, weil es die Haut geschmeidig macht. Noch heutzutage ölen sich die Einwohner Innerafrikas und die Zigeuner regelmäßig den ganzen Körper. Pollion, der über hundert Jahre alt wurde, antwortete dem Kaiser Augustus auf seine Frage, wodurch er sich die Frische seines Geistes und Leibes erhalten habe: „Von innen durch Wein und Honig, von außen durch Öl.“ Dr. Thraenhart.

Der Humor der Hofetikette. — Auch noch in unseren Tagen fehlt es nicht an höfischen Sonderbarkeiten. Während man am Hofe des Königs von Spanien den Herrscher mit

drei Verbeugungen bei Festlichkeiten begrüßt, wird man beim deutschen Kaiser mit einer einzigen Verbeugung vorgeführt, am Hofe von England aber muß man mehrere Schritte vorwärts und dann in komplizierter Art und Weise wieder rückwärts schreiten.

Die Vorschriften über die Kleidung sind an jedem Hofe anders. Als der Fürst Dolgoruki im Auftrage des Zaren der Laufe des Prinzen Nikolaus von Rumänien beiwohnte, waren seine Koffer versehenlich auf der Grenzstation liegen geblieben. Da er nach der Etikette einen ganz bestimmten Anzug an jenem Festtage tragen mußte, ging ein eigener Kurierzug ab, um das Gepäck schleunigst herbeizuholen. Der Zug kostete den rumänischen Hof zwölftausend Mark.

Nicht weniger kostete die Herbeischaffung eines Bildes des Königs Eduard VII. nach Paris. Es ist alte Sitte, daß in den Zimmern, die ein Herrscher bewohnt, sich ein Bild dieses Monarchen befindet. Gegen diese Vorschrift hatte sich ein Pariser Hotelbesitzer vergangen, und es blieb nichts anderes übrig, als ein solches rasch um teuren Preis zu kaufen.

Auch die Frage, wem am Hofe unter den anwesenden Gästen und Edelleuten der Vortritt gebührt, führt heute noch zu Streitigkeiten oder wenigstens zu komischen Szenen. Als Prinz Heinrich von Preußen der Krönung des Zaren Nikolaus beigewohnt hatte, war seine Abreise eine halbe Stunde später als die des französischen Vertreters, des Generals v. Boisdreffre, angeordnet. Erst im letzten Augenblicke bemerkte man, daß es nicht gut angehe, daß ein einfacher General vor einem Prinzen von königlichem Geblüt abreisen könne. Man änderte die Abfahrtszeit, konnte es aber nicht hindern, daß Prinz Heinrich nun auf verschiedenen Zwischenstationen von den Klängen der Marseillaise begrüßt wurde, da man glaubte, daß sich der Vertreter Frankreichs in dem Zuge befinde.

In England ist es Pflicht aller Staatsbeamten, die Nationalhymne stehend und entblößten Hauptes anzuhören. Als der englische Gesandte Sir Frank Lascelles einst bei Kaiser Wilhelm in Potsdam zu Besuch weilte, hatte der Kaiser angeordnet, daß beim Weggehen die Kapelle der Ehrenkompanie so lange

die englische Hymne spielen sollte, als der englische Gesandte in Sicht sei. Die Musik beginnt, Sir Frank entblößt sein Haupt und bleibt stehen. Der Kapellmeister sieht dies und läßt die Hymne ein zweites Mal beginnen. Der englische Gesandte bleibt weiter stehen, und so geschieht es, daß Sir Frank Lascelles fünfmal seine Nationalhymne zu hören bekommt, bis endlich der Kaiser dieses Mißverständnis aufklärt. C. T.

Die Blume im Knopfloch. — Gegen Ende des Jahres 1842 saßen in Paris einige junge Herren aus dem vornehmen Jockeyclub beim Frühstück im Café Anglais, als ihnen im Laufe des Gespräches die Idee kam, irgend eine neue Mode zu schaffen. An demselben Abende sollte jeder irgend eine Neuerung erfunden haben und damit in der Oper erscheinen. Dem Sieger, der die originellste Idee haben würde, sollte ein solennes Frühstück gestiftet werden.

Zules v. G., einer aus der Tafelrunde, begab sich, nachdem man Abschied voneinander genommen hatte, nach Hause und traf dort den Grafen v. L., mit dem seine Schwester verlobt war. Gegen den Grafen empfand er eine heftige Antipathie, da er ihn nicht für würdig hielt, die Hand seiner Schwester zu erhalten. Der Bräutigam hatte seiner Braut ein prächtiges Rosenbulet überbracht, das in einer Vase auf dem Tische stand. Bald gerieten die beiden Herren in heftigen Streit, wobei der Graf seinen künftigen Schwager schwer beleidigte. Jules mußte ihn fordern, und indem er eine Rose aus dem Strauße riß und sie in das Knopfloch steckte, rief er aus: „Ich schwöre, daß sie nicht wieder herausgenommen werden soll, ehe dieser Schimpf nicht mit Blut abgewaschen ist. Sie kann Ihnen ja, Herr Graf, als Zielpunkt dienen.“

Um Zeugen zu finden, begab sich Jules in die Oper, wo er seine Freunde wußte. Raun hatten sie ihn erblickt, als alle riefen: „Jules hat gewonnen! Die Rose im Knopfloch ist höchst geschmackvoll, sieht entzückend aus! Wir sind besiegt! Eine Rose im Knopfloch soll fortan das Zeichen des Jockeyclubs sein!“

Am folgenden Tage fand das Duell statt, in dem der Graf fiel.

Die Sitte, eine Blume im Knopfloche zu tragen, fand schnelle Verbreitung, und bald wollte kein Elegant mehr auf diesen Schmuck verzichten. C. T.

Ein japanisches Mittel gegen Zahnschmerzen. — Auch im Lande der Chrysanthemumblüten gibt es Leute, die mit so argen Zahnschmerzen geplagt sind, daß sie sich keinen Rat wissen. Japan, das sich immer mehr im modernen Sinne entwickelt, besitzt selbstverständlich auch Zahnärzte, aber das Volk hat zu ihnen wenig Vertrauen. Es kennt ein anderes, billigeres und, wie es behauptet, sicher wirkendes Mittel gegen die Zahnschmerzenplage.

In allen Städten Japans befinden sich sogenannte „Zahnschmerzenaltäre“. Diesen übergibt der Japaner ein geschriebenes Gebet, worin er um Befreiung von seinen Zahnschmerzen bittet. Es wird in diesen Gebeten eine ganz bestimmte Gottheit, namens Binzuru, angerufen. Er ist der Gott der Heilkräuter und die populärste Gottheit bei der ärmeren Volksklasse. Binzurus Heilerfolge sind berühmt, denn er hilft fast immer. Wer ein Bild dieses Gottes besitzt, der reibt das Bild an der Stelle, wo sich die Schmerzen befinden. Dann berührt er mit dem Finger die am eigenen Körper befindliche schmerzende Stelle. Durch diese Heilkraftübertragung, die von dem Bildnis der Gottheit ausgehen soll, glaubt man fest daran, den eigenen Körper wieder gesund machen zu können.

Der Zahnschmerzenaltar ist eine Art japanisches Holzhäuschen, das einem großen Nistkasten für Singvögel ähnelt, denn das Häuschen steht meistens in dichtem Grün. Tausende von Zetteln sind an diesem Häuschen befestigt. Viele bitten die Gottheit um Befreiung von Zahnschmerzen, aber auch ebensoviele Gebetzettel sagen der Gottheit dank, daß die Schmerzen aufgehört haben.

Das Anrufen der Zahnschmerzengottheit ist also eigentlich weiter nichts als eine Art unbewußter Suggestion. Das Volk glaubt eben unbedingt, daß ein solcher Gebetzettel helfen muß. Und damit ist schon viel getan, damit ist ein Teil der schmerzstillenden Heilung bereits vollzogen. Der an Zahnweh Leidende hat das unbedingte Vertrauen zu seinem Gotte, daß er das

Gebet für Zahnschmerzenstillung auch erhört. Genau wie bei uns der Kranke um vieles ruhiger ist, wenn ihn der Arzt besucht hat. Freilich wird Gott Binzuru nicht alle Zahnschmerzen stillen können, denn nur nervöses Zahn- und Gesichtsreißer läßt sich durch Suggestion beseitigen, bei Erkrankungen der Zahnwurzel wird sich der Japaner ebensogut wie der Europäer dazu verstehen müssen, zum Zahnarzt zu gehen, um wirklich von seinen Zahnschmerzen erlöst zu werden. A. M.

Eine wunderliche Titulatur. — Wenn in der guten alten Zeit eine Hinrichtung in einem kleineren Orte stattfinden sollte, der keinen eigenen Scharfrichter besaß, so mußte dieser, wie es übrigens auch heute noch geschieht, von der nächsten größeren Stadt berufen werden. Der wohlblöbliche Magistrat war nun genötigt, mit dem sonst allgemein gemiedenen, verachteten Henker in Korrespondenz zu treten.

Da entstand denn für jene Zeitläufte die bedeutsame Frage, wie der Henker tituliert werden sollte. Daß ihm unmöglich dieselbe Titulatur gewährt werden konnte wie „ehrlichen“ Leuten, war selbstverständlich, andererseits durfte man auch den Mann, dessen Dienste man begehrte, nicht grob behandeln.

So erfand man denn speziell für die schriftliche Anrede des Nachrichters die Titulatur: „Lieber Brauchbarer!“ und begründete dies damit, daß sich ja die christliche Liebe auch auf den Henker erstreckte und er, wenn auch weder „getreu“, noch „ehrenwert“, weder „lößlich“ noch „wohlgeboren“, so doch immerhin ein notwendiges Übel und in seiner Art „brauchbar“ sei. Mz.

Eine merkwürdige Hochzeit. — Am 24. Mai 1777 heiratete der reiche Engländer Howe ein junges, sehr schönes Mädchen namens Luzie Mallet. Er liebte sie leidenschaftlich. Beim Essen nach der Hochzeit stand er aber, nachdem er die Behauptung aufgestellt hatte, daß es unmöglich sei, fest auf die Liebe eines Weibes zu bauen, auf und sagte zu seiner jungen Frau, daß er Geschäfte halber nach dem Tower müsse. Vier Stunden später erhielt sie einen Brief, in dem er ihr meldete, daß unvorhergesehene Umstände ihn zwingen, nach Holland zu reisen.

Von nun an blieb er verschwunden.

Wo war er geblieben? Er hatte sich am Ende derselben Straße in London eine kleine Wohnung gemietet, lebte hier, im Hause eines Kupferschmiedes, unter einem angenommenen Namen und wurde auch, da er erst kurze Zeit in London war, von niemand erkannt. Einige Häuser hinter dem seiner Frau war ein Kaffeehaus, das er täglich besuchte. Drei Jahre nach seiner Flucht erfuhr er hier aus einer Zeitung, daß seine Frau die Ernennung von Schiedsrichtern beantragt habe, die die Angelegenheiten ihres Mannes, über dessen Leben und Tod man nichts wisse, ordnen möchten. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgte Howe in seiner Verborgenheit den Verlauf dieser Angelegenheit, die zuletzt so endete, wie die vermeintliche Witwe es wünschte. Sie wurde als Erbin der vorhandenen Güter und Liegenschaften anerkannt.

Die Jahre vergingen. Howe blieb bei seinem Kupferschmied. Die verlassene Frau lebte sehr zurückgezogen und war nur in Trauerkleidung zu sehen.

Am 24. Mai 1792, also genau fünfzehn Jahre nach ihrer Verheiratung, erhielt Frau Howe, während sie mit ihrem Schwager und ihrer Schwester bei Tische saß, einen Brief ohne Unterschrift durch einen unbekanntem Boten, in dem sie gebeten wurde, sich am nächsten Morgen um zehn Uhr im St. Jamespark an einem bestimmten Plage einzufinden.

„Seht doch,“ sagte sie, indem sie den Brief ihrer Schwester hinreichte, „so alt ich auch schon bin, so habe ich doch noch Liebhaber! Aber selbstverständlich werde ich nicht gehen.“

Die Schwester nahm den Brief, las ihn, prüfte dann die Handschrift und rief freudig erschreckt aus: „Luzie, das ist ja Howes Handschrift!“

Raum hatte Frau Howe dies vernommen, als sie in eine tiefe Ohnmacht sank. Sobald sie ihre Besinnung wiedererlangt hatte, wollten ihre Verwandten sie überreden, daß sie anderen Tages mit ihnen zu dem Stellbichein gehen sollte. „Allein sie weigerte sich entschieden.“

Am folgenden Mittag, genau eine Stunde nach dem vorgeschlagenen Stellbichein, kam Howe sehr freundlich in die

Wohnung seiner Frau, sprach mit ihr, als hätte er sie erst gestern verlassen, umarmte und küßte sie.

Er schien sich endlich überzeugt zu haben, daß man doch auf die Liebe eines Weibes bauen könne.

Das Ehepaar lebte von nun an sehr glücklich und wurde noch mit einer reichen Nachkommenschaft gesegnet. C. L.

Das älteste Schiff der Welt ist in dem kleinen Fischerort Naa im südlichen Schweden zu Hause. Es ist dies die von dem Kapitän Nyberg geführte Schonerbrigg „Emanuel“. Dies Schiff ist zweifellos nicht nur das älteste heute noch seefähige Segelschiff des nördlichen Europa, sondern der ganzen Welt. Die Schiffspapiere zeigen nämlich, daß die Schonerbrigg das höchst achtungswerte Alter von hundertsechsfünfundfünfzig Jahren erreicht hat. Natürlich ist der Veteran im Laufe der Jahre den verschiedensten und eingehendsten Reparaturen unterworfen worden. Die letzte große Reparatur fand 1838 statt.

Während der langen Zeit, in der das Schiff die Wogen durchpflügte, ist es unter den verschiedensten Flaggen gefsegelt. So hat der Danebrog vierzig Jahre lang von seinem Top geweht, während welcher Zeit es in Bornholm beheimatet war. Seit zwanzig Jahren fährt es unter schwedischer Flagge. Ursprünglich wurde der solid gebaute „Emanuel“ als See- räuber Schiff verwandt. Einmal wurde er von den Spaniern gefapert und seitdem hat er ein wechselreiches Dasein geführt. B. M.

Huxleys Droschkentutcher. — Der berühmte Naturforscher Huxley prägte seinen Studenten immer nachdrücklich ein, sich der größtmöglichen Genauigkeit im Sprechen zu befleißigen. „Man kann sich gar nicht klar genug ausdrücken und darf nie voraussetzen, daß andere Leute unseren Gedankengang erraten können. Mir selbst,“ pflegte er hinzuzusetzen, „hat einmal ein irischer Droschkentutcher in der Beziehung eine gute Lehre erteilt. Ich nahm an einer wissenschaftlichen Konferenz in Belfast teil. Die Versammlungen fanden immer sehr früh statt, und eines Morgens entdeckte ich, daß ich die Zeit verschlafen hatte und unmöglich zu Beginn der Verhandlungen im Versammlungslokal sein konnte, woran mir sehr

viel lag. Ich kleidete mich hastig an, frühstückte nicht einmal, sondern rannte die Treppe hinab, winkte einer vorüberfahrenden Droschke und sprang hinein. ‚Fahren Sie zu, so rasch Sie können,‘ rief ich dem Kutscher zu, ‚ich habe die größte Eile.‘ Der brave Irländer nickte und trieb seine Pferde zu einer Gangart an, daß ich mich kaum auf dem Sitze halten konnte. Es kam mir aber vor, als schlug er Zickzackwege ein, durchaus nicht den kürzesten Weg. Plötzlich schoß mir ein Gedanke durch den Kopf. Mit Gefahr meines Lebens neigte ich mich aus dem Gefährt und schrie dem Kutscher zu: ‚Wissen Sie denn auch, wohin ich will?‘

Kaltblütig drehte sich der Kutscher um und antwortete mir mit echt irischem Humor unter der gleichen Aufwendung all seiner Stimmittel: ‚Nein, das haben mir Euer Gnaden nicht gesagt. Sie sagten bloß, ich solle so rasch fahren, wie ich irgend kann, und das tue ich.‘

„Nun, ich konnte nur mir selbst einen Vorwurf machen, denn ich hatte mich unklar ausgedrückt und hätte die Irländer kennen müssen. Die Verhandlungen waren schon weit vorgeschritten, als ich den Sitzungsaal betrat. Seitdem bin ich stets sehr darauf bedacht, mich klar und genau auszudrücken.“

C. D.

Der Traum des Pharao. — Ein Gast bemerkte einst zu dem bekannten Reeder L. in Hamburg, daß er aus der biblischen Geschichte den Traum des Pharao doch gar nicht begreifen könne. Wie wäre es möglich, daß sieben magere Rüste sieben fette Rüste verzehrten, ohne daß man es ihnen ansehe.

Darauf erwiderte L. lächelnd: „Ja, sehen Sie, ich konnte es auch nicht begreifen, bis ich mir eine Frau nahm. Da hatte ich sieben große und dicke Einnahmebücher, meine Frau nur ein ganz kleines Wirtschaftsbuch. Am Ende des Jahres aber hatte das kleine Buch alle meine großen und dicken aufgezehrt, und man sah es ihm auch nicht an. Seit der Zeit glaube ich an den Traum des Pharao.“

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.



Steckenpferd- Lilienmilch- Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, erzeugt rosiges, jugendfrisches Aussehen, reine, weiße, sammetw. Haut u. zart. blendend schönen Teint. à St.50 Pfg.

Barbarossa, Konstanz. Gut bürgerl. Hotel. 80 Betten von 2-3 Mk. Elektr. Licht, Zentralheizg. Altbel. Wein- u. Bierrestaurant. Mäßige Preise. Man verlange Prospekto.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von Dr. C. E. Bock, weiland Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig.

Stehzehnte, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Neu bearbeitet von Medizinalrat Dr. W. Camerer. Mit 145 Abbildungen und 6 Farbtafeln. In seinem Halbfanzband 8 Mark.

Als ein unübertroffenes Muster klarer, leichtfaßlicher und vollstümlicher Darstellung ist Professor Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen weltberühmt. In meisterhafter und gesamte Heilkunde gemeinver-
umfassendster Weise wird in ihm die ständlich gemacht. Es verschafft dem Laien die zum Verständnis aller hygienischen und medizinischen Fragen unbedingt nötigen naturwissenschaftlichen Vorkenntnisse, unterrichtet über den Bau des menschlichen Körpers u. seiner Organe, sowie über deren Verrichtungen, erläutert die Ursachen der Krankheiten und deren Verlauf, gibt Ratsschläge für die erste Hilfe bei Unglücksfällen und plötzlichen Erkrankungen, belehrt über eine vernünftige naturgemäße Pflege des Körpers in gesunden und kranken Tagen und zeigt die Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und zur Verhütung von Krankheiten.

Anleitung zur Pflege der Zähne und des Mundes.

Mit einem Anhang: über künstliche Zähne. Von Dr. Wilhelm Sürsen sen., K. Preussischer Geheimer Hofrat und ehem. Hofzahnarzt in Berlin. Gekrönte Preisschrift, herausgegeben vom Zentralverein deutscher Zahnärzte. Dreizehnte Auflage. Zeitgemäß durchgesehen und herausgegeben von Gustav von Walther-Sürsen, Dr. chir. dent., Zahnarzt in Berlin. Mit vier Einhalttafeln. Broschirt 2 Mark, elegant gebunden 2 Mark 50 Pf.

Die dreizehnte Auflage dieser gekrönten Preisschrift ist allen denen zu empfehlen, welche den Wert der Zähne erkannt haben und für die Erhaltung derselben ernstlich besorgt sind. Wir dürfen diese populäre Darstellung um so mehr als sicheren Ratgeber bezeichnen, da sie das Ergebnis der geläuterten Ansichten und Erfahrungen wahrer Sachverständiger und demnach frei von einseitiger Anschauung und Auffassung ist. Bei der heutzutage immer mehr zunehmenden Verderbnis der Zähne ist ein solch zuverlässiger Leitfaden für die Pflege und Erhaltung derselben in den weitesten Kreisen ein großes Bedürfnis.

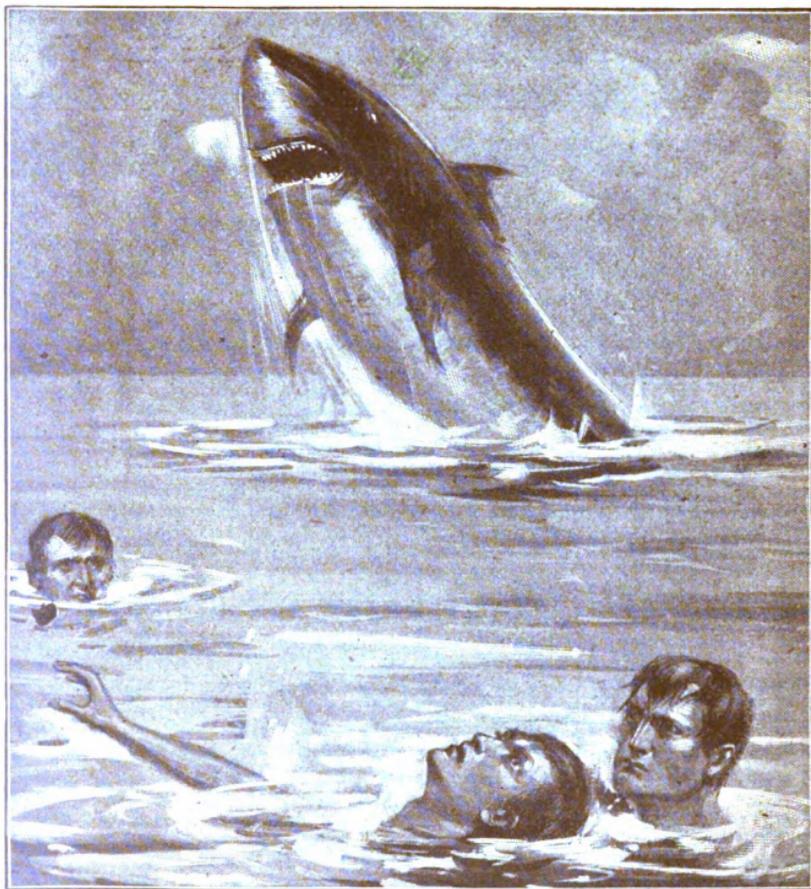
Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das Neue Universum. 31. Band.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, sowie Reiseschilderungen, Erzählungen, Jagden, Abenteuer. Ein Jahrbuch für Haus und Familie, besonders für die reifere Jugend. Mit einem Anhang: „Häusliche Werkstatt“. 474 Seiten Text mit 508 Abbildungen und Beilagen. Elegant gebunden M. 6.75.

In bekannter guter Ausstattung bietet das Werk eine Unmenge Stoff zu selbständiger Denkarbeit. Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, umrahmt von spannenden Reiseschilderungen, Erzählungen, Jagden und Abenteuern, machen das „Neue Universum“ zu einem deutschen Hausbuch im besten Sinne des Wortes. Es bildet allseitig. Knaben wollen bei aller Vorliebe für die wirkliche Welt den Schwung der Phantasie nicht vermissen. Kühne Zukunftsausblicke auf den Gebiete der Technik, Streifen durch wenig erforschtes Gebiet, Luftschiffahrten, Wildnisreiz!
Tägliche Rundschau, Berlin.



Mit furchtbarem Satz schnellte der tödlich getroffene Hai hoch aus dem Wasser heraus.

Zu haben in allen Buchhandlungen.



Soeben

In Ein B

Unter W
v. Dinstl
Frobenius
und Dier
Zusatz
marines
Gen.-Lt.
480 ©

Die i
kein deutl
oder eine
Jüngling
werden.
denken u
und Wo
die Entn
wie Freu
zeigt auc
allein in
Feder, i
Werke, s
sein wird
Unterhal

DATE DUE

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004



